

10 (2025)

Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden

Ordensgemeinschaften Österreich
Kultur und Dokumentation

INHALT

Editorial 1

Abt Reinhold DESSL OCist, Dreiklang „Religion, Kultur und Natur“ im Stift Wilhering. *Neugestaltungen, Bestehendes und Initiativen* 2

Michael ULLERMANN, Stoff – Symbol – Gesellschaft. *Die faszinierende Textilgeschichte liturgischer Gewänder* 20

Paul Saji BAVAKKAT OCD und Claudia RAPBERGER, Jubiläen Feiern in einer Projektreihe. *Teresianischer Karmel 2022–2024* 36

Eva Maria VOGLHUBER OVSM, Wohnen im Herzen Gottes und im Kloster der Kaiserin 49

Pol B. EDINGER, Klosterbibliotheken: *Staubfänger oder Gesellschaftsakteur?* 65

Rupert KLIEBER, Österreichs Ordensleute im NS-Staat 1938 bis 1945: *unbedankt loyal und ungewollt widerständig?* 73

Hannes Benedetto PIRCHER, Tod, Trauer und (post)-säkulare Funeralkultur 89

Birgit KIRCHMAYR, Zwischen Opfer- und Täterzuschreibungen. *Biografische Ambivalenzen am Beispiel des Kremsmünsterer Benediktiners P. Petrus (Franz) Mayrhofer in der Zeit des Nationalsozialismus* 112

Ewald VOLGGER OT, Das Nekrologium als Instrument der Erinnerungskultur. *Am Beispiel des Deutschen Ordens* 133

Andreas GAMERITH, Auf lange Sicht. *Reflexionen zum Problem von Dauerausstellungen im klösterlichen Kontext* 143

Karin MAYER, Zwischen Anpassung und Widerstand. *Ordensarchive als Gedächtnis gegen das Vergessen* 155

Martin KOLOZS, Zehn Jahre MiRKO / MiKO. *Eine Nachlese zur Würdigung* 170

IMPRESSUM
ISSN 2791-4054 Online Edition
Medieninhaber und Herausgeber: Bereich Kultur und Dokumentation der Österreichischen Ordenskonferenz
Redaktion: Susanne Barabas, Iris Fichtinger, Irene Kubiska-Scharl, Karin Mayer, Elisabeth Sebanz, Veronika Leopold.
Adresse: Freyung 6/1/2/3, 1010 Wien | E-Mail: kultur@ordensgemeinschaften.at | Tel.: +43-1-535 12 87 0
Umschlagbilder: Vorder- und Rückseite © Kurt Hörbst

Alle Beiträge sind im Open Access auf https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/e-journal verfügbar und geben die Meinungen der jeweiligen Autor:innen wieder. Diese entsprechen nicht unbedingt der Haltung der Redaktion oder der Herausgeberinstitution.
Aus stilistischen oder persönlichen Gründen wird in einzelnen Texten auf durchgängig inklusive bzw. gendergerechte Sprache von den Autor:innen verzichtet. Dies stellt keine inhaltliche Positionierung der Redaktion dar.

Ordensgemeinschaften Österreich

Kultur und Dokumentation



Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit der 10. Ausgabe der Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden begehen wir ein kleines Jubiläum und sagen aufrichtig Danke! Dass sich das Interesse an den kulturellen Ausdrucksformen der Orden in den vergangenen Jahren so erfreulich entwickelt hat, ist vor allem dem Engagement all jener zu verdanken, die in den Ordensgemeinschaften und ihren Kultureinrichtungen Verantwortung tragen. Unser besonderer Dank gilt den Menschen, die in den Archiven, Bibliotheken, Museen und Sammlungen tätig sind sowie allen, die forschend oder ehrenamtlich mitwirken, das kulturelle Erbe der Orden fachkundig bewahren und zugleich lebendig halten – als Ressource für Kirche und Gesellschaft.

Die Beiträge dieses Heftes zeigen erneut, wie vielschichtig das kulturelle Erbe der Orden ist: im Dialog von Religion, Natur und Kultur, in der Feier von Jubiläen, in der Pflege liturgischer und künstlerischer Traditionen, in der kritischen Erinnerung an dunkle Kapitel der Geschichte, aber auch im Neu- und Weiterdenken klösterlicher Vermittlungspraxis. Diese Ausgabe ist eine Einladung, über den eigenen Tellerrand zu blicken und würdigt nicht nur das Gewesene, sondern ermutigt auch zur Weiterentwicklung. Möge sie all jenen Impulse geben, die in Ordensgemeinschaften und ihren Einrichtungen als Hüter:innen, Vermittler:innen und Brückenbauer:innen zwischen Vergangenheit und Zukunft wirksam sind.

Herzlichst

Karin Mayer & Team

DREIKLANG „RELIGION, KULTUR UND NATUR“ IM STIFT WILHERING

Neugestaltungen, Bestehendes und Initiativen

Abt Reinhold Dessl OCist

Vortrag gehalten am Kulturtag im Rahmen der Ordenstagungen am 27. November 2024 in Wien.



Abb.1: Luftaufnahme im Jahr 2020 © Österreichisches Bundesheer

Das Zisterzienserstift Wilhering in Oberösterreich ist seit seiner Gründung durch die Herren von Wilhering im Jahre 1146 ein Ort des Gebetes und der Religion. Das Gotteslob ist und bleibt die erste Aufgabe eines Klosters. Aber auch die Kultur im Sinne von Kunst und Bildung spielt hier von Anfang an eine Rolle. Seit 1895 besteht das Stiftsgymnasium. Über 30 Jahre lang gibt es nun schon das Sommertheater in Wilhering. Neben Religion und Kultur legt sich auch das Thema Natur nahe. Wilhering liegt am Fuße des Kürnbergs und am Ufer der Donau in einer wunderbaren Naturlandschaft. Dieser Dreiklang aus Religion, Kultur und Natur prägt das Stift von Beginn an.

In den folgenden Ausführungen versuche ich im ersten Teil einen exemplarischen Überblick über Neugestaltungen und bauliche Veränderungen der letzten Jahre zu geben. In einem zweiten Teil möchte ich darauf eingehen, wie sich dieser Dreiklang aus Religion, Kultur und Natur vor allem in den bestehenden Parkanlagen und anderen Gärten widerspiegelt. Im dritten Teil komme ich auf zwei aktuelle Initiativen zu sprechen.

Vorweg sei hinzugefügt, dass sich die Aufgabe eines Klosters natürlich nicht in baulichen Veränderungen und in kulturellen Projekten erschöpfen darf, sondern dass es vor allem um den Aufbau einer zukunftsfähigen christlichen Gemeinschaft geht. Und doch ist es wichtig, dass Klöster ihren Kulturauftrag pflegen. Auch der gute Umgang mit der Natur im Sinn des Schöpfungsauftrags ist kein bloßes „Beiwerk", sondern in der Botschaft des Evangeliums mitenthalten.

1. NEUGESTALTUNGEN DER LETZTEN JAHRE

1.1 Stiftshof

Anlässlich des 875-Jahr-Jubiläums des Stiftes im Jahre 2021 wurde im Vorfeld der Stiftshof neugestaltet. Am 16. Juni 2019 fand die Eröffnung statt.

Aufgrund der von mir vorgegebenen drei Stichworte „Religion, Kultur und Natur" teilte Landschaftsarchitekt Clemens Lutz den Hof gleichsam in drei Räume ein. Zentral



Abb. 2: „Religions-Raum" mit Religio Statue von Franz Schneider © Kurt Hörbst



Abb. 3: „Kultur-Raum“ mit Freiluftaltar von Daniel Spoerri © Kurt Hörbst

ist der „Religions-Raum“ in der Verlängerung der Kirche. Hier steht seit 1837 die klassizistische Religio-Statue von Franz Schneider (*1789,†1847)[1] und markiert, dass Wilhering als Zisterzienserkloster seit fast 900 Jahren ein Ort ist, wo die Gottesfrage im Mittelpunkt steht. Felsenbirnensträucher säumen diesen heiligen Hain ein und schaffen einen Raum, der auf das Betreten der Kirche vorbereitet. Umgekehrt sollen sich Besucherinnen und Besucher beim Verlassen der Kirche nicht gleich im Café des Hofes wiederfinden.

In der Nähe der Schule und des Fritz-Fröhlich-Saales befindet sich der „Kultur-Raum“, gekennzeichnet durch einen Freiluftaltar, der zwei Reliefs von Daniel Spoerri (*1930, †2024) an seiner Vorderseite trägt. Das Mahl der Armen und das Mahl der Reichen sind die Themen dieser Reliefs. Hier kommt die soziale Dimension des Christentums zum Ausdruck, die auch untrennbar mit der Feier der Hingabe Jesu in der Eucharistie verbunden ist. Der Altar wird für Schulgottesdienste und andere liturgische Feiern genutzt. Magnolienbäume in den beiden Grasfeldern flankieren den „Kultur-Raum“.

Den „Natur-Raum“ bestimmt eine Skulptur des Salzburger Bildhauers und Objektkünstlers Wilhelm Scherübl mit dem Titel „Der Ring“. Der Kreislauf der Natur mit seinem Kommen und Gehen wird hier ausgedrückt. Daneben

[1] Von ihm stammt zum Beispiel auch die Maximilian-Kirche am Freinberg in Linz: https://stadtgeschichte.linz.at/denkmal/default.asp?action=kuenstler&id=262 [Zugriff: 11.11.2024].

wächst aus der Öffnung eines Betontisches eine Linde heraus, wobei unklar ist, wie dieses „Match" von Natur und Beton ausgehen wird. Es wird deutlich: „Veränderungsprozesse und das Werden der Natur sind Teil der künstlerischen Form".[2]

Unabhängig von dieser Trias Religion-Kultur-Natur steht an der Außenwand des Stiftsmuseums eine Skulptur des für Wilhering wichtigen Malers Fritz Fröhlich (*1910, †2001), die den biblischen Hiob zum Thema hat. „Er hält



Abb. 4: „Natur-Raum" mit Skulpturen von Wilhelm Scherübl © Benedikt Thumfart

an Gott fest, auch wenn er den Verwerfungen des Lebens ausgesetzt ist. Letztendlich kann er aufrecht und beschenkt weitergehen."[3]

Ein paar Schritte weiter findet sich im Stiftshof eine frühe Arbeit des ebenfalls im Stift beheimateten Künstlers Johann Jascha mit dem Titel „Dreieinigkeit", die aus drei nebeneinander positionierten Metallwürfeln besteht. „Die Einsamkeit des Hiob und die Beziehung von drei Würfeln als Hinweis auf den dreifaltigen Gott – beides sind Bilder menschlicher Verfasstheit."[4]

Mit der thematischen Gliederung und den Skulpturen namhafter Künstler hat sich der Wilheringer Stiftshof von einem repräsentativen Vorhof der Stiftskirche zu einem Skulpturenpark gewandelt, in dem sich zentrale Themen des Lebens und Glaubens widerspiegeln.

[2] Hubert NITSCH, Im Heute leben – Das Stift Wilhering und die zeitgenössische Kunst, in: Stift Wilhering. Beiträge zu Geschichte, Kunst und Spiritualität, hg. vom Zisterzienserstift Wilhering (Linz 2021), 259–270, hier 265.

[3] Ebd., 261.

[4] Ebd., 262.



Abb. 5: Stiftsmuseum: „Raum der Geschichte“ © Kurt Hörbst

1.2 Stiftsmuseum

Das am 5. Dezember 2019 eröffnete Wilheringer Stiftsmuseum besteht aus sieben Räumen, die sich alle mit der Geschichte und Spiritualität, den Aufgaben sowie Persönlichkeiten des Stiftes auseinandersetzen. Von den Ausstellungsgegenständen her sind wir sehr reduziert, dafür gibt es in jedem Raum ausreichend Sitzgelegenheiten: Der Mensch steht im Mittelpunkt, es werden Botschaften vermittelt und Fragen gestellt.

Es geht also nicht um eine Anhäufung von Kunstgegenständen oder das Präsentieren einer Sammlung, vielmehr ist das Museum eher ein „Denkraum“[5], wie es sich für ein Museum im kirchlichen Kontext geziemt. Mit Recht erwarten sich Besucherinnen und Besucher eines klösterlichen Museums, dass hier auch existenzielle Fragen angesprochen werden und zur Auseinandersetzung eingeladen wird. Idealerweise sollte aus dem „Denkraum“ dann in lebendiger Auseinandersetzung auch ein „Dialograum“[6] werden.

Die Konzeption des Stiftsmuseums Wilhering lag in den Händen der Linzer Museumspädagogin Lydia Altmann-Höfler, die leider wenige Tage vor der Eröffnung der Räume im Jahr 2019 verstorben ist.

Der erste Raum des Museums ist der „Raum der Geschichte“. Auf der südlichen Wand ist ein Zeitstreifen über die 878-jährige Geschichte des Klosters angebracht. Jede Tafel behandelt ein Jahrhundert. Es gibt immer eine knappe Überblicksinformation und dann die Möglichkeit,

[5] Klaus LANDA, Das Stiftsmuseum Wilhering. Überlegungen zur Vermittlung christlicher Religion im Museum, in: Stift Wilhering. Beiträge zu Geschichte, Kunst und Spiritualität, hg. vom Zisterzienserstift Wilhering (Linz 2021), 337–350, hier 345.

[6] Renate BAUINGER, Evangelische Kirche Oberösterreich und Evangelisches Museum Oberösterreich, Rutzenmoos: Museen als Dialogräume: Wege zu interkulturellen und interreligiösen Begegnungen (Vortrag am 22. Oberösterreichischer Museumstag: Aktuell oder überholt? Religionen im Museum, am 09. November 2024, Stift Wilhering; noch nicht veröffentlicht).

sich durch herausziehbare Läden weiter zu vertiefen.

Am Ende jedes Jahrhunderts gibt es außerdem eine Zusammenfassung, was sonst noch in Land und Kirche zu dieser Zeit passiert ist.

Die nächste Möglichkeit zur Vertiefung bietet sich auf einem Tisch durch weiterführende Schriften und Monitore. Auf einem Monitor kann man sich zum Beispiel durch die 74 Äbte klicken, die es bis jetzt in Wilhering gegeben hat. Auf einem weiteren Monitor werden die KZ-Erinnerungen von P. Konrad Just OCist (*1902, †1964) dargeboten, der wegen seiner Predigten gegen Hitler eine siebenjährige Haft in Dachau und Buchenwald verbüßte.



Abb. 6: Stiftsmuseum: „Raum der Gegenwart" © Kurt Hörbst

In jedem Raum gibt es für Kinder interaktive Angebote. In diesem gibt es das Angebot von Holzbausteinen, mit denen sie ein Kloster bauen können.

Die dritte Möglichkeit der Vertiefung bietet sich auf der nördlichen Wand, wo der Plan des Klosters mit Gucklöchern abgebildet ist, durch die man in jene Räume schauen kann, die nicht für Besucherinnen und Besucher zugänglich sind.

Begrüßt wird man im „Raum der Geschichte" durch zwei überlebensgroße Statuen der Ordensheiligen Benedikt von Nursia (*um 480, †547) und Bernhard von Clairvaux (*um 1090, †1153). Der Zisterzienserorden ist eine Reformbewegung des benediktinischen Mönchtums und am Beginn des zweiten Jahrtausends in Burgund entstanden. Bernhard war zwar nicht der Gründer des Ordens, aber dennoch die wichtigste Persönlichkeit am Beginn. Seine Schriften gehören auch heute noch zu den Klassikern der spirituellen Literatur. In den Räumen des Museums sind geistliche/philosophische Botschaften an die Wände projiziert, damit klar wird, dass es sich um einen Ort der inneren Auseinandersetzung handelt. In den ersten vier Räumen sind die Aussprüche von Bernhard von Clairvaux präsentiert.



Abb. 7: Stiftsmuseum: „Schalenraum" © Kurt Hörbst

An den „Raum der Geschichte" schließt der „Raum der Gegenwart" an, der sich dem aktuellen Klosterleben in Wilhering widmet. Er ist einem Mönchszimmer nachempfunden und informiert über den Tagesablauf im Kloster. Weiters werden an Mönche oft gestellte Fragen in Videos beantwortet, wie etwa: Hat ein Mönch auch Urlaub? Oder: Wie lebt es sich ohne Familie? Dieser Raum versteht sich auch als Einladung, sich mit der monastischen Berufung auseinanderzusetzen und sie eventuell auch als Impuls für das eigene Leben zu verstehen.

Nach dem „Raum der Geschichte" und dem „Raum der Gegenwart" kommt man in den Raum, der explizit dem Thema Spiritualität gewidmet ist. Dieser Ort vertieft einen bekannten Ausspruch des hl. Bernhard: „Wenn du weise bist, wirst du dich daher als Schale, nicht als Rohr erweisen. Das Rohr nimmt fast zur gleichen Zeit auf und ergießt wieder, was es aufgenommen hat; die Schale aber wartet, bis sie voll ist, und gibt so, was überfließt, ohne eigenen Verlust weiter."[7] Die Mitte des Raumes bildet die alte gotische Brunnenschale des Kreuzganges, die ca. um 1650 der barocken Brunnenschale weichen musste und zuletzt als Blumentrog im Stiftspark in Verwendung war. Die Schale wiegt 1600 Kilogramm und ist aus Adneter Marmor. Im „Schalenraum" des Museums hat sie im restaurierten Zustand eine neue Bleibe gefunden. Auch die moderne Technik wurde hier eingesetzt: Ein Beamer imitiert das Wasser in der Brunnenschale und im Hintergrund hört man nicht nur leise Musik, sondern immer wieder auch das Plätschern des jetzigen Brunnens im Kreuzgang.

Wenn man das Stiftsmuseum unter dem Dreiklang „Religion, Kultur und Natur" betrachtet, dann symbolisiert der Schalenraum „Religion", während in den folgenden Räumen „Natur" und „Kultur" zur Sprache kommen. Im anschließenden Raum wird die Geschichte des Stiftsparks,

[7] Aus der „18. Predigt über das Hohelied, I. Das zweifache Wirken des Geistes: Eingießung und Ausgießung", in: Bernhard von Clairvaux. Sämtliche Werke lateinisch/deutsch, hg. von Gerhard B. WINKLER (Innsbruck 1992), Bd. 5, hier 257.

aber auch der anderen Höfe und Parkanlagen auf Schautafeln und mit Ausstellungsstücken dokumentiert.

In den drei letzten Räumen findet die Kultur ihren Platz. Ein Raum ist dem Klosterkomponisten P. Balduin Sulzer OCist (*1931, †2019) gewidmet, ein weiterer Raum dem mit Wilhering eng verbundenen Maler Fritz Fröhlich (*1910, †2001) und im Raum dazwischen wird die Zusammenarbeit von Sulzer und Fröhlich thematisiert. Während die Fröhlich-Bilder und Skulpturen zum Betrachten einladen, gibt es viele interaktive Hörstationen für die Musik von Balduin Sulzer. In einem Raum hört man eine eigens von Sulzer für Fröhlich-Skulpturen komponierte Musik.

1.3 Marienkapelle

Abb. 8: Einblick in die Marienkapelle © Kurt Hörbst



Die neue Marienkapelle ist seit 2021 der Ort des täglichen Chorgebetes der Wilheringer Zisterziensermönche. Viermal am Tag findet hier das Stundengebet statt, das auch öffentlich zugänglich ist.[8]

Das moderne Chorgestühl ist aus Kürnberger Eiche gezimmert. In seiner schlichten, geradlinigen Form erinnert es an die frühe Zisterzienserbaukunst, bei der die Reduktion auf das Wesentliche und eine qualitätvolle Einfachheit im Mittelpunkt standen.

Aufgrund des barocken Chorgestühls in der Stiftskirche, lag die künstlerische Latte für das Linzer Architektenduo March Gut sehr hoch. Dieses Chorgestühl zeichnet sich durch eine hohe Handwerkskunst aus. So wurde auf die Verwendung von Nägeln verzichtet. Stattdessen sind die Bauteile nur ineinandergeschoben. Die beiderseits herausziehbaren Bänke ermöglichen es, in kurzer Zeit 50 zusätzlichen Personen eine Sitzmöglichkeit zu bieten.

Eine besondere Herausforderung war es, in das romanische Eingangsportal, das den mittelalterlichen Ostausgang aus dem Kloster markiert, eine moderne Tür einzubauen. Der Linzer Diözesankonservator Hubert Nitsch (amt. 2002–2023) nahm diese Herausforderung an und entwarf ein Tor, das sich mit großem Respekt vom romanischen Rahmen abhebt und nur an zwei kleinen Stellen den romanischen Torbogen

[8] Vgl. auch Reinhold DESSL, Räume der Begegnung im Heute. Jüngste zeitgenössische Gestaltungen im Bereich des Stiftes Wilhering, in: Kunst und Kirche. Stachel und Trost, Katholische Kirche Oberösterreich. Künstlerische Gestaltungen 2017–2022, hg. von Martina GELSINGER, Andreas KALTSEIS, Hubert NITSCH (Linz 2022), 114f.



Abb. 9: Neu gestaltete Marienkapelle mit gotischer Wilheringer Madonna © Kurt Hörbst

berührt. Das Portal ist fest im Boden verankert und erlaubt durch die Glasumrahmung eine Kommunikation von Kreuzgang und Gebetsraum. So wie das Chorgestühl ist auch diese Tür aus Kürnberger Eiche geschaffen.

Ebenfalls von Hubert Nitsch stammt der Entwurf für das Lesepult, das einen herausziehbaren Altar beherbergt, der für Eucharistiefeiern verwendet werden kann.

Gelegentlich wird die Kapelle auch als Taufkapelle genutzt. Dazu dienen die Taufschüssel an der Westwand des Raumes, die früher als *Lavoir* für die Fußwaschung am Gründonnerstag in Verwendung war und ein Symbol für die Grundhaltung des Dienens ist. Der Taufkrug war ursprünglich ein Wasserkrug im früheren Internat des Stiftsgymnasiums.

Blickfang und Mittelpunkt des Raumes ist aber die gotische Wilheringer Madonna, die um 1330 entstanden ist. Nach vielen Jahrzehnten, in denen die Madonna nicht öffentlich ausgestellt war, ist sie nun wieder der Mittelpunkt eines Andachtsraumes. Der Zahn der Zeit ist an dieser Statue offensichtlich nicht spurlos vorübergegangen. Das Zepter wurde nachgeschnitzt, aber das Lächeln der Madonna ist noch original. Maria ist die, zu der Elisabeth gesagt hat: „Selig bist du, weil du geglaubt hast." Glücklich ist der Mensch, der die Botschaft des Glaubens annehmen kann und zum Zeugen einer Hoffnung werden kann, die über diese Welt hinausgeht.

Statt des gewohnten Apfels trägt das Jesuskind eine Birne in seinen Händen. So wie der Apfel ist auch die Birne auf Christus zu deuten, der uns als neuer Adam die Frucht seiner Erlösungstat reicht.

1.4 Schutzengelkapelle

Schutzengel sind wie ein innerer Kompass, den uns Gott in der Stimme des Gewissens mit auf den Weg gegeben hat. Sie stehen nie für sich allein, sondern sind Boten Got-

tes und eine Brücke zu ihm. Im biblischen Sinn treten Engel manchmal auch in menschlicher Gestalt auf, wie der Wegbegleiter des jungen Tobias, der sich am Ende als Erzengel Raphael ausweist.

Die Schutzengelverehrung hat in Wilhering seit dem 18. Jahrhundert eine große Tradition. Stift und Pfarre haben nun gemeinsam mit dem Keramikkünstler Gerold Tusch und Hubert Nitsch eine neue Schutzengelkapelle entwickelt. Sie befindet sich im Eingangsbereich der Stiftskirche und wurde 2023 eröffnet.



Abb. 10: Einblick in die Schutzengelkapelle
© Walter Retschitzegger

In dieser Kapelle gibt es auch die Möglichkeit, Kerzen zu entzünden, sich Weihwasser für zuhause mitzunehmen, seine Gebetsanliegen in ein Buch zu schreiben und über einen Bildschirm Informationen über Veranstaltungen und Gottesdienste zu bekommen. Ein neu gestalteter Beicht- und Ausspracheraum lädt ein, das Sakrament der Versöhnung zu empfangen.

Eine Vitrine beherbergt die Schutzengel der Schülerinnen und Schüler unseres Stiftsgymnasiums, den sie beim Anfangsgottesdienst in der ersten Klasse bekommen. Die kleine Engelskulptur aus Holz wird überreicht, um danach individuell bemalt zu werden. Solange die Schülerinnen und Schüler bei uns sind, steht ihr persönlicher, bemalter Engel in der Vitrine der Kapelle. Wenn sie die Schule verlassen, nehmen sie diesen als schützenden Wegbegleiter mit.

Im Eingangsbereich der Schutzengelkapelle befindet sich der alte Schutzengelaltar, der immer am Schutzengelsonntag bei der Prozession mitgetragen wird. Er zeigt dasselbe Motiv, wie auch der Schutzengelaltar der Kirche: einen Engel, der ein Kind des Weges führt. An der Nordwand der Kapelle befindet sich nun die neue Engelskulptur von Gerold Tusch. Bei der Segnung der Kapelle hat er über seine Überlegungen Auskunft gegeben: In der Kapelle „habe ich aber ein mächtiges silbernes Flügelpaar an die Wand gebracht. Die Flügel sind groß genug, um einen Menschen zu tragen und zu BEFLÜGELN.

Die keramischen Flügel sind von Hand modelliert, gebrannt, glasiert sowie versilbert und werden von einer



Abb. 11: Vitrine mit von Schülerinnen und Schülern gestalteten Schutzengelfiguren © Walter Retschitzegger

hellblauen Wandzeichnung des Entwurfs im Hintergrund ergänzt. Die Zeichnung erinnert daran, dass wir zwar eine klare Vorstellung von einem Engel haben, so ein Engel aber doch ein geistiges, ein immaterielles Wesen ist. Er ist nicht unbedingt greifbar, er ist flüchtig wie eine Zeichnung. Die Flügel stehen symbolisch für den Schutzengel, der uns begleitet und Flügel verleihen kann, wenn das Gehen schwer wird. Aber die Flügel stehen auch dafür, dass wir unseren Mitmenschen helfend, tröstend und schützend zur Seite stehen können. Für dieses empathische Miteinander sollen uns Flügel wachsen.

Wie gut uns als Menschen solche Flügel passen, kann jetzt jeder von uns im Vorraum zur Nordkapelle von Wilhering selbst sehen (und fotografieren). Ich kann auch als Künstler nicht für Sie den Traum vom Fliegen realisieren, aber gerne möchte ich Ihre guten Gedanken und Werke mit dieser Installation beflügeln!"

1.5 Pfarrkirche Oberneukirchen

Zum Stift gehören wesentlich auch die dem Kloster inkorporierten 14 Pfarren. Der Innenraum der Pfarrkirche Oberneukirchen wurde von 2019 bis 2020 renoviert und neu gestaltet. Nach dem Vorbild der Neuanordnung des Altarraumes im Linzer Mariendom und einer Anregung von Hubert Nitsch, rückte auch in Oberneukirchen der Altar in die Feiergemeinde hinein.

Die dänische Künstlerin Sofie Thorsen schuf mit dem Vorarlberger Architekten Walter Kräutler in Zusammenarbeit mit Isolde Christandl ein Werk, das die integrative und innovative Kraft der Kunst sichtbar macht, wobei gleichzeitig der Respekt vor der gewachsenen Substanz bewahrt blieb. Die Pfarrgemeinde, unter der Leitung von Pfarrer P. Wolfgang Haudum OCist, bewies Mut zu diesem Projekt, bei dem sich die Leichtheit und die Zartheit des gotischen Netzrippengewölbes und der tragenden Säulen der Kirche in den feinen Stäben von Altar und Ambo widerspie-

geln. Die vielen Rundstäbe unter dem Altar und dem Ambo erinnern auch daran, dass die Kirche kein „Einmannbetrieb" ist, sondern von vielen mitgetragen werden muss. Mehr denn je präsentiert sich der Kirchenraum von Oberneukirchen als ein lichtdurchfluteter Ort, der hilft, Sonntag für Sonntag in das Licht Gottes einzutauchen.

Sofie Thorsen selbst schrieb dazu in der Wettbewerbseinreichung: „Im Zentrum unseres Entwurfes steht der Gedanke, […] dass in etwas Zartem und Leichtem eine große Stärke enthalten sein kann. Wir wollen dem Raum der Pfarre Oberneukirchen nicht mit Monumentalität und Volumen begegnen, sondern mit Poesie und Leichtigkeit."



Abb. 12: Innenansicht der Pfarrkirche Oberneukirchen © Robert Maybach

2. BESTEHENDES

2.1 Stiftspark

Auf einem Idealprospekt des Stiftes um 1735 kann man sehr schön auch die aktuelle Einteilung der Höfe und Parkanlagen des Stiftes sehen.[9]

Der Stiftspark steht wesentlich für das Thema „Natur" im Dreiklang aus „Religion, Kultur und Natur". 2023 wurde mit der Renovierung des Pavillons im Stiftspark auch hier ein baulicher Akzent gesetzt.

Der Dichter Joseph von Eichendorff (*1788, †1857), der im Mai 1807 von Linz kommend einen kurzen Blick auf den Stiftspark geworfen hatte, beschrieb daraufhin Wilhering als „das große Kloster mit dem schönen Garten". Regine Jungwirth aus Eferding hat das in ihrem Buch über die Geschichte der Wilheringer Gärten vermerkt.[10]

Der Park beherbergt eine Reihe von Bäumen als Naturdenkmäler, von denen die Eibe herausragt, die ein ähnliches Alter wie das Kloster haben soll. Interessant sind auch der mehr als hundertjährige Mammutbaum und der riesige Tulpenbaum, den ein französischer Offizier am Beginn des 19. Jahrhunderts gepflanzt haben soll. Anschließend an den Park befindet sich die Stiftsgärtnerei, die seit 2016 verpachtet ist.[11]

[9] Hannes ETZELSDORFER, Die Kunstsammlungen des Stiftes Wilhering. Beschreibender Katalog, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 6, hg. vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz (Linz 1997), hier 53f.

[10] Regine JUNGWIRTH, Die Gärten des Stiftes Wilhering und ihre Geschichte (Heiligenkreuz 2019).

[11] Vgl. Franz HAUDUM, Stiftsgärtnerei und Stiftspark 1945 bis 2015. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Stiftes Wilhering (Wilhering 2018, im Eigenverlag).



Abb. 13: Idealplan um 1735
© Walter Retschitzegger

Die Geburtsstunde des Wilheringer Stiftsparks scheint mit dem in der Schweiz (Lugano) gebürtigen Abt Alexander a lacu (amt. 1587–1600) geschlagen zu haben. Ab 1671 wird die Geschichte des Stiftsparks dann greifbarer. Diese Jahreszahl steht auf dem Türsturz aus Granit des freistehenden „Pavillons", der die Initialen des Abtes Malachias Braunmüller (amt. 1670–1680) trägt.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand ein symmetrisch geordneter Garten, der dann im 19. Jahrhundert unter Abt Johann Baptist Schober (amt. 1832–1850) in einen englischen Garten mit verschlungenen Wegen umgewandelt wurde. In dieser Art präsentiert er sich noch heute.

Auch das barocke Lusthaus wurde renoviert und im klassizistischen Stil umgebaut. 1846 wurde das heutige „Palmenhaus" anstelle der vormaligen barocken Orangerie errichtet und die Glashauskultur intensiviert.

Sogar einen kleinen Zoo gab es im ausgehenden 19. Jahrhundert im Palmenhaus des Parks, der unter anderem einen Affen beherbergte. Dieser drollige Affe soll Anton Bruckner (*1824, †1896) zu einem Satz in seiner ersten Symphonie und wohl auch in der vierten Symphonie inspiriert haben, darum titelte das Sommertheater 2024 in Wilhering mit „Bruckners Affe".

Der Wilheringer Stiftspark ist eine einzigartige Naturschönheit und Ruheoase[12], die nicht nur von Touristinnen und Touristen, sondern auch gerne von den Schülerinnen und Schülern des Stiftsgymnasiums bevölkert wird. Er ist auch ein Ort für musikalische Darbietungen.

[12] Johannes WOLF, Ruheoase an der Donau. Stift Wilhering und seine wunderschönen alten Bäume, in: der Pilger. Magazin für die Reise durchs Leben, Frühjahr 2023, 66–71.

2.2 Konventfriedhof

In besonderer Weise kommt die Verbindung von Religion, Kultur und Natur im Konventfriedhof zum Ausdruck, der sich in Wilhering im Innenhof des Kreuzganges befindet. In den letzten Jahren wurde die Bepflanzung dieses



Abb. 14: Palmenhaus von 1846 © Kurt Hörbst

Friedhofs völlig neu angelegt. Die Grabtafeln an der Wand wurden von der Mauer weggerückt, um ihnen eine Hinterlüftung zu gewähren.

In der Architektur der Zisterzienserklöster[13] kommt dem quadratischen oder rechteckigen Kreuzgarten, der vom Kreuzgang und den zentralen Klosterräumen umgeben ist, eine essenzielle Bedeutung zu: Er wird oft als „Herz des Klosters" bezeichnet. Die Kreuzgärten dienten, gemeinsam mit der an die Kirche anschließenden Bibliothek, dem sogenannten *armarium*, als Lesegärten und wurden als Verbindungswege für die wesentlichen Räume des Klosters benützt. Sie symbolisierten ein Stück des himmlischen Paradieses und Reich Gottes, das jetzt schon mitten unter uns anwesend ist und durch die mönchische Lebensform dargestellt wird.

Das Brunnenhaus hatte nicht nur eine praktische Funktion für die Hygiene, sondern war auch eine Erinnerung an die Wasserströme des biblischen Paradiesgartens.

Im mittelalterlichen Bauplan der Zisterzienser lag der Klosterfriedhof im Nordosten der Kirche. So auch hier in Wilhering. Zu welchem Zeitpunkt der Friedhof in den Kreuzgarten hineinverlegt wurde, lässt sich nicht mehr feststellen, vermutet werden aber die Jahre nach dem Klosterbrand 1733. Im Zuge der Renovierungen 1971 und 1972 wurde im Kreuzgarten eine Mauer abgerissen, die den Konventfriedhof bis dahin vom sonstigen Hof abgetrennt hatte.

[13] Vgl. Stephanie HAUSCHILD, Das Paradies auf Erden. Die Gärten der Zisterzienser (Ostfildern 2007). Siehe auch: Ulrich SCHINDLER, Bebauen und bewahren – begehen, genießen, genesen. Tagung der evangelischen Zisterzienser-Erben in Lehnin 2023: „Schau an der schönen Gärten Zier", Cistercienser Chronik. Geschichte, Kunst, Literatur und Spiritualität des Mönchtums, 130. Jahrgang 2023, Heft 2, 325–329.



Abb. 15: Innenhof des Kreuzganges mit Konventfriedhof © Kurt Hörbst

Die Verbindung von Kreuzganghof und Konventfriedhof ist keine Abkehr von der ursprünglichen Idee eines Paradiesgartens, sondern ganz im Gegenteil deren Vertiefung und Zuspitzung. In der Mitte der Klostergemeinde sind die verstorbenen Mitbrüder weiterhin präsent und begleiten deren Gebet, Alltag und Feiertag.

2.3 Nutzgärten des Stiftes

Von Spiritualität allein kann aber das frömmste Kloster nicht leben. Darum brauchte es Nutzgärten, die die alltägliche Versorgung des Klosters in früheren Zeiten garantierten.

Die Fertigstellung der Klostermauern vor 1280 lässt vermuten, dass sich der Nutzgarten des Klosters spätestens ab diesem Jahr innerhalb dieser Mauern befand. Um 1270 war in diesem Bereich schon eine Mühle und ein Fischteich angelegt worden. Neben Obst- und Gemüsesorten waren in diesem Garten wohl auch Heilkräuterbeete vorhanden.

Im 18. Jahrhundert hat dann der Konventgarten seinen Charakter als Nutzgarten teilweise abgelegt und wurde vermehrt für Rekreationen und Freizeitbeschäftigungen der Mönche genutzt. Auf einer Zeichnung von 1732 ist eine barocke Gartengestaltung mit symmetrischen Linien, strahlenförmigen Anordnungen und ornamentalen Gestaltungen zu sehen. Auch für zwei verschieden lange



Abb. 16: Innerer Konventhof: „Schmarackel-Hof“ © Kurt Hörbst

Kegelbahnen im Garten wurde gesorgt. Einmal im Jahr legte der Konvent Geld für Aufführungen der besonderen Art im Garten oder im Refektorium aus. Es wurden Musiker, Schauspieler, Feuerwerker oder auch Tierdresseure eingeladen.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verschwanden aber hier, wie im Stiftspark, diese barocken Formen und wichen der englischen Gartengestaltung.

Der innere Konventhof wird der mündlichen Überlieferung nach als „Schmarackelhof“ bezeichnet. Regine Jungwirth hat herausgefunden, dass „schmarackeln“ eine Bezeichnung für „eine Art, Kegel zu scheiben“ war. Also war auch in diesem Hof eine Kegelbahn angesiedelt, die noch bis in die Zwischenkriegszeit bestand, und von der es sogar alte Filmaufnahmen gibt, die die Mönche beim Kegeln in den 1920er Jahren zeigen.[14]

Der größte Nutzgarten des Stiftes war der im Norden der Klosteranlage gelegene Obstgarten, der vor der Ausweitung der Gärtnerei eine Fläche von annähernd 4,4 ha umfasste. Alte Bücher aus der Stiftsbibliothek weisen auf das Interesse am Obstbau hin. Eine Robotordnung aus dem Jahre 1597 lässt den Obstanbau und die diesbezüglichen Leistungen der Untertanen dann noch konkreter werden. Ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung wird dann in der Amtszeit von Abt Theobald Grasböck (amt. 1892–

[14] Filmdokumente der 1920er Jahre aus dem Stift Wilhering, in: https://www.youtube.com/watch?v=9VcWZEU1wgs&list=PLHx_Zitbz5caRW9yCpBJqrTR4l7Zk30oZ&index=1 [Zugriff: 07.09.2023].

1915) sichtbar, welcher nicht nur in die Fischzucht, sondern auch in die Obstbaumzucht mit angestellten Gärtnern intensivierte.

Mit dem Weinanbau in der Nähe des Klosters hatte man nicht viel Glück. Schon im 16. Jahrhundert stellte man dessen Unrentabilität fest. Mehr Erfolg hatte man mit einem Safrangarten.

Auch heute wird der Konventgarten noch als Obstgarten betrieben. Ebenso der sogenannte Schmarackelhof. Der hauseigene Most wird aus den Früchten dieser Gärten gepresst und reift im gotischen Keller der ehemaligen Infirmerie des Klosters.

3. INITIATIVEN

3.1 Forum Humanismus Wilhering

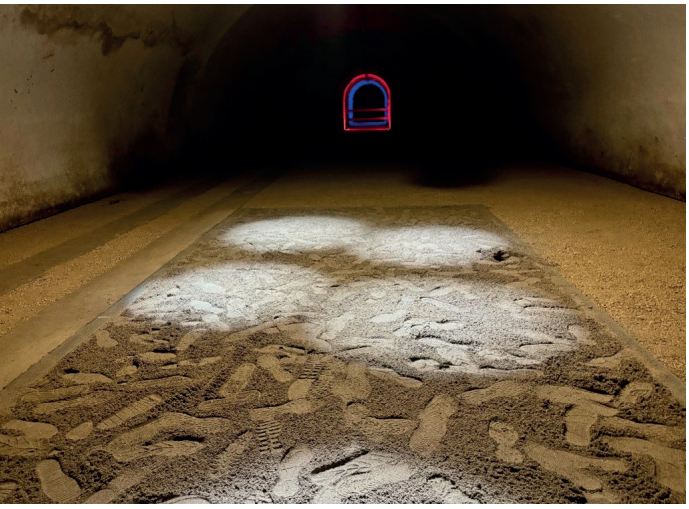


Abb. 17: Kellerraum des Stiftes – Räume „sprechen lassen" beim Forum Humanismus Wilhering © Stift Wilhering

Das Forum Humanismus Wilhering wurde 2022 unter der Federführung des Stiftes und der Marktgemeinde Wilhering gegründet. Wir setzen uns mit brennenden Gegenwartsfragen auseinander und suchen gemeinsam nach Lösungen. Höhepunkt ist jedes Jahr eine Expedition zu einem bestimmten Thema, wobei es einen öffentlichen Teil gibt und einen Expertentag. 2022 war der „digitale Humanismus" Thema, 2023 die „Polykrise, die zur Polychance werden kann", 2024 war es der „Weg zur Wahrheit". Beim Expertentag gehen wir durch Räume des Stiftes und hören dort Impulse, wobei die Räume selbst gleichsam „mitsprechen". Der Beginn ist im Kellergewölbe des Stiftes, das dafür eigens ausgebaut wurde. Hier kann man besonders gut über Fundamente und das Tragende des Lebens, der Gesellschaft, der Kirche… sprechen. Eingebaut ist immer auch die Orgelempore mit dem Blick auf den „Wilheringer Heiligenhimmel". Hier geht es meist um religiöse Themen oder einfach um Visionen für die Zukunft. Das Jahr über gibt es verschiedene Impulsabende. Zuletzt hat die Linzer Pastoraltheologin Klara Csiszar, die Mitglied im

Vorstand des Forums ist, über die Weltsynode in Rom berichtet, wo sie als vom Papst ernanntes Mitglied vertreten war.

3.2 Wilheringer Pilgerweg

Der in Planung befindliche Wilheringer Pilgerweg, der voraussichtlich 2026 eröffnet wird, verbindet das Stift Wilhering südlich der Donau mit den Kirchen der nördlichen Pfarren des Stiftes, sowie mit dem Stift Hohenfurth in Südböhmen (1259 von Wilhering aus besiedelt). Es wird damit nicht nur das ehemalige Rodungsgebiet der Herren von Wilhering durchquert, sondern auch grenzüberschreitend der Weg von der Donau zur Moldau begangen – in einem Gebiet, das seit dem Mittelalter enge Berührungspunkte hat.

Impulse aus der Zisterzienserspiritualität, die beide Stifte verbindet, begleiten den Weg und versuchen das geistliche Erbe der Ordensväter Benedikt von Nursia und Bernhard von Clairvaux für unsere Zeit aufzuschließen. Für die 15 Kirchen, die mit dem Pilgerweg verbunden sind, habe ich 15 Wörter mit dem Buchstaben G gefunden, die uns helfen, die Botschaften von Benedikt und Bernhard in unsere Zeit zu übersetzen: Gesegnet, Gesammelt, Gereift, Gehorsam, Gemäßigt, Gemeinsam, Geträumt, Gerufen, Gehalten, Geliebt, Gegönnt, Gegeben, Gefüllt, Geführt, Gewandelt. Ausgangs- und Endpunkt des Weges ist das Stift Wilhering. So zum Beispiel steht bei der ersten Station in der Schutzengelkapelle Wilhering das Thema „Gesegnet" im Mittelpunkt. Benedikt heißt auf Deutsch „Der Gesegnete". Wir denken darüber nach: Womit bin ich in meinem Leben gesegnet? Für wen möchte ich auf meinem Pilgerweg in besonderer Weise um Segen bitten? Für wen kann ich ein Segen sein?

Gerade das Pilgern ist auch eine Möglichkeit, dem Dreiklang „Religion, Kultur und Natur" in besonderer Weise nachzuspüren. Wilhering als Ausgangspunkt und Zielpunkt des Pilgerweges liefert dafür eine gute Basis.

Reinhold Dessl OCist
Geboren 1962 in Linz, besuchte er das Stiftsgymnasium Wilhering. Nach der Matura 1980 trat er in das Noviziat ein und studierte Theologie an der Kath. Theol. Hochschule in Linz. 1987 schloss er sein Studium mit dem Magistergrad ab und wurde 1988 zum Priester geweiht.1990 wurde er mit einer Dissertation über den Wilheringer Abt Theobald Grasböck (1892–1915) und seine Tätigkeit als Generalvikar der Österreichisch-Ungarischen Zisterzienserkongregation zum Doktor der Theologie promoviert. Im Jahr 2013 wurde er zum 74. Abt des Stiftes Wilhering gewählt. Seit 2019 ist Abt Reinhold Dessl OCist auch Vorstandsmitglied der Österreichischen Ordenskonferenz.
Kontakt:
reinhold.dessl@dioezese-linz.at

STOFF – SYMBOL – GESELLSCHAFT

Die faszinierende Textilgeschichte liturgischer Gewänder

Michael Ullermann

Vortrag gehalten am Praxistag Sakristei im Kloster der Benediktinerinnen vom Unbefleckten Herzen Mariens in Steinerkirchen (OÖ) am 22. April 2024.

Die Geschichte der Paramentik kann nicht losgelöst von der allgemeinen Textilgeschichte betrachtet werden. Es scheint daher hilfreich zu prüfen, inwieweit allgemeine Funktionen von Kleidung auch auf liturgische Gewänder zutreffen. Schutzfunktionen, sei es vor mechanischer Beanspruchung, Scham oder Kälte sind hierbei von geringer Bedeutung, auch wenn es Sonderformen liturgischer Gewänder wie die *Almutie* (Schulterumhang aus Fell, zur Chorkleidung gehörig) gibt, die tatsächlich auch als Kälteschutz gedacht sind. Von großer Wichtigkeit für Paramente ist ihre Funktion als Schmuck, wodurch die Bedeutung des Geschehens am Altar unterstrichen wird. Mit dem Dekorum, der Erscheinungsform, eng verknüpft ist die Funktion als Medium nonverbaler Kommunikation. Die Form der Paramente gibt Auskunft über die Funktion und den Rang des Trägers, die Farbe über das aktuelle Fest im Kirchenjahr und die Darstellungen (vor allem in Stickereien) weisen Bezüge zu Orden, Kirchen und Festen auf.

Vestimentäre Kommunikation braucht einen sozio-kulturellen Code, der wiederum eine hohe Konstanz der Form nötig macht, um das Verständnis der Inhalte zu garantieren. Diese ist bei liturgischen Gewändern aufgrund ihres Stellenwertes in hohem Maße zu beobachten. Sie finden ihren Ursprung in der römischen Alltagskleidung und weisen bis heute ein kaum verändertes Erscheinungsbild auf. Besonders deutlich ist das an der Dalmatik zu sehen, die sich aus der antiken Tunika entwickelt hat. Diese ist in ihrem eckigen Schnitt quasi identisch geblieben und sogar Schmuckelemente der Tunika, wie *Clavi* (zwei Vertikalstreifen, die von der Schulter zum Saum laufen) sind an modernen Dalmatiken noch vorhanden.



Abb. 1: Adlerkasel des hl. Albuin aus byzantinischer Imperialseide, mit Purpur gefärbt, um 1000, Diözesanmuseum Hofburg Brixen
© Hofburg Brixen Bressanone

Die Kasel, das wichtigste liturgische Gewand, leitet sich aus der römischen *Paenula* ab. Die Erscheinung der *Paenula* entspricht dabei der mittelalterlichen Glockenkasel, die rundum geschlossen eine Trichter-, bzw. Glockenform aufweist. Eines der wenigen erhaltenen Beispiele ist die Adlerkasel des Hl. Albuin des Brixener Domschatzes (Abb. 1). Sie ist aus einer byzantinischen Imperialseide um das Jahr 1000 gefertigt worden. Moderne gotische Kaselformen beziehen sich klar auf diese mittelalterliche Glockenform.[1] Wenn man allerdings an barocke geigenförmige Kaseln denkt, dann stellt sich die Frage nach der geforderten Konstanz der Form des Gewandes. Die Antwort zeigt sich in der stufenweisen Veränderung der Kasel. Die Glockenkasel wurde, um dem Zelebranten mehr Bewegungsfreiheit zu ermöglichen, über die Jahrhunderte immer mehr an den Seiten beschnitten, bis sich die heute bekannte barocke Form entwickelte. Dabei handelt es sich nur um eine graduelle Veränderung ein und derselben Form und nicht um einen kategorialen Wandel des Gewandes. Der vestimentäre Code bleibt somit erhalten.

GESCHICHTE DER SEIDE

Paramente sind, wie die Adlerkasel des Hl. Albuin, meist aus Seide gefertigt. Im frühen Christentum war diese allerdings noch verpönt. Tertullian (*nach 150, †nach 220), ein frühchristlicher Kirchenvater, kritisierte die Seide, da er sie für unzüchtig hielt und das Material den Hochmut befördern würde.[2] Spätestens seit Hrabanus Maurus (*780, †856) ist die Seide rehabilitiert. Er empfahl sie für Paramente, obwohl das Material kaum verfügbar war – da es in Europa noch keine nennenswerte eigene Seidenerzeugung gab.

Die Seide hat ihren Ursprung in China und gelangte über die Seidenstraße nach Byzanz und von dort weiter nach

[1] Joseph BRAUN S.J., Die liturgischen Paramente in Gegenwart und Vergangenheit (Freiburg i. Br. 1924) 104. Das Werk von Braun liefert maßgebliche Informationen zur Paramentik für diesen Artikel.

[2] Tertullian, De Pallio, interessant seine Ausführungen zur Muschelseide: https://tertullian.org/articles/hunink_de_pallio.htm [Zugriff: 20.03.2025].

Europa. Auf der Handelsroute wurden nicht nur Waren, sondern auch Technologien weitergetragen, wodurch sich im Orient Seidenzentren etablieren konnten. Um 1000 n. Chr. hatte Byzanz bereits eine derart hochstehende Seidenindustrie, dass Werke wie die Adlerkasel des Hl. Albuin aus einer byzantinischen Imperialseide entstehen konnten. Für den Technologietransfer spielte neben der Seidenstraße auch die islamische Expansion eine wichtige Rolle. Durch sie wurde die Seidenweberei entlang der nordafrikanischen Mittelmeerküste bis weit in den Norden der Iberischen Halbinsel getragen. In der Folge konnte sich so auch in Spanien eine hochstehende Seidenproduktion entwickeln. Von Nordafrika aus kamen maurische Arbeiter nach Sizilien und damit das Wissen um die Seidenweberei. Ein weiterer Impuls für eine hochwertige Seidenproduktion auf Sizilien war der Vorstoß Rogers II. (*1095, †1154) in Griechenland im Jahr 1147, wobei er Seidenweber aus Theben (Ägypten) deportierte und sie in Palermo ansiedelte.[3] Somit standen byzantinische Technologien zur Verfügung. Dies ist auch schriftlich belegt, da Hugo Falcandus 1190 erwähnt, dass *hexamitum* (Samit)[4] in Sizilien gewebt werde, eine Textilbindung[5], in der auch byzantinische Stoffe hergestellt wurden.

[3] David JACOBY, Seide und seidene Textilien im arabischen und normannischen Sizilien: der wirtschaftliche Kontext, in: Wilfried SEIPEL (Hg.), Nobiles Officinae. Die königlichen Hofwerkstätten zu Palermo zur Zeit der Normannen und Stauffer im 12. und 13. Jahrhundert (Kunsthistorisches Museum Wien 2004) 61–74, hier 65.

[4] Samit ist eine Schusskompositbindung in Köperbindung, bei der ausschließlich Schüsse am Muster beteiligt sind. Es ist ein Bindungsrapport von sechs Kettfäden nötig (griech. hexa = sechs).

[5] Die auf Webstühlen hergestellten Gewebe sind durch verschiedenartige Kreuzung zweier Fadensysteme gekennzeichnet. Die Systematik dieser Fadenverkreuzungen nennt man Bindung.

[6] *„item unum diasprum luccanum endicum ad aves rubeas in rotis cum capitibus ad aurum"*. Barbara MARKOWSKY, Europäische Seidengewebe des 13.–18. Jahrhunderts (Köln 1976) 48.

Lucca

In der Folge entstanden in ganz Italien Webzentren hochwertiger Seidengewebe. Die wichtigsten waren Genua, Mailand, Venedig, Florenz und Lucca. Im 13. Jahrhundert übernahm Lucca die Vormachtstellung und dominierte die italienische Seidenproduktion. Die Blütezeit erlebte die Luccheser Weberei nach der Produktion von kleinteiligen Mustern um 1300 mit jener von großformatigen Mustern. Diese bestehen meist aus Palmettmedaillons, die von zwei Tiermotiven begleitet werden. Sie alternieren in horizontalen Reihen und sind paarweise gegenständig angeordnet. Zumeist handelt es sich dabei um einen Vierbeiner und einen Vogel mit abgesetzten goldenen Köpfen, Krallen und Hufen sowie goldenen Scheiben auf den Flügeln. Im Jahr 1295 wurde ein derartiger Stoff im päpstlichen Schatzverzeichnis beschrieben.[6] 1307 besiegten die Guelfen aus Florenz die Ghibellinen in Lucca, was zum Zusammenbruch der Luccheser Seidenproduktion

führte. Die so frei gewordenen Weber wanderten teilweise nach Florenz ab, vor allem aber nach Venedig, ein aufstrebendes Seidenzentrum, das insbesondere für seine Samtweberei Berühmtheit erlangen sollte. Lucca brauchte lange, um sich von diesen Veränderungen zu erholen, hat aber nie wieder seine Vormachtstellung in der Seidenweberei erlangt.

[7] Barbara MARKOWSKY, Europäische Seidengewebe des 13.–18. Jahrhunderts (Köln 1976) 20.

Venedig

In der Lagunenstadt schlossen sich die Luccheser Weber Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer eigenen Zunft zusammen, der *Corte della Seta*. Damit war die Grundlage für die venezianischen Seidenzünfte mit ihren strengen Statuten gelegt, die den Aufschwung Venedigs als Seidenzentrum befeuerten.[7]

Im 14. Jahrhundert war Venedig nicht nur eine wichtige Produktionsstätte von Seidenstoffen, sondern auch führend beim Import ostasiatischer Stoffe, den *panni tartarici*, die auch zu Paramenten verarbeitet wurden. Durch die Beliebtheit dieser Stoffe wurden deren Symbole, Formensprache und kräftige Farben in der italienischen Seidenweberei aufgegriffen. Man findet im 14. Jahrhundert Arabeskenmuster und chinesische Fabeltiere wie Phönix, Drache und Khilin (eines der vier chinesischen Wundertiere) auch auf italienischen Seiden. Ein interessantes Beispiel hierfür ist eine italienische Seide aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts aus der Danziger Marienkirche (Polen). Sie zeigt alternierende horizontale Reihen mit Phönix bzw. Jagdleopard begleitet von Ranken mit Lotusblüten. Die Tierdarstellungen winden sich um die Buchstaben „Y" und „S". Die Lettern stellen Anfang und Ende des Namens Jesu in mittelalterlicher Schreibweise (Yhesus) dar. In diesem Zusammenhang lassen sich auch die Tierdarstellungen entsprechend lesen: der Jagdleopard als Symbol der Stärke und der Phönix, der aus der Asche neu ersteht, als Symbol für die Auferstehung. Somit ist der Stoff ikonographisch eindeutig als Paramentenstoff zu klassifizieren.



Abb. 2: Maestro de Narni, Madonna mit Kind (Detail), 1409, S. Agostino de Narni, Musée du Petit Palais Avignon, inv. Cl. 7496 © Wikimedia Commons

Dass christliche Konnotationen auf Seidenstoffen üblich waren, belegt eindrucksvoll das Gewand einer Mariendarstellung auf einem Tafelbild von Ma-

estro de Narni von 1409 (Abb. 2). Die Buchstabenfolge auf dem roten Stoff ist eindeutig erkennbar. Sie verweist auf die Anfangsbuchstaben des lateinischen Ave Maria (*Ave Maria Gratia Plena, Dominus Tecum. Benedicta Tu …*).

Das auf mittelalterlichen Seidenstoffen häufig wiederkehrende Motiv eines eingezäunten Einhorns ist in dem Zusammenhang ebenfalls marianisch zu deuten: Das Einhorn als reines Wesen in einem *hortus conclusus* steht metaphorisch für die Unbeflecktheit Mariens.

Granatapfelmuster

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts taucht mit dem Granatapfelmuster ein neuer Mustertypus in der Seidenweberei auf. Der Begriff wurde erst Anfang des 20. Jahrhunderts von Otto von Falke (*1862, †1942) geprägt und ist irreführend, da in den meisten Fällen keine Granatäpfel dargestellt werden. Vielmehr handelt es sich dabei um ein Muster, dessen Hauptmerkmal großformatige Kielbogenrosetten sind, die mit einer stilisierten Frucht- oder Blütendarstellung wie Granatapfel, Artischocke oder Distelblüte gefüllt sind. Die Rosetten sind in horizontalen Reihen angeordnet oder auch in aufsteigenden Wellenästen (oft aus stilisiertem semper vivum) aufgelegt. Ausgeführt wurde das Granatapfelmuster entweder als Damast, in den meisten Fällen jedoch als komplexes Samtgewebe. Die Granatapfelmuster waren hochgeschätzt und wurden deshalb gerne in der Paramentik verwendet sowie in der Malerei eingesetzt, um heiliges Geschehen darzustellen und zu unterstreichen. So finden sie sich unter anderem auf zahlreichen Madonnendarstellungen als Gewand oder Hintergrundfolie, wie auch als Gewand von Heiligen, insbesondere wenn es sich dabei um Paramente handelt. Der dadurch etablierte sakrale Charakter der Granatapfelmuster wird auch in späteren Jahrhunderten in der Malerei noch als Hinweis auf Sakralität verwendet. Man denke beispielsweise an das Gewand des römischen Pontifex im Decius Mus-Zyklus (Vorlage für Tapisserien) von Peter Paul Rubens (*1577, †1640). Es verwundert daher nicht, dass seit dem 19. Jahrhundert Granatapfelmuster wieder vermehrt in der Paramentik auftauchen und auch heute noch dafür hergestellt werden.

Samtweberei

Die Samtweberei war eine große technische Herausforderung, da der Flor[8] des Samtes aus dem Gewebe herausragt. Daher muss die Florkette, die dafür verwendet wird, länger sein als die Hauptkette des Grundgewebes. Sie wird deshalb nicht auf dem Kettbaum aufgerollt, sondern einzeln von einer großen Zahl kleiner Spulen unterhalb der Hauptkette dem Webprozess zugeführt (Abb. 3). Beim Weben wird die Florkette anstelle eines Schusses über eine Metallrute geführt, wodurch eine Schlaufe entsteht. Wird diese aufgeschnitten, entsteht der klassische Samtflor. Wird die Rute seitlich abgezogen und werden die Schlaufen nicht geschnitten, spricht man von unaufgeschnittenem Samt. Dieser Effekt entspricht einem Frotteestoff und wird in gemusterten Samten als eine von vielen weiteren Gestaltungsmöglichkeiten eingesetzt (Abb. 4 und 5).

Die Komplexität der Samtherstellung erklärt, weshalb die Samtweber in Venedig einen Sonderstatus genossen. Sie spalteten sich bereits 1347 von der *Corte della Seta* ab und gründeten eine eigene Zunft mit strengen Statuten und eigenen Meisterprüfungen. Dabei wurden Samtweber (*maestri del arte di pelo*) und Weber broschierter Samte (*maestri delle velludi*) unterschieden. Strenge

[8] Als Flor werden jene Fasern bezeichnet, die aus dem Gewebe abstehen und von einer zusätzlichen Kette gebildet werden.

Abb. 3: Samtwebstuhl (Handweberei), Tassinari Chatel, Lyon © Ullermann



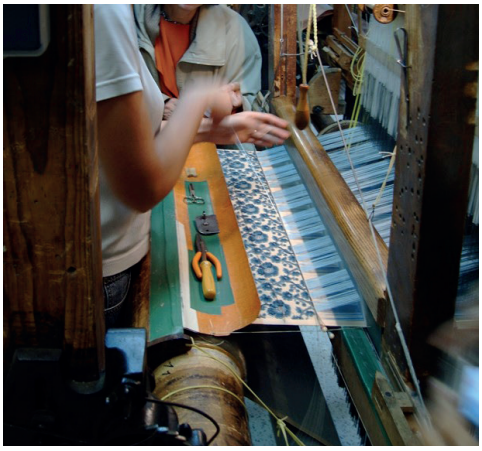


Abb. 4: Samtweberei, Tassinari Chatel, Lyon © Ullermann

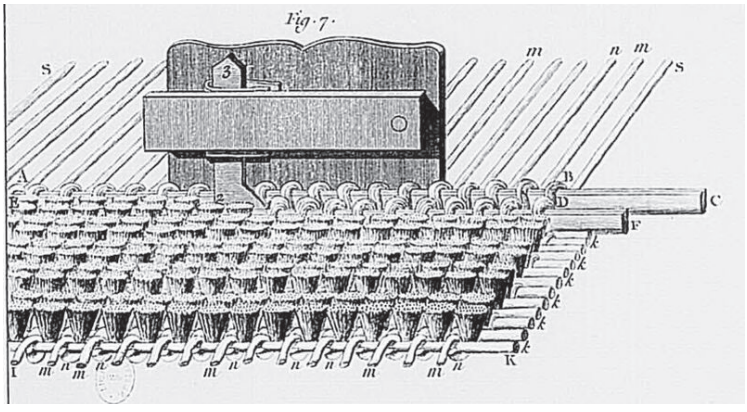


Abb. 5: Aufschneiden des Samtes, Diderot et d'Alambert, Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, 1758–1771, https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b2100119j/f163.item.zoom# [Zugriff: 29.11.2024] © Bibliothèque nationale de France

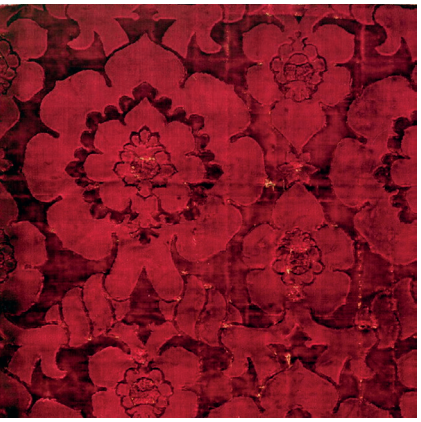


Abb. 6: Stufensamt mit Granatapfelmuster, Ende 15. Jahrhundert, Venedig © Wikimedia Commons

Kontrollen sicherten die Qualität, nicht vorschriftsmäßige Stoffe wurden öffentlich zerschnitten und verbrannt. Die Königsdisziplin waren wohl die Stufensamte, deren Muster durch unterschiedlich hohen Flor gebildet wurde (Abb. 6).

Spitzovalmuster

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts werden die Granatapfelmuster langsam in einen neuen Mustertypus überführt: das sog. Spitzovalmuster. In Abbildung 6 sind die Rosetten des Granatapfelmusters bereits in ein Astwerk mit Flechtknoten eingebunden, das an das Spitzovalmuster erinnert. Eine Kasel von Sixtus IV. (amt. 1471–1484) zeigt das Spitzoval bereits in Reinform, allerdings noch aus *semper vivum* Ästen. Das neue Gliederungsschema ist zudem noch mit singulären Rosetten des Granatapfelmusters gefüllt. Interessant erscheint die Gestaltung dieser Kasel. Auf der Rückseite ist das Wappen des Papstes appliziert (welcher der Familie della Rovere entstammt), das einen Eichenbaum darstellt. Der Stoff zeigt ebenfalls als Zierelemente Reihen von Eicheln, die das Gliederungsschema und die Rosetten flankieren. Das Stoffmuster bezieht sich damit auf das Wappen und repräsentiert die Person des Papstes. Es handelt sich um eine Auftragsarbeit, die auf Bestellung des Papstes von Pietro Bettino und Giovanni Antonio della Seta ausgeführt wurde.[9] Diese Form der Repräsentation des Trägers des Messgewands ist als Erweiterung des

[9] Die Kasel befindet sich in den Musei antoniani della Basilica del Santo in Padua. Doretta DAVANZO POLI, Angewandte & dekorative Kunst in Venedig (Venedig–Köln, 1999) 254.



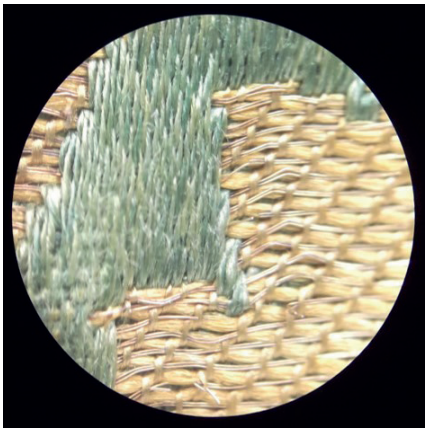


Abb. 7 (a, b): Grüne Marcus Sitticus Kasel (Gesamtansicht und Vergrößerung), Salzburger Domschatz © Ullermann

vestimentären Codes zu verstehen und erklärt sich durch das neue Selbstverständnis des Menschen im Zeitalter des Humanismus.

Das Spitzovalmuster hat sich lange gehalten. Ein Beispiel ist die grüne *Marcus Sitticus Kasel*, die Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden ist und ein hexagonal abgewandeltes Spitzoval zeigt (Abb. 7). In der Vergrößerung erkennt man, dass anstelle von Goldfäden Golddraht verwoben wurde, der das Gewebe sehr unbeweglich und starr macht.[10] Bei diesem Stoff handelt es sich demnach nicht um einen Kleiderstoff, der eine gewisse Flexibilität haben muss, sondern um eine Dekorationsseide für Wandbehänge, Bezüge oder Kissen. In dieser Funktion wird der Typus des Spitzovals in unterschiedlichen Varianten bis heute gewebt.

KONZIL VON TRIENT

Das Konzil von Trient (1545–1563) hat die Paramentik der folgenden Jahrhunderte stark beeinflusst. Das mag verwundern, da liturgische Gewänder darin kaum erwähnt werden. So sollen Segnungen, Kerzen, Weihrauch und Gewänder den Gläubigen zur Frömmigkeit und Erkennung des Messopfers dienen (*sessio XXII caput 5*).[11] Eine weitere Erwähnung ist aussagekräftiger für die Paramentik. Im *Canon 7 da sanctissimo Missae sacrificio in sessio XXII* steht: „Wenn wer sagt, dass Zeremonien, Gewänder, Schmuck und äußerliche Symbole, die die Kirche in der Messe verwendet, mehr zur Gottlosigkeit gereichen als zu Devotion und Glauben, dann sei er ausgeschlossen."[12] Die große Streitfrage, ob prunkvoller Schmuck in der Messe angemessen sei, wird nur indirekt beantwortet.[13] Die ganze Bilderfrage in all ihrer Komplexität wurde in größter Eile in der letzten *sessio XXV* abgehandelt, da Pius IV. (amt. 1559–1565) schwer erkrankte. Wäre der Papst verstorben, dann hätte das Konzil, das bereits seit 18 Jahren unter drei Päpsten andauerte, von seinem Nachfolger erneut einberufen werden müssen. Dies hätte den Abschluss des Konzils nochmals verzögert. Um dies zu vermeiden, ließ man Fragen nach dem Schmuck und den liturgischen Gewändern weitgehend unbeantwortet. Es wurde lediglich Angemessenheit bei Bildwerken gefordert. Auch die Reform der liturgischen Bücher wurde

[10] Michael ULLERMANN, Die Paramente des Marcus Sitticus (1612–1619), in: Gerhard AMMERER–Ingonda HANNESSCHLÄGER–Peter KELLER (Hg.), Erzbischof Marcus Sitticus von Hohenems. Kirche, Kunst und Hof in Salzburg zur Zeit der Gegenreformation (Salzburg 2012) 57–66.

[11] Canones et Decreta sacrosancti oecumenici et generalis Concilii Tridentini. https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10174612?page=206,207 [Zugriff: 21.11.2024].

[12] Canon 7. "*Si quis dixerit caeremonias vestes et externa signa quibus in Missarum celebratione Ecclesia Catholica utitur irritabula impietatis esse magis quam officia pietatis:* a[*nathema*] s[*it*]".

[13] Jaques VANUXEM, La querelle du luxe dans les églises après le concile de Trente, in: La Revue de l'Art (Paris 1974 No 24) 48–58, hier 48.

dem Papst übertragen. All die offen gebliebenen Fragen befeuerten die posttridentinische Literatur und die innerkirchliche Diskussion. Der erste nachkonziliare Autor war Johannes Molanus (*1533, †1585), der in *De Picturis et Imaginibus Sacris* von 1570 strenge Regelungen für Bildwerke forderte, aber explizit welche für Pracht, Prunk und kostbare Materialien als notwendig erachtete.[14] Die Pracht in der Kirche betreffend bildeten sich zwei Fraktionen heraus: einerseits die Dominikaner, die jeden Luxus ablehnten, andererseits die Jesuiten als Befürworter. Für letztere war das Postulat der *Realpräsenz Christi* bei der Eucharistie, das im Konzil in *sessio IX caput 13* abgehandelt wurde, der zentrale Punkt für die Rechtfertigung von Prunk in der Kirche. Es wurden wertvolle Materialien am Altar gefordert, um der Präsenz Christi Rechnung zu tragen. Somit mussten auch Paramente aus wertvollen Stoffen gefertigt sein. Der Jesuit Petrus Canisius (*1521, †1597) führte ein weiteres Argument an. In *De Maria Virgine* (Ingolstadt 1577) rechtfertigt er Kostbarkeit in der Kirche mit dem Evangelium. Er bezieht sich auf die Frau (wohl Magdalena), die Jesus ein kostbares Wasser auf sein Haupt goss. Die Kritik der Jünger wird von Jesus selbst zurückgewiesen.[15] Wer Prunk in der Kirche ablehnt, wird von Canisius gemäß dieser Begebenheit bei Johannes[16] mit Judas gleichgesetzt.[17]

Der für Paramente bedeutendste Autor ist zweifellos Karl Borromäus (*1538, †1584), Bischof von Mailand und Neffe des Papstes Pius IV. Er hat sich wie kein anderer für den Schmuck in der Kirche eingesetzt. In seiner 11. Mailänder Diözesansynode (1584) gibt er praktische Hinweise über den Umgang mit liturgischem Gerät. In seinen *Instructiones Fabricae et Supellectilis Ecclesiasticae* von 1577 gibt er genaue Anweisungen, wie Paramente beschaffen sein sollen.[18] So verlangt er, dass die Kasel drei Cubits (130 cm) breit und ebenso lang sein soll. Ferner soll die Kasel auf Vorder- und Rückseite ein 20 cm breites Band aufgenäht haben, das vertikal bis zum Saum läuft und von einem ebensolchen in Brusthöhe gekreuzt wird. Der Schnitt soll dergestalt sein, dass der Stoff der Kasel mindestens eine deutliche Falte zwischen den Schultern wirft. Der barocke Kaselstab ist damit klar definiert. Zudem impliziert die erwähnte Mittelfalte, dass figürliche Darstellungen auf Kaselstäben nicht mehr erwünscht waren.

[14] Christine ARIBAUD, Soiries en Sacristie. Fastes liturgiques (Paris–Toulouse 1998) 22f.

[15] Mt 26, 6f.

[16] Joh 12, 3f.

[17] VANUXEM (1974) 50.

[18] Karen STOLLEIS, Messgewänder aus deutschen Kirchenschätzen vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Regensburg 2001) 26.

Die Reform der liturgischen Bücher wurde ebenfalls vom Papst umgesetzt, wie das Konzil festlegte. Für die Paramentik bedeutend ist dabei vor allem das *Missale Romanum* von 1570. Darin werden allgemein gültige Angaben zur Beschaffenheit von liturgischen Gewändern aufgelistet. So sollen die Obergewänder aus Seide, Gold und Silber bestehen, die Untergewänder aus Leinen. Außerdem wird der Farbkanon erweitert und auf die Farben Weiß, Rot, Grün, Violett[19] und Schwarz festgelegt. Es bleibt dabei die Farbeinteilung von Innozenz III. (amt. 1198–1216) im Wesentlichen erhalten. Weiters wurde festgelegt, wann im Kirchenjahr welche liturgische Farbe zu verwenden ist und wie die einzelnen Messgewänder getragen werden müssen. Ebenso wurden Gebete formuliert, welche vom Zelebranten beim Anlegen der Gewänder zu verrichten sind.

[19] Violett an *Laetare* und *Gaudete* durch Rosa zu ersetzen wird erst im *Ceremoniale* von 1600 angegeben.

SEIDE IM BAROCK

Streuzweigmuster

Folgend auf das Spitzoval mit großformatigem, streng symmetrischen Gliederungsschema des 16. Jahrhunderts etablierte sich im 17. Jahrhundert ein neuer Mustertypus in der Seidenweberei, das sog. Streuzweigmuster. Dieses besteht aus kleinen stilisierten Streuzweigen, die in horizontalen Reihen zumeist versetzt in der Fläche angeordnet sind. Diese können aus einem oder mehreren alternierenden Motiven bestehen. Mit ihrer geringen Rapporthöhe von selten mehr als 20 cm, waren sie bestens geeignet für die kleinteilig geschnittene Kleidung der Zeit, wurden aber ebenso für liturgische Gewänder eingesetzt. Ab der Mitte des 17. Jahrhunderts begann die Rapporthöhe wieder zuzunehmen und die Streuzweige, bzw. Blüten werden häufig von einem spiralartigen, flächigen Rankenwerk begleitet.

Frankreich

In dieser Zeit wird die Dominanz Italiens in der europäischen Seidenproduktion gebrochen und französische Seidenzentren, allen voran Lyon, gewinnen an Bedeutung. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts übernimmt Frankreich die Vorherrschaft in der europäischen Seidenweberei. Lange haben sich die Bürger Lyons gegen die Bestrebungen des Königs, Seidenweber anzusiedeln, gewehrt, da die Stadt

ein wichtiger Umschlagplatz für Seidengewebe war und durch eine eigene Seidenproduktion die Seidenhändler enorme Gewinneinbußen befürchteten. Mit einer Erfindung des Lyoner Webers Claude Dangon (*1550, †1631) von 1605, die den Webvorgang erleichterte und damit beschleunigte, war der Aufstieg Lyons zu einem wichtigen Seidenzentrum nicht mehr aufzuhalten.[20] Entscheidend war auch die merkantilistische Politik Jean-Baptiste Colberts (*1619, †1683), dem Finanzminister des Sonnenkönigs. Er ließ Seidenmanufakturen in Lyon errichten und stellte 1667 *règlements* auf, um die Seidenweber zu unterstützen. Darin wurde die zehnjährige Ausbildung der Weber exakt geregelt. Zudem legte er die Webbreite der Stoffe auf 52 cm ohne Webkanten fest. Das einheitliche Maß vereinfachte den Handel und die Verarbeitung der Stoffe. Es entspricht zwei Drittel der Breite einer Kasel. Ist der Stab derselben aus anderem Stoff oder gestickt, so reicht eine Stoffbahn für die Seitenteile zur Fertigung der Kasel. Das ist jedenfalls wirtschaftlich, allerdings bleibt fraglich, ob die Breite der barocken Kasel direkt durch die verfügbare Webbreite bedingt ist. Ein weiterer Punkt der *règlements* war der Musterschutz. So waren Kleiderstoffe für sechs Jahre geschützt, Paramentenstoffe und Dekorationsseiden 25 Jahre lang, da diese nicht in gleichem Maß der immer schneller wechselnden Mode unterlagen. Kirchliche Stoffe machten nur einen kleinen Teil der Produktion aus, weil diese nur einen begrenzten Absatzmarkt hatten und für Paramente auch Kleiderstoffe verwendet wurden. Um 1700 hatte Lyon endgültig die Vorherrschaft in der europäischen Seidenproduktion übernommen. Damit tauchte auch ein komplett neuer Seidentypus auf: Die bizarren Seiden.

[20] Eric BROUDY, The book of looms (London 1979) 133.



Abb. 8: Kasel aus bizarrer Seide, 1700–1705 und 1710–15, Michaelerkirche Wien © Ullermann

Bizarre Seiden

Während sich die frühbizarren Muster vor 1700 an die Spiralmuster anlehnen und häufig kleine Architekturmotive zeigen, lassen sich die hochbizarren Stoffe kaum mehr aus ihren Vorläuferinnen ableiten (Abb. 8, Seitenteile). Sie zeigen kräftige Farben bei reduzierter



Abb. 9: Antependium Point Luisant Ornat, Salesianerinnenkloster Wien © Ullermann

Farbpalette, in der Abbildung nur Gold und Rot. Die Rapporthöhe steigt sprunghaft an und kann über 70 cm erreichen. Es wird trotz flächiger Anlage, räumliche Tiefe erreicht, indem das Hauptmuster vielfache Überschneidungen und Durchdringungen aufweist. Zudem wird die Darstellung im Damastgrund in fantasievollen Variationen wiederholt, das den Eindruck einer Schattierung hervorruft. Schließlich erscheinen die dargestellten Formen in der Tat bizarr und lassen klar ostasiatische Einflüsse erkennen. Diese leiten sich von Importstoffen (chinesische Stoffe, bzw. indische gechinzte Kattune[21]) ab. Diese fremdländischen Produkte waren sehr beliebt und so bedienten die bizarren Seiden ebenfalls den Geschmack der Zeit. Im *Dictionnaire universel de commerce* von Jacques Savary de Bruslons (*1657, †1716) wird erwähnt, dass die französischen Stoffe weitaus höhere Qualität hatten und sehr teuer waren. Er bezeichnet sie als *furies*, wovon wohl auch die heutige Bezeichnung abgeleitet ist.[22] 1706 bis 1710 tauchte ein Seidentypus auf, der vor allem in Holland und England gewebt wurde. Die collagenhaft angeordneten chinesischen Versatzstücke und Architekturen – wie z.B. Pagoden oder Schirme – sind typisch für diese Stoffe.[23] In der zweiten Dekade des 18. Jahrhunderts werden die bizarren Muster dichter. Die Musterebenen werden komplexer und gehen fließend ineinander über, auch werden seminaturalistische Blütenzweige hinzugefügt (Abb. 8, Kaselstab). Um 1720 tauchen dann vermehrt spitzenartige Musterfolien auf, die schon auf den folgenden Mustertypus hindeuten. Ein interessantes Beispiel hierfür ist der *Point Luisant Ornat* im Kloster der Heimsuchung Mariens (Salesianerinnen) in Wien (Abb. 9). Die weiß-silbernen Grundstoffe stammen von den Brautkleidern der Erzherzoginnen Maria Amalia (*1701, †1756) und Maria Josepha (*1699, †1757), die die Kleider 1720 bzw. 1723 dem Kloster schenkten. Die Umarbeitungen sind noch gut an den

[21] Dies sind bedruckte indische Baumwollstoffe, die durch Appretur eine glänzende Oberfläche erhielten.

[22] MARKOWSKY (1976) 63.

[23] Nathalie ROTHSTEIN, Silk Designs of the Eighteenth Century (London 1990). Das Victoria & Albert Museum besitzt eine umfangreiche Sammlung von Musterzeichnungen englischer Designer des 18. Jahrhunderts.



Abb. 10: Kasel aus Spitzenmusterseide, 1720–1725, Michaelerkirche Wien © Ullermann

zahlreichen Stückelungen erkennbar. Schenkungen vom Kaiserhaus waren eine hohe Auszeichnung für das Kloster. Meist wurden Stoffe aber aus wirtschaftlichen Gründen zweitverwendet. Es gab sogar Schneider, die sich auf das Umarbeiten gebrauchter Stoffe in Paramente spezialisiert haben.[24]

Spitzenmuster

Auf die bizarren Seiden folgte ein Typus ganz anderen Charakters: die Spitzenmuster (1720–1730). Diese sind streng symmetrisch aufgebaut und nehmen großformatig die gesamte Webbreite ein. Ebenfalls farblich reduziert bedienen sie sich Pastell-, Gold- und Silbertönen. Ein zentrales und dominantes Blatt- und Blütenbouquet ist von Flächen aus spitzenartigen Mustern flankiert (Abb. 10).

Naturalismus

Ab 1730 setzte der Naturalismus ein. Zu Beginn war es webtechnisch noch nicht möglich, Schattierungen und Farbverläufe zu erzeugen. Dies änderte sich ab ca. 1733, als Jean Revel (*1684, †1751) ein Lyoneser Musterzeichner, den *Berclé-Effekt* einführte. Dabei werden verschiedenfarbige Schussfäden ineinander verzahnt, was Schattierungen und Farbverläufe wie in der Malerei möglich macht und *Style Revel* genannt wird. Dargestellt werden meist Landschaftsinseln mit Architekturelementen, die von Blüten und Blumenbouquets begleitet werden, welche in den Proportionen frei variieren (Abb. 11). Dieser beeindruckende Naturalismus wird durch die Verwendung von manchmal mehr als 20

[24] Michael ULLERMANN, Die barocken Paramente des Salzburger Domschatzes, Magisterarbeit (Passau 1998) 31.



Abb. 11: Kelchvelum aus naturalistischer Seide, um 1735, Michaelerkirche Wien © Ullermann

Farben ermöglicht. Um trotzdem einen flexiblen Stoff zu bekommen, werden die bunten Schüsse broschiert, d.h. sie werden nur dort eingewebt, wo sie auch gebraucht werden und nicht wie üblich von Webkante zu Webkante (Abb. 12). Gegen 1750 nimmt die naturalistische Darstellung zu Gunsten eines Seminaturalismus ab und geht fließend in vertikal aufsteigende Wellenranken über.



Abb. 12: Broschierwebstuhl. Der Stoff wird mit der Rückseite nach oben gewebt, darauf liegen die Broschierschiffchen, die partiell eingeschossen werden. Tassinari Chatel, Lyon © Ullermann

Wellenranken und Spitzenbänder

Ab 1760 werden die seminaturalistischen Wellenranken des späten Naturalismus meist von Spitzenbändern umwunden. Man integriert also Accessoires, die normalerweise aufgenäht werden, direkt in das Stoffdesign (Abb. 13). Neben Spitzen findet man auch Fell- und Federschmuckdarstellungen. Die Wellenranken- und Spitzenbändermuster werden um 1770 erst von Vertikalstreifen begleitet, bis diese im Typus der Streifenmuster zum Hauptmotiv werden. Diese Streifenmuster werden auch die Französische Revolution überdauern.

Abb. 13: Kelchvelum aus Spitzenmuster und Wellenranken Seide, 1765–1770, Michaelerkirche Wien © Ullermann



19. JAHRHUNDERT

Das 19. Jahrhundert war hauptsächlich geprägt von eklektizistischen Stilen. Neben neobarocken Stoffen fanden sich auch gotische Muster wieder, allen voran das Granatapfelmuster. Daneben etablierte sich das allseits bekannte Vierpassmuster in all seinen Variationen. Neu gegründete Kunstgewerbemuseen begannen nun historische Stoffe und Paramente als Anschauungsmaterial für das Handwerk zu sammeln, das die Textilmuster der Zeit beeinflusste. Daneben gab es auch





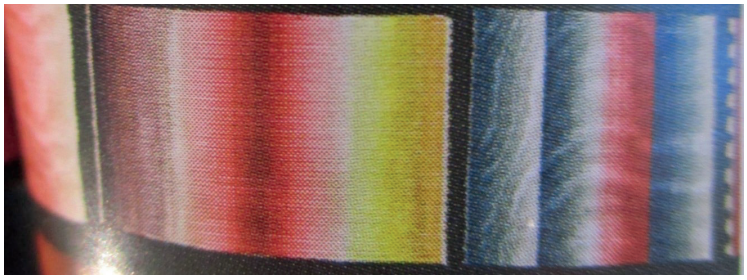
Abb. 14 (a, b, c): Kasel in Ripsbandapplikationsstickerei (Gesamtansicht mit Details), Michaelerkirche Wien © Ullermann

private Sammler, allen voran Kanonikus Alexander Schnütgen (*1843, †1918) und Kanonikus Franz Bock (*1823, †1899), die besonders die Paramentik beeinflussten. Sie empfahlen, wieder mittelalterliche Formen und Stoffmuster im kirchlichen Gebrauch aufzugreifen. Bock hat die Paramentenwerkstatt der Schwestern vom armen Kinde Jesus beraten und unterstützt. Er nahm maßgeblich Einfluss auf die Krefelder Seidenweberei, die auf sein Betreiben hin vor allem Muster der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kopierte. Die Vorlagen dafür lieferte Bock aus seiner umfangreichen Sammlung historischer Seidenstoffe.

Selten finden sich neben diesen dezidierten Paramentenstoffen um 1900 auch Jugendstilornamente. Ein herausragendes Beispiel hierfür ist der von Anton Hofer (*1888, †1979) 1911 entworfene *Marienornat*, der sich im Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg (NÖ) befindet.

Ripsbandapplikationsstickerei

Die Stickerei, ein weiteres großes Themenfeld in der Paramentik, soll hier nicht behandelt werden, lediglich wird eine Technik herausgegriffen, da sie für österreichische Paramente von großer Bedeutung ist: die Ripsbandapplikationsstickerei. Diese wurde vor allem von den Englischen Fräulein (heute Congregatio Jesu) in St. Pölten (NÖ) ausgeführt. Es ist dies eine aufwändige Applikationstechnik, die einen Grad an Naturalismus erreicht, der mit der Nadelmalerei vergleichbar ist. Dafür werden spezielle Stoffbänder gewebt, die verschiedene Farbverläufe und Schattierungen zeigen, welche durch verschieden gefärbte Kettfäden erzeugt werden. Aus diesen werden dem Muster entsprechend die einzelnen Elemente der Stickerei ausgeschnitten und auf Scherenschnitte geklebt, die in feinen Linien aus Papier die Konturen und Binnenzeichnungen vorgeben. Entlang der Papierstreifen werden die



Elemente auf dem Stickgrund befestigt (Abb. 14). Häufig findet man diese Technik bei den Paramentenstiftungen von Maria Theresia von Österreich (*1717, †1780).

Die dargelegte Geschichte der Paramentik macht deutlich, wie sehr diese mit Glauben, Kirche, Kunst, Gesellschaft und deren Geisteshaltung verknüpft ist und welche Bedeutungen man daraus ableiten kann. Auch heute lohnt sich noch die Auseinandersetzung mit diesen faszinierenden Zeugnissen des Glaubens vergangener Zeiten. Der Auftrag an uns ist, die fragilen Paramente zu verstehen und zu bewahren, damit sie auch der Nachwelt erhalten bleiben.

Michael Ullermann studierte Kunstgeschichte an den Universitäten Köln, Passau und Wien, erfuhr eine Ausbildung in Konservierung und Restaurierung von Kunst- und Kulturgut (Textilien) an der Technischen Hochschule in Köln. Seit 2017 ist er Lektor für Geschichte und Typologie von Textilien an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Als freiberuflicher Kunst- und Textilhistoriker ist Ullermann in der Inventarisierung, Dokumentation und historischen Aufarbeitung kirchlicher Textilien sowie dem Erstellen von Lagerungskonzepten für Paramente tätig.
Kontakt:
michael.ullermann@gmx.net

JUBILÄEN FEIERN IN EINER PROJEKTREIHE

Teresianischer Karmel 2022–2024

Paul Saji Bavakkat OCD und Claudia Rapberger

Vortrag gehalten am Kulturtag im Rahmen der Ordenstagungen am 27. November 2024 in Wien.

Paul Saji Bavakkat OCD: Ich bedanke mich herzlich für die Einladung, als Provinzial der Karmeliten Österreich meine Freude und Dankbarkeit über unsere gelungenen Jubiläumsjahre des Ordens zum Ausdruck bringen zu dürfen. Mein erster Dank geht an unseren guten Gott, der uns Karmeliten seit der Gründung im 13. Jahrhundert bis jetzt durch sämtliche Höhen und Tiefen einer bewegten Ordens- und Weltgeschichte getragen und beschützt hat, sodass wir heute in dankbarer Freude als Karmeliten bestehen und in diese Zeit hineinwirken können. Mein Dank geht aber auch an alle, die uns in diesen Jubiläumsjahren[1] mit Herz und Kompetenz begleitet und unterstützt haben. Hier möchte ich besonders Karin Mayer von der Österreichischen Ordenskonferenz, meinen Mitbruder P. Alexander Schellerer OCD und unsere Projektmitarbeiterin Claudia Rapberger erwähnen.

Der Karmel nahm seinen Anfang um 1200 auf dem Berg Karmel, als sich eine Brüdergemeinschaft aus Einsiedlern, nach dem Vorbild Elijas, zusammenschloss und den Hl. Albert von Jerusalem (*um 1150, †1214) mit dem Verfassen einer Ordensregel betraute, die sowohl eremitische als auch gemeinschaftliche Elemente umfassen sollte. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bildete sich auch ein weiblicher Ordenszweig, der seinen Schwerpunkt auf die Kontemplation legte. Zudem entstanden Laiengemeinschaften rund um den Karmel, der sogenannte „Dritte Orden" oder Säkularorden. Die Geburtsstunde des „Teresianischen Karmel" war dann Ende des 16. Jahrhunderts durch die Reform von Teresa von Ávila (*1515, †1582) und Johannes vom Kreuz (*1542, †1591), die „die Freundschaft mit Gott" in den Mittelpunkt stellten, wes-

[1] Siehe auch: Paul Saji BAVAKKAT OCD: 400 Jahre Teresianischer Karmel in Österreich, 400 Jahre Freundschaft mit Gott, Gemeinschaft – Gebet – Gaben, in: Mitteilungen für die Kulturgüter der Orden, Ausg. 7, Wien 2022, 96–110.

halb wir auch diesen Titel für unsere Jubiläumsjahre gewählt haben. 400 Jahre Bestehen unserer österreichischen Provinz (1622–2022), 350 Jahre Klostergründung in Linz (1674–2024) und 300 Jahre Weihe der Linzer Karmelitenkirche (1726–2026) gaben uns wahrlich genügend Grund, diese Jubiläumsjahre gebührend zu feiern.

Heute gibt es in ca. 60 Ländern rund 3.900 Brüder und in etwa 80 Ländern rund 8.600 Schwestern und ca. 29.000 Säkularmitglieder. Die Weltebene wird vom Generaloberen mit 8 Generalräten, die alle 6 Jahre demokratisch vom Generalkapitel gewählt werden und ihren Sitz in Rom haben, geleitet. Jede Provinz/Landesebene hat einen Provinzial mit 2 Provinzräten. Diese werden alle 3 Jahre vom Provinzkapitel demokratisch gewählt. Der Sitz für die österreichische Provinz ist in Wien. Auf der Ortsebene gibt es den Hausoberen, der bei uns als Prior bezeichnet wird. Dieser wird gemeinsam mit 2 Konventräten gewählt. Diese 3 sind für alle Belange des jeweiligen Hauses zuständig.

In Österreich hat der Männerzweig der Karmeliten 3 Stützpunkte: Wien, Linz und Graz. Die Karmelitinnen haben 10 Standorte: Bärnbach, Graz und Mariazell (Steiermark), Maria Jeutendorf und Mayerling (NÖ), Himmelau (Kärnten), Innsbruck (Tirol), Linz (OÖ), Rankweil (Vorarlberg) und Wien. Die Säkularorden haben ihre Sitze in Wien, Linz, Graz und Maria Jeutendorf. Die Gemeinschaft der Brüder zählt 20 Männer, die Frauenklöster 104 Schwestern und die Säkulargemeinschaft 82 Mitglieder.

Unsere Hauptberufung ist es, die Freundschaft mit Gott zu pflegen und anderen darin Hilfestellung und Orientierung zu geben. Das drückt sich im täglichen Feiern der Hl. Messe, in der Sakramenten-Spendung (vor allem beim Beichthören) und in der konkreten Seelsorge für Menschen im und ums Kloster sowie im kirchlichen Umfeld aus. Aber auch Krankenhausseelsorge, Exerzitien und Vertiefungstage für Gruppen und regelmäßige Seelsorge für die Karmelitinnen liegen in unseren Aufgabenbereichen. Älteren und kranken Menschen versuchen wir auch durch unsere Online-Seelsorgeangebote oder durch Übertragung der Eucharistiefeier bzw. verschiedener Veranstaltungen Unterstützung im Glauben zu bieten. Aber auch die Unterstützung weltweit liegt uns sehr am Her-

zen, weshalb wir 2009 den Verein „Herz & Hand – Hilfsprojekte der Karmeliten" gegründet haben und so diverse Hilfestellungen für die Missionsarbeit in benachteiligten Ländern leisten.

Ein großes Anliegen ist uns aber auch die Ausbildung der Priesterstudenten, die wir durch finanzielle Zuschüsse im Ausland oder interkulturellen Austausch unterstützen. Es ist eine gegenseitige Hilfe, wenn junge Priester nach Österreich kommen, bei uns seelsorglich mitwirken und gleichzeitig ein Vertiefungsstudium oder das Doktorat machen können. In unserem Ordensleben gibt es auch genügend alltägliche, organisatorische und wirtschaftliche Aufgaben, die unsere Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Durch die feierliche Gestaltung dieser Jubiläumsjahre wollten wir als Orden unseren Dank für alles Bisherige zum Ausdruck bringen und ein Zeichen setzen für die Wichtigkeit unserer Ordensberufung in dieser oft lauten Zeit und Welt.

JUBILÄEN STEHEN INS HAUS

Claudia Rapberger: Im Jahr 2020 stand der Teresianische Karmel vor der Frage, auf welche Weise die von P. Paul Saji zuvor genannten Gedenktage begangen werden könnten. Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt gab es die Überlegung, zur Feier der Jubiläen verschiedene Kulturprojekte umzusetzen – so waren beispielsweise Ausstellungen, eine Festschrift sowie eine Kunstinstallation im Gespräch. Was jedoch fehlte, war eine Person, die jene Überlegungen konkretisiert und umsetzt. Für diese Aufgabe vermittelte mich die Österreichische Ordenskonferenz an den Teresianischen Karmel. Dort war ich in den folgenden Jahren als Projektkoordinatorin und Ausstellungskuratorin für den Teresianischen Karmel tätig. In unserem Vortrag blicken wir auf eine feierliche Zeit zurück, in der nicht nur die anfänglichen Ideen, sondern noch weitere Vorhaben verwirklicht werden konnten. Wir möchten veranschaulichen, wie Jubiläen durch eine Reihe von Projekten begangen werden können. Mit der Thematisierung von Aspekten der Umsetzung sowie Herausforderungen will der Vortrag Denkimpulse anstoßen, die bei der Realisation von Kulturprojekten im Ordenskontext

wichtig werden können. Außerdem soll er Inspirationen für Projektideen anbieten.

ENTSTEHUNG DER JUBILÄUMSJAHRE

Der erste Schritt in der Planung der Jubiläumsfeierlichkeiten war, einen Rahmen dafür zu gestalten. So entstand das Konzept der „Jubiläumsjahre“: Die Jahre 2022 bis 2024 wurden zu Jubiläumsjahren erklärt und bildeten einen Zeitraum, innerhalb dessen zur Feier der großen Ehrentage verschiedene Kulturprojekte realisiert wurden. Zunächst wurde in einer Konzeptionsphase ein Zeit-, Budget- und Projektplan entworfen. Ein wesentlicher Aspekt der Planungsmodalitäten stellte zudem die Klärung von Zuständigkeiten dar. Es oblag mir als Projektkoordinatorin, die Projekte zu organisieren und umzusetzen. Dies beinhaltete jedoch nicht die Befugnis, Entscheidungen über die Köpfe der karmelitischen Gemeinschaft hinweg zu treffen. Folglich wurde mir einer der Mitbrüder – P. Alexander Schellerer OCD – zur Seite gestellt, der seitens des Konventes für die Umsetzung und Organisation der Jubiläumsjahre zuständig war. Er machte mich mit der Ordensstruktur vertraut, traf Entscheidungen und konnte mit mir gemeinsam die Erledigungen vor Ort vornehmen. Auf diesem Weg gelang eine gute Zusammenarbeit sowie Miteinbeziehung der Ordensgemeinschaft.



Abb.1: Der Provinzial der Karmeliten in Österreich, Pater Paul Saji Bavakkat OCD
© ÖOK/Elisabeth Mayr-Wimmer

Neben diesen Rahmenaspekten erhielten die Jubiläumsjahre zudem ein grafisches Design: Eine Farbpalette und ein Logo wurden mit dem „Slogan“ der Jubiläumsjahre „400 Jahre Freundschaft mit Gott“ verbunden, der sich auf das Herzstück des Karmel – eine innige, freundschaftliche Gottesbeziehung – bezieht. Dieses „Corporate Design“ setzte die Jubiläumsprojekte in ihrer visuellen Präsentation miteinander in Verbindung. Gleichzeitig wurde dadurch ein Wiedererkennungswert geschaffen, der unter anderem auch für die Öffentlichkeitsarbeit besonders relevant war. Hierbei unterstützte das Medienbüro der Österreichischen Ordensgemeinschaften tatkräftig, indem es Veranstaltungen ankündigte und zum Großteil

der Projekte Beiträge auf ihrer Homepage verfassten – nochmals ein großes Dankeschön dafür an dieser Stelle!

JUBILÄUMSAUSSTELLUNG

Nachdem der Rahmen für die Jubiläumsjahre abgesteckt war, begann die Planung und Umsetzung des größten Projekts: die als Wanderausstellung konzipierte Jubiläumsausstellung, mit dem Titel „400 Jahre Freundschaft mit Gott. Gemeinschaft – Gebet – Gaben". Im Sommer des Jahres 2022 war sie in der Wiener Karmelitenkirche zu sehen, später wanderte sie in die Krypta der Karmeliten nach Linz. Da die Ordensgemeinschaft ein geschichtsträchtiges Jubiläum feierte, bot die Ausstellung inhaltlich einen Blick auf die Historie des Teresianischen Karmel: von der Ordensgründung vor 800 Jahren, über die Reform durch Teresa von Ávila, die Gründungen der wichtigsten österreichischen Hauptstandorte in Wien und Linz bis hin zu den Jubiläumsfeierlichkeiten in den Jahren 2022 bis 2024. Gleichzeitig war es ein Anliegen der Ausstellung, den Teresianischen Karmel als Gemeinschaft der Gegenwart vorzustellen. Sie befasste sich daher mit dem gegenwärtigen Alltag der Karmeliten, indem sie den Tagesablauf der Gemeinschaft vorstellte und Gegenstände aus dem täglichen Leben zeigte. Die Herausforderung, sämtliche Aspekte der Reduktion und Schlichtheit, welche den Alltag der Karmeliten beschreiben, zum Ausdruck zu bringen und gleichzeitig nicht vor leeren Vitrinen zu stehen, wurde durch die bewusste Inszenierung von Gegenständen gelöst, die sich in einem karmelitanischen Gebetsraum befinden. Des Weiteren stellten sich Mitglieder der Ordensfamilien in Interviews vor, die als Videos abgespielt wurden. Das Zentrum der Ausstellung bildete die Präsentation des Ordenscharismas, ausgedrückt in der Alliteration „Gemeinschaft – Gebet – Gaben". Auf einer Lichtsäule in der Mitte der Ausstellungsräume wurden die drei wesentlichen Elemente der Karmelspiritualität durch Texte erläutert. Darüber hinaus brachten die Hauptexponate – zwei Kaffeehäferl, ein Kristall und ein Herz – diese Elemente zum Ausdruck. Die Objekte waren keine materiellen Kostbarkeiten. Ihre Aussagekraft lag vielmehr in ihrem symbolischen und repräsentativen Charakter. Sie wurden im Zusammenhang mit Zitaten präsentiert, um ihre Bedeutungszusammenhänge mit der Kar-

melspiritutalität stärker zu veranschaulichen. Die Darstellung der karmelitanischen Berufung zum inneren Gebet erfolgte beispielsweise durch einen Kristall in Verbindung mit einem Zitat von Teresa von Ávila, die die Seele des Menschen als kristallene Burg betrachtete.



Abb. 2: Ausstellung „400 Jahre Freundschaft mit Gott. Gemeinschaft – Gebet – Gaben" im Karmelitenkonvent in Wien–Döbling
© ÖOK/Elisabeth Mayr-Wimmer

Wie bereits erwähnt, war die Ausstellung als Wanderausstellung zunächst in der Seitenkapelle der Wiener Karmeliterkirche in Döbling und später in der Krypta der Linzer Karmeliterkirche zu sehen. Bei der Planung war daher zu berücksichtigen, dass der Kirchenraum akustisch ungestört nutzbar bleiben musste. Deshalb wurden die Interviews über Fernsehbildschirme mit Kopfhörern abgespielt. Es musste ebenso daran gedacht werden, dass sowohl die Seitenkapelle als auch die Krypta relativ dunkle Orte sind. Aus diesem Grund fiel die Entscheidung für die Präsentation der Texte auf doppelseitig hinterleuchtete LED-Tafeln. Die dünnen Metallrahmen, die im Inneren über LED-Leuchten verfügen, wurden auf der Vorder- und Rückseite mit einer bedruckten Folie bespannt. Auf diese Weise waren nicht nur die Texte in der eher dunklen Umgebung gut lesbar, sondern das Licht der LED-Tafeln selbst erhellte die Räume zusätzlich. Dies verlieh der Ausstellung eine sanfte und zugleich mystische Atmosphäre. Ein weiterer Vorteil davon war, dass sie ebenso für die anschließenden Projekte verwendet werden konnten, da neue Folien schnell und kostengünstig nachgedruckt werden können. Auch nach den Jubiläumsjahren stehen die LED-Tafeln den Karmeliten weiterhin zur Verfügung – entweder um bereits bestehende Inhalte anlassbezogen erneut zu präsentieren oder um neue Folien produzieren zu lassen.



Abb. 3: Ausstellung „400 Jahre Freundschaft mit Gott. Gemeinschaft – Gebet – Gaben" in der Krypta des Karmelitenkonvents in Linz © ÖOK/Elisabeth Mayr-Wimmer

ZWEI KUNSTAUSSTELLUNGEN

Im Anschluss an die Jubiläumsausstellung standen zwei Kunstausstellungen auf dem Programm. Die erste fand im Advent 2022 statt und trug den Titel „Singt in der Nacht!". Sie zeigte zeitgenössische Werke des Künstlers Gottfried Löcker. Er präsentierte seinen Zugang zum Glauben durch die moderne Kunst. Das Projekt entstand in Gesprächen und griff auf Werke zurück, die der Künstler bereits fertiggestellt hatte bzw. gerade fertigstellte. In Absprache mit ihm wurde die Präsentation eher schlicht gehalten. Die 1,40 Meter hohen Bilder wurden auf Staffeleien im Kirchenraum der Wiener Karmelitenkirche ausgestellt. Für die Beleuchtung wurden Lampen verwendet, die der Orden bereits für ein vergangenes Vorhaben angeschafft hatte. Auf diese Weise konnte bei der Umsetzung der Ausstellung auf Ressourcen zurückgegriffen werden, die im Konvent bereits vorhanden waren. Ein Blick in alle möglichen Ecken und Winkel des Klosters lohnt sich häufig in dieser Hinsicht, denn oft stößt man auf vergessene Bestände, die schließlich (wieder)verwendet werden können. So entstand ein kostengünstiges und gleichzeitig ausdrucksvolles Projekt mit starkem Bezug zu der Ordensgemeinschaft.

Bei der zweiten Kunstausstellung handelte es sich um eine Auftragsarbeit der zeitgenössischen Künstlerin Sonja Meller. Der Wunsch des Ordens war eine Installation, die Be zug auf die Spiritualität des Karmel nimmt. Sonja Meller

Abb. 4: Ausstellung „Singt in der Nacht!“ mit zeitgenössischen Werken des Künstlers Gottfried Löcker © Claudia Rapberger



setzte dies mit ihrer Installation „An die ewige Schönheit“ wunderbar um, indem sie aus Messingdraht Buchstaben und Sätze formte und auf diese Weise Texte der Karmel-Heiligen Edith Stein (*1891, †1942) und Teresa von Ávila visualisierte. Die beiden Texte wurden in zwei ineinander liegenden Zylindern angeordnet. In der präsentierten Form waren die Texte nicht mehr lesbar, aber dennoch präsent, was zu einer neuartigen Begegnung mit den Texten der beiden heiligen Frauen führte. Auch diese Ausstellung wurde in der Seitenkapelle der Wiener Karmelitenkirche und später in der Krypta in Linz präsentiert. Mit der Gestaltung des Kunstwerkes lag ein Großteil der Arbeit bei der Künstlerin, dennoch basierte die Umsetzung dieses Projektes auf einer umfangreichen Koordinationsarbeit. Ich durfte als Ansprechperson für die Künstlerin fungieren. Meine Aufgabe war es, ihre Anliegen und Wünsche an den Orden zu kommunizieren. Dies betraf beispielsweise finanzielle Aspekte oder auch praktische Belange, wie Adaptionen im Kirchenraum, die für die Installation nötig wären. Außerdem lag es an mir, der Künstlerin die Einschränkungen sowie Möglichkeiten aufzuzeigen, die der Orden für das Projekt vorgesehen hatte. Die Welt der Kunstschaffenden und der Orden zu verbinden, war ein anspruchsvoller, aber zugleich sehr spannender und inspirierender Prozess, dessen Ergebnis für beide Seiten sehr bewegend war. Er führte die Ordensgemeinschaft, die Künstlerin selbst sowie die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung zu einer bisher ungeahnten Möglichkeit, die Spiritualität der Karmeliten auf neue Weise zu erfahren.



Abb. 5: Kunstinstallation in der Krypta des Karmelitenkonvents in Linz © Roland Mayer

STUDIENTAG UND BEGEGNUNGSORT

Nach den beiden Kunstausstellungen stand eine besondere Persönlichkeit im Mittelpunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten: Pater Dominicus a Jesu Maria (*1559, †1630). Er war ein herausragender Karmelit des 17. Jahrhunderts, dem die Gründung des ersten Konventes in Österreich zu verdanken ist. Es war den Karmeliten ein besonderes Anliegen, ihn im Rahmen der Jubiläumsjahre zu würdigen. Daher widmeten sich die folgenden zwei Projekte seiner Persönlichkeit.

Das erste war ein Studientag, der im Oktober 2023 stattfand. Die Karmeliten wollten mit diesem Anlass die Gelegenheit bieten, Pater Dominicus und sein Wirken kennenzulernen. In drei Vorträgen wurden herausragende Aspekte aus seinem Leben vorgestellt. Dazu wurde zum einen Waltraud Maria Deix eingeladen. Sie hat bereits zwei Werke über den großen Karmeliten verfasst, welche auf umfangreichen eigenständigen Recherchen beruhen.[2] Der zweite Referent an diesem Tag war P. Peter Maria Pendl OCD, der sich für die Seligsprechung von P. Dominicus einsetzt. Die beiden stellten in drei Vorträgen herausragende Aspekte aus seinem Leben vor.

[2] Waltraud Maria DEIX, Dominicus a Jesu Maria (1559–1630). Mystiker, Wundertäter, Friedensstifter, Wien 2023. Waltraud Maria DEIX, P. Dominicus A Jesu Maria. Ein Karmelit zwischen Mystik und Politik, Wien 2022.

Das zweite Projekt, das P. Dominicus gewidmet war, war die Neugestaltung seiner Ruhestätte in der Seitenkapelle der Wiener Karmelitenkirche. Dieser Teil der Kirche sollte zu einem Begegnungsort mit P. Dominicus werden. Dieses Vorhaben wurde als kleine „Ausstellung" konzipiert, wobei hier bewusst die Anführungszeichen verwendet werden, da das Projekt zwar die klassischen Elemente einer Ausstellung beinhaltete, jedoch eher einen ergänzenden Charakter aufweisen sollte. Denn das Grabmal von P. Dominicus sollte das Zentrum der Aufmerksam-



Abb. 6: Studientag zu Pater Dominicus a Jesu Maria (*1559, †1630) mit P. Peter Maria Pendl OCD © ÖOK/Elisabeth Mayr-Wimmer

keit bilden. Der Entschluss fiel daher auf eine dezente Präsentation: An der Kopfseite des Grabes wurde ein neues, beleuchtetes Porträt angebracht. Entlang der Wand neben dem Grab fanden eine Informationstafel und zwei Vitrinen mit Exponaten aus dem Leben des großen Karmeliten ihren Platz. Fünf Gegenstände von P. Dominicus sind dort ausgestellt: sein Brevier, seine Sandalen, sein Wanderstock, sein Krankenhemd und sein Herz. Die Exponate werden jedoch nicht alle zur gleichen Zeit präsentiert. Da der Begegnungsort, wie schon erwähnt, einen ergänzenden Charakter haben sollte, hätte die Präsenz so vieler bedeutender Exponate das Ziel verfehlt. Daher werden die Objekte abwechselnd präsentiert und im halbjährlichen Rhythmus ausgewechselt. Dies kommt einerseits den Exponaten aus konservatorischen Gründen zugute und verleiht dem neu gestalteten Begegnungsort andererseits einen lebendigen Charakter. Er ist als dauerhafte Veränderung des Kirchenraumes gedacht und lädt weiterhin all jene, die die Nähe zu P. Dominicus suchen, dazu ein, an diesem Ort betend zu verweilen.



Abb. 7: Dauerausstellung bei der Grabstätte zu Pater Dominicus a Jesu Maria im Karmelitenkonvent in Wien © ÖOK/Elisabeth Mayr-Wimmer

FESTSCHRIFT

Abschließend soll die Festschrift[3] zu den Jubiläumsjahren vorgestellt werden. Sie erschien im September 2024 anlässlich der Abschlussveranstaltung der Jubiläumsfeierlichkeiten. Die Festschrift hält alle Feierlichkeiten und Projekte fest, die im Rahmen der Jubiläumsjahre stattfanden. Sie bildet die vergangenen drei Jahre nicht nur visuell ab, sondern enthält auch Inhalte, die im Zuge der Jubiläumsprojekte aufbereitet wurden. So findet sich darin beispielsweise ein historischer Abriss zur Geschichte des Karmel, der für die Jubiläumsausstellung erarbeitet wurde. Auch drei der Interviews, die für die Ausstellung entstanden, sind in dem Buch zu finden. Ebenso ist einer der Vorträge des Studientages über P. Dominicus darin abge-

[3] 400 Jahre Freundschaft mit Gott. Festschrift zu den Jubiläumsjahren 2022–2024, Teresianischer Karmel in Österreich (Hg.), Wien–Linz 2024.

druckt. Zusätzlich beinhaltet die Festschrift die Fachartikel zweier renommierter Professor:innen der Theologie. Im Hinblick auf die Umsetzung ist die Festschrift jenes Projekt mit der längsten Entstehungszeit. Die einzelnen Kapitel sind im Laufe der drei Jahre entstanden – sozusagen nebenbei. Immer, wenn ein Vorhaben abgeschlossen war, wurde das entsprechende Kapitel dazu gestaltet. Die Festschrift ist ein gutes Beispiel dafür, wie Inhalte nachhaltig wiederverwendet werden können, indem sie in eine andere – in diesem Fall schriftliche – Form gebracht werden. Darüber hinaus verewigt sie die Erinnerungen an eine Zeit des Feierns, die sonst nur vor Ort kurz sichtbar und erlebbar gewesen wären.

Rückblickend bleiben jedoch nicht nur die Seiten der Festschrift, sondern auch die Erinnerungen der Ordensfamilie – insbesondere der Mitbrüder. Der Vortrag schließt daher mit einer kurzen Zusammenfassung darüber, welche Bedeutung die Feierlichkeiten für den Karmelitenorden hatte.



Abb. 8: Festschrift zu den Ordensjubiläen der Karmeliten Österreich © ÖOK/Elisabeth Mayr-Wimmer

BEDEUTUNG DER FEIERLICHKEITEN FÜR DEN KARMELITENORDEN

Paul Saji Bavakkat OCD: Rückblickend kann ich zufrieden sagen, dass das feierliche Begehen dieser Jubiläumsjahre nachhaltige Bedeutung und Wirkung für unseren Orden hat. Durch die intensive und vielfältige Auseinandersetzung mit unserer Ordensgeschichte, den Charakteristika unseres Ordens und seine Bedeutung für die heutige Zeit, wurde unsere eigene Identität als Karmelitenbrüder und -schwestern und auch als Karmelfamilie gestärkt. Die dadurch ausgelöste Bewusstwerdung unserer langjährigen bewegten Ordensgeschichte, das treue Mitgehen Gottes auf unserem Weg, die wertvolle Unterstützung vieler Wohltäter, die Verantwortung unserer Berufung, auch oder besonders für die heutige Zeit, ließen uns einerseits mit Demut, andererseits mit einem gewissen „guten Stolz" innehalten, um „Danke" zu sagen.

Wenn man – wie es auch Christoph Kardinal Schönborn bei der Eröffnungsmesse betont hat – die 400 Jahre durchgehend intensives Gebet bedenkt, ist das keine Kleinigkeit! Es ist kaum zu ermessen, welch unschätzbaren Wert diese Kraft des Gebetes hat – für die Kirche, die Welt und die gesamte Menschheit. Der Anlass der vielen Feierlichkeiten gab auch die Möglichkeit, innerkirchlich und als Weltkirche zusammenzurücken, da wir diese Zeremonien gemeinsam mit österreichischen Bischöfen und Provinzialen aus dem Ausland feiern durften.

Auch bei den Kirchenbesucher:innen haben diese Veranstaltungen Impulse gesetzt, über verschiedene Aspekte des Lebens und des Ordens nachzudenken und einige Außenstehende wurden in einer neuen Weise auf uns aufmerksam gemacht. Die Kunstwerke und Ausstellungen gaben Anlass, einerseits in die Tiefe und Mystik einzutauchen und die eigene Gottesbeziehung zu überdenken, andererseits war es eine gute, gemeinschaftsfördernde Möglichkeit, auch mit anderen ins Gespräch zu kommen.

Solche besonderen Zeiten geben auch manchmal einen Impuls, schon länger Gedachtes in die Tat umzusetzen, und so ist der Begegnungsort bei der Ruhestätte von P. Dominicus entstanden, der maßgeblich bei der Gründung der ersten österreichischen Provinz vor 400 Jahren

beteiligt war. Der neue Begegnungsort in der Seitenkapelle der Wiener Karmelitenkirche, der nun dauerhaft eingerichtet ist, eröffnet den Besucher:innen neue Einblicke in das Leben des bedeutenden Ordensmannes und bietet die Möglichkeit zum Verweilen und Beten.

Einen krönenden Abschluss unserer Jubiläumsjahre bot und bietet die Festschrift, in der – als bleibende Erinnerung – alle Ereignisse dieser besonderen Jahre festgehalten sind. Sie stellt aber nicht nur eine umfangreiche Fotodokumentation dar, sondern vermittelt durch ihre wertvollen Beiträge inspirierende Impulse und geschichtsträchtige Daten. Insofern fungiert sie fast als Nachschlagewerk und geistliche Lektüre des Karmel.

Ich möchte, an die von Claudia Rapberger genannte Alliteration, beziehend auf unser Ordenscharisma: „Gemeinschaft – Gebet – Gaben" mit einer weiteren Alliteration anknüpfen, die die Bedeutung der Jubiläumsjahre ein Stück zum Ausdruck bringt: „Freundschaft pflegen – Feste feiern – Fernstehende finden". Durch unsere Freundschaft mit Gott, vertieft sich fast automatisch auch die Freundschaft mit uns selbst und mit anderen und was gibt es Schöneres als gute Beziehungen? Zudem: Feste feiern, wenn es dafür Anlass gibt, und das mit ganzem Herzen! Damit werden wir auch dem Wunsch unserer Ordensgründerin Teresa von Ávila gerecht, wenn sie meint: "Wenn feiern, dann feiern!" Und das ist immer auch ein Ausdruck des Dankes.

Und der dritte Punkt soll unsere Offenheit zum Ausdruck bringen, attraktiv als Kirche, als Karmelitenorden auch auf Außenstehende zu wirken, sodass sie aufmerksam werden und das Interesse geweckt wird, für diese kostbare „Freundschaft mit Gott". In diesem Sinne bedanke ich mich herzlich für Ihre Aufmerksamkeit und hoffe, dass Sie einen guten Einblick in das Thema „Jubiläen feiern in einer Projektreihe" am Beispiel des Teresianischen Karmel erhalten konnten.

Paul Saji Bavakkat OCD wurde 1975 in Kerala in Indien geboren und trat 1996 in den Karmelitenorden ein. Die Priesterweihe folgte 2004, danach wirkte er im Priesterseminar und als Rektor einer Klosterschule. Der weitere Weg führte ihn 2007 für neun Jahre nach Deutschland, wo er im Bistum Essen als Kaplan und Pfarrer sowie als Prior des Karmelitenklosters Dilldorf tätig war. 2016 kam er nach Österreich, um an der Katholischen Universität Linz im Fach Kirchenrecht ein weiterführendes Studium zu beginnen. Von 2017 bis 2023 war er Prior des Karmelitenklosters in Linz und ist Mitglied des Provinzrates der Karmeliten in Österreich. Seit 2023 ist er zudem Provinzial des Teresianischen Karmel in Österreich.
Kontakt: provinzial@karmel.at

Claudia Rapberger ist als Doktorandin am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien tätig. Die Fachgebiete ihrer Promotionstätigkeit beziehen sich auf Frauen- und Geschlechtergeschichte, Selbstzeugnisse sowie die Sozialgeschichte des Adels in der Frühen Neuzeit. Bereits neben ihrem Masterstudium betätigte sie sich im musealen Arbeitsfeld. Sie kuratierte unter anderem eine Sonderausstellung auf Schloss Rosenburg und schloss den Museumskustoden- Lehrgang des Niederösterreichischen Museumsmanagement ab. In den Jahren 2020 bis 2024 war sie für den Teresianischen Karmel als Projektkoordinatorin und Ausstellungskuratorin tätig.
Kontakt:
claudia.rapberger@univie.ac.at

WOHNEN IM HERZEN GOTTES UND IM KLOSTER DER KAISERIN

Eva Maria Voglhuber OVSM

Vortrag gehalten am Kulturtag im Rahmen der Ordenstagungen am 27. November 2024 in Wien.

Es war das erste Wirken des Heiligen Geistes durch Christus auf Erden, bei dem er im Moment der ersten Begegnung mit Johannes diesen beseelt hat. Die beiden befanden sich hier noch im Schoß Marias und Elisabeths. Dieses Wiedersehen von den beiden verwandten Frauen, die biblische Szene der „Heimsuchung", inspirierte den Heiligen Franz von Sales, den Orden der Visitantinnen (*Ordo Visitationis Beatae Mariae*) am 6. Juni 1610, dem Tag der Heiligsten Dreifaltigkeit, am Stadtrand von Annecy (Frankreich) zu gründen. Dies geschah in einem gestifteten, ärmlichen, feuchten Haus.[1]



Abb.1: Kloster der Salesianerinnen in Wien
© René Steyer/Karl Pani, Wien

Ein gebautes Kunstwerk, ein „Baujuwel", wie es auch genannt wird, einer der prominentesten Klosterbauten der Stadt Wien, ist das Salesianerinnenkloster am Rennweg Nummer 10.[2] Heute befindet sich das Kloster mitten in Wien. Damals fiel die Entscheidung für dieses Grundstück, weil es in der Vorstadt lag: *auf dem Rennweg benamset, wo die Luft frey und sehr gut ist*….[3] Trotz des stark befahrenen Rennwegs ist dieses Kloster mit seinem großen Garten und einigen Höfen bis heute eine Oase, die den Stürmen und Kriegen der Zeit getrotzt hat und seit über 300 Jahren den Schwestern als Refugium für ein Leben in Klausur dient. Dies macht es bis dato zu einem besonderen Ort, der auch Frauen, die hier eine Zeit mitleben können, immer wieder beeindruckt und erfüllt.

[1] Siehe allgemein zu den Gründerpersönlichkeiten des Ordens der Heimsuchung, Geschichte und Heilige: https://www.franz-sales-verlag.de/fsvwiki/index.php/Lexikon/AZ [Zugriff: 28.04.2025].

[2] Helga PENZ (Hg.), Das Kloster der Kaiserin, 300 Jahre Salesianerinnen in Wien, Petersberg 2017; Hildegard WAACH, Die Salesianerinnen in Wien 1717–1967, Wien–München 1967.

[3] PENZ (Hg.), (wie Anm. 2) 149.



Abb. 2: Ausblick von der Kuppel der Klosterkirche Richtung Süden auf den Klostergarten und das Obere Belvedere
© Eva Maria Voglhuber OVSM

Es soll die Pflege der göttlichen Liebe mit Freiraum für die tätige Liebe gelebt werden. Nach der Gründung wurde noch der Ausgang der Schwestern für das Umsorgen von Armen und Kranken als geistliche Übung verwirklicht. Das Klosterleben soll vom „Salesianischen Optimismus" (Freude) geprägt sein, begründet auf die Hingabe an den Willen Gottes. Ohne nächtliches Gebet und strenge Bußwerke war dieser Orden auch für ältere oder gebrechliche Frauen eine Möglichkeit, ein geistliches Leben zu führen.

Die Spiritualität zeichnet sich durch die Bemühungen aus, sich ständig der Gegenwart Gottes bewusst zu sein, das Leben in der Liebe Gottes mit seinem Nächsten zu verwirklichen, alles Tun – auch kleinste Dinge – mit Gott und in Gott verankert zu haben. Ihn zu ehren, Ihm zu danken, bei Ihm zu sein, täglich die Heilige Eucharistie zu feiern, Anbetungszeiten zu halten und das Chorgebet täglich zu beten. Das Kloster ist ein Ort der Ruhe und der Gottesbegegnung. Die Schwestern als Töchter des Herzens Jesu dienen Gott im Geist und in der Wahrheit, suchen und verherrlichen Ihn durch ihr Leben in Hingabe.

Die heiligen Stifterpersönlichkeiten gaben dazu die Vorgaben durch ihr Wirken im Leben und in ihren Aussagen. Die Beschäftigung mit deren Schriften, das Leben nach den Satzungen für diese Gemeinschaft, gehört als Begleitung ständig zum Klosterleben, das sich in einer besonders gelebten Gottesbeziehung vollzieht. Der Auftrag in heutiger Zeit ist es, den Menschen einen Ort der Gottesbegegnung zu ermöglichen und wenn gewünscht, sie auch darin zu begleiten sowie alle im Gebet mitzunehmen, die darum bitten, aber auch in den täglichen Problemstellungen der Zeit das Gebet dort zu verankern, wo es dringend gebraucht wird. Denn die Gegenwart Christi im Tabernakel ist für alle Menschen durch das tägliche Messopfer erfahrbar.

DIE GEISTLICHEN STIFTERPERSÖNLICHKEITEN UND IHR VERMÄCHTNIS



Abb. 3: Salomon Kleiner/Johann August Corvinus, Vedute mit erster Planungsstufe des Klosters, 1724, kolorierter Kupferstich © Archiv der Salesianerinnen in Wien

VIVAT JESUS – ES LEBE JESUS: das war das liebste Herzens- und Stoßgebet von Franz von Sales (*1567, †1622)[4], der aus adeligen Kreisen stammte und sehr weltgewandt und gebildet war. Er führte ein Leben in unermüdlicher Ausdauer, um Seelen zu retten. Unermüdlich war Franz für alle da, die ihn brauchten, auch für den König und den Hof. Er ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie die Balance zwischen dem irdischen Leben und dessen Pflichten durch die Kraftquelle Gott zu meistern ist, indem man das Gotteslob im Alltag lebt. So werden die An- und Herausforderungen allezeit gut und sicher, aber vor allem erfüllt gelebt. In zwei Bänden über die „Gottesliebe" (Theotimus)[5] zeigt Franz auf, wie es möglich ist, Gott zu vertrauen, sich Ihm ganz zu überlassen, die Selbstliebe und den Eigensinn auch bei Misstrauen, Anfechtungen und Verleumdungen nicht einzusetzen und in schwierigen Situationen durchzuhalten, indem man von Gott gehalten wird – dies wird im Ordensleben der Salesianerinnen ständig geübt. Mit nur 55 Jahren starb Franz am 18. Dezember 1622 sehr ausgezehrt. 1665 wurde er heiliggesprochen, 1869 wurde er zum Patron der Gehörlosen erklärt, 1877 zum Kirchenlehrer erhoben und 1923 stellte man ihn als Patron den Schriftsteller:innen und Journalist:innen zur

[4] Weiterführende Auswahl zu Franz von Sales: André RAVIER, Woran Franz von Sales glaubte, Eichstätt 1992; Franz von Sales, Sich freuen an Gott, Wegweisung für Christen, 1993; Claude MAEL, Wege des Mutes und des Friedens, Meditationen mit dem Heiligen Franz von Sales, Heilbronn 1998; Hans BERGHUIS, „Nichts so sehr als Mensch", Franz von Sales – der liebenswürdige Heilige, Eichstätt 1992.

[5] Franz REISINGER– Anton NOBIS, Oblaten des hl. Franz von Sales (Hg.), Deutsche Ausgabe der Werke des heiligen Franz von Sales in 12 Bänden, nach der vollständigen Ausgabe der OEuvres de Saint François de Sales der Heimsuchung Mariä zu Annecy (1892–1931), Bd. 1–12, Eichstätt 1959–1983. Bd. 1: Anleitung zum frommen Leben (Philothea); Bd. 2: Geistliche Gespräche; Bd. 3: Abhandlung über die Gottesliebe I (Theotimus); Bd. 4: Abhandlung über die Gottesliebe II (Theotimus); Volltext: https://www.franz-sales-verlag.de/fsvwiki/index.php/Lexikon/Deutsche-AusgabeDerWerkeDesHeiligen-FranzVonSales [Zugriff: 23.05.2025].



Abb. 4: Gemälde mit der Darstellung der Kaiserin Amalia Wilhelmina als Witwe, Johann Kupezky, 1719
© René Steyer/Karl Pani, Wien

Seite.[6] Sein Gedenktag ist der 24. Jänner. Er sagte: „Es genügt, alles, was wir tun, einfach und schlicht für Gott zu tun".[7]

Johanna Franziska Frémyot de Chantal, Tochter des burgundischen Parlamentspräsidenten, geboren am 23. Jänner 1572 in Dijon (Frankreich), kümmerte sich um das geistige Erbe von Franz von Sales und um seine Seligsprechung im Jahr 1632. Sie heiratete 1592 in der Schlosskapelle der Chantals, in Bourbilly (Frankreich), Christoph Rabutin, Baron von Chantal (*1563, †1601). Als Mutter von sechs Kindern, von denen zwei nach der Geburt starben, wurde sie 1601 Witwe, und gemartert von ihrem Schwiegervater verfiel sie in Depressionen. Am 5. März 1604, als sie sich in Dijon erholen wollte, traf sie auf den Fürstbischof von Genf, Franz von Sales. Dessen Predigten, sein Beistand und seine Maxime „Alles aus Liebe tun und nichts aus Zwang!" verwandelten sie. Sie waren seelenverwandt und spürten, dass ihnen eine große Aufgabe durch Gottes Willen übertragen wurde. Dies fruchtete am 6. Juni 1610 in der Gründung des Ordens von der Heimsuchung Mariens durch Johanna Franziska von Chantal gemeinsam mit drei weiteren Frauen unter der Patronanz von Franz von Sales. Bis zu ihrem Tod am 13. Dezember 1641 gründete Johanna Franziska 87 Klöster, nach dem Tod von Franz von Sales 1622 bestanden bereits 13 davon. So hatte sie in 19 Jahren 74 Klöster gegründet, es war eine Aufbruchszeit für geistliche Gemeinschaften. Allerdings warnte sie davor: „Wir vermehren uns zu stark", sie wollte eine Gründung nur mit einer vorzüglichen Oberin und einem Kern gediege-

[6] Er verteilte Flugblätter in Chablais (Schweiz), um die Menschen für seine Botschaft zu erreichen. Das war für diese Zeit ein absolutes Novum.

[7] REISINGER–NOBIS (wie Anm. 5) 338. Siehe auch: Peter EBNER, Die Liebe genügt, Franz von Sales, Erzählungen, Eichstätt 1995; Hildegard WAACH, Franz von Sales, Eichstätt–Wien 1986. Darin eine umfassende hagiographische Besprechung der bis dahin erschienenen Werke über Franz von Sales.

ner Schwestern. „Sich von den Wurzeln her entfalten, nicht von den Ästen", sagte sie, als es bereits 70 Gründungen waren.[8] 1751 wurde sie selig- und 1767 heiliggesprochen, sie ist Schutzpatronin für eine glückliche Geburt, ihr Gedenktag ist der 12. August.[9]

Johanna Franziska formulierte den Inhalt des Ordenslebens der Heimsuchung so: „Die Töchter der Heimsuchung sagen im Wesen ihrer Spiritualität ein volles „ja" zum Willen Gottes, der Weg zur Vollkommenheit ist das Ertragen von Schwierigkeiten, das Ausüben der Geduld und der Langmut ist der Weg zur Vollkommenheit".[10]

DAS HEILIGSTE HERZ JESU ALS WICHTIGER ANKER IN DER SPIRITUALITÄT DER SALESIANERINNEN

Die Salesianerin Margareta Maria Alacoque (*1647, †1690) hatte zwischen 1673 und 1675 im Salesianerinnenkloster von Paray-Le-Monial (Frankreich) Erscheinungen von Christus. Er offenbarte seine Liebe und sein Erbarmen. Wer sich dem Herzen Jesu anempfehle, dem verspreche er besondere Gnaden, Trost im Leiden und Begegnung in der Todesstunde. Jesus beauftragte Margareta Maria, sich für die Verehrung seines göttlichen Herzens einzusetzen. Die Ordensfrau bat damals König Ludwig XIV. (*1638, †1715), ganz Frankreich dem Herzen Jesu zu weihen und dafür in Paris eine Kirche zu errichten. Dies geschah 200 Jahre später durch den Bau der nationalen Sühnebasilika Sacré-Cœur de Montmartre („Basilika vom Heiligsten Herzen in Montmartre", Bauzeit 1875–1914).

Die heilige Margareta Maria sagte über die Botschaft Christi: „... und entdeckte mir die Wunder seiner Liebe und die unaussprechlichen Geheimnisse seines heiligsten Herzens, die er mir bis dahin verborgen hatte und nun zum ersten Mal vor mir öffnete. Er tat das in einer so wirksamen und fühlba-

[8] André RAVIER, Johanna Franziska von Chantal, Baronin von Chantal, Ihr Wesen und ihre Gnade, Eichstätt 1992, 131.

[9] Das Leben der Heiligen Mutter Johanna Franzisca von Chantal, Stifterin des Ordens von der Heimsuchung Mariä, verfasst von der Mutter Francisca Magdalena von Chaugy, ihrer Nichte und Geheimschreiberin. Aus dem Französischen, Wien 1844, 3 Bände; Angela HÄMEL-STIER, Johanna Franziska Frémiot von Chantal, Briefe an Franz von Sales und Verwandte, Eichstätt 1961, Bd. 1; dieselbe, Briefe an Schwestern der Heimsuchung, Bd. 2, Eichstätt 1970.

[10] Aus den Noviziatsunterlagen des Ordens, übertragen aus handschriftlichen Aufzeichnungen der beteiligten Schwestern, unveröffentlichtes Typoskript.



Abb. 5: Kloster der Salesianerinnen in Wien, Einblick in das Refektorium
© René Steyer/Karl Pani, Wien



Abb. 6: Kloster der Salesianerinnen in Wien, Schwesternchor
© René Steyer/Karl Pani, Wien

ren Weise, dass er mir keine Möglichkeit ließ, an den Wirkungen dieser Gnade in mir zu zweifeln".[11] Margareta Maria Alacoque wurde am 18. September 1864 von Papst Pius IX. selig- und am 13. Mai 1920 von Papst Benedikt XV. heiliggesprochen. Ihr Gedenktag ist der 16. Oktober.[12]

„In der Neuzeit ist der Beitrag des heiligen Franz von Sales bemerkenswert", schreibt Papst Franziskus in seiner Enzyklika *Dilexit nos*.[13] Franz betrachtete oft das „offene Herzen Christi", das einlädt, in einer Beziehung der Liebe zu Christus zu verweilen, in welcher sich die Geheimnisse des Lebens erhellen.[14] Damit soll der Gläubige fähig werden, sich ganz dem Herzen Christi anzuvertrauen, in welchem er Ruhe, Trost und Kraft findet. Alacoques Botschaft von Gottes Barmherzigkeit und Liebe im Rahmen der Herz-Jesu-Verehrung prägte die Frömmigkeit im 18. und 19. Jahrhundert. Als 1856 Papst Pius IX. (*1792, †1878) das Herz-Jesu-Fest am dritten Freitag nach Pfingsten für die ganze Kirche weltweit einführte, ist die Botschaft folgende: Alle Gläubigen sind dazu eingeladen, Jesu Liebe nicht nur zu verehren, sondern sie auch im eigenen Leben durch Nächstenliebe und Mitgefühl weiterzugeben. Papst Leo XIII. (*1810, †1903) erhob das Fest 1899 zum Hochfest. In der Enzyklika *Miserentissimus Redemptor* von 1928 stellte Papst Pius XI. (*1857, †1939) die Bedeutung der Herz-Jesu-Verehrung für die gesamte Kirche dar.

Im Salesianischen Ordensleben hat die Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu eine besondere Bedeutung und wird sehr gepflegt. So wird jeweils der erste Freitag im Monat, der „Herz-Jesu-Freitag", mit Anbetung gefeiert. Die Donnerstagabende vor dem „Herz-Jesu-Freitag", werden mit der „Heiligen Stunde" begangen, um mit Christus gemeinsam am Ölberg zu wachen. Danach, am ersten Samstag im Monat, wird eine Sühnemesse mit Beichtgelegenheit, Rosenkranz und Prozession in der Kirche gefeiert. Diese Messe, genau wie die tägliche Früh-

[11] Enzyklika Dilexit nos von Papst Franziskus über die menschliche und göttliche Liebe des Herzens Christi, 24. Oktober 2024, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 242, Abschnitt 123.

[12] Hildegard WAACH, Margareta Maria Alacoque, Botin des Herzens Jesu, Eichstätt 2015; Heilige Margareta Maria Alacoque, Leben und Offenbarungen von ihr selbst geschrieben und ergänzt durch Zeitgenossen, Freiburg Schweiz 31974; Maximilian BREIG (Hg.), Leben und Werk der heiligen Margareta Maria Alacoque, Authentische, vollständige Ausgabe in vier Bänden, Leutesdorf am Rhein 1991.

[13] Wie Anm. 11, Abschnitt 114.

[14] Das „offene Herzen Christi" bei Franz von Sales ist eine Vorstellung, eine zentrale geistliche Metapher, die sowohl theologisch als auch mystisch verstanden werden kann. Sie ist tief in seiner Spiritualität verwurzelt und spiegelt seine Betonung von Liebe, Hingabe und Sanftmut wider.

messe, ist für alle Gläubigen zugänglich – auch das ist ein Dienst, der gerne von Menschen vor der Arbeit besucht wird. Natürlich wird das Herz-Jesu-Hochfest am dritten Freitag nach Pfingsten durch eine besonders gestaltete Liturgie gefeiert.

Die junge Französin Domitille Derkenne organisierte vom 4. bis 11. Oktober 2024 eine „Wallfahrt der Reliquien" Alacoques, ausgehend von Krakau (Polen) über Brünn (Tschechien), Wien (Österreich), München (Deutschland), Lausanne (Schweiz) und Lyon (Frankreich) bis nach Paray-le-Monial. Eine der insgesamt sechs Stationen war am 7. Oktober die Klosterkirche der Salesianerinnen mit einer gestalteten eucharistischen Anbetung und Verehrung der Reliquien, Weihgebet sowie einer feierlichen Herz-Jesu-Vesper. Viele Gläubige kamen und verehrten die Reliquien. Die Stimmung war „himmlisch", wie es Teilnehmende ausdrückten.

KLOSTERGRÜNDUNG, STIFTERIN DES HAUSES, GESCHICHTE DES WERDENS

Johanna Franziska Frémyot von Chantal gründete 1610 den Orden in Frankreich und ging mit 38 Jahren ins Kloster. Die Bauherrin des Klosters in Wien, die Kaiserinwitwe Amalia Wilhelmina (*1673, †1742), zog 1722 mit 49 Jahren in das Kloster ein. Die beiden Frauen waren von ihren Lebensdaten her beinahe 100 Jahre auseinander, beide waren Witwen, adeliger Herkunft und daher sehr gebildet. Sie führten ein sehr unterschiedliches Leben, doch verband beide die Liebe zu Franz von Sales und seine Auffassung eines Lebens unter geistlichem Aspekt – für Weltmenschen beschrieben in seiner „Philothea", für Ordensfrauen in deren Satzungen.

Bevor Wilhelmina Amalia, die Tochter Herzog Johann Friedrichs von Braunschweig-Lüneburg, *per procuratorem* in Modena am 15. Jänner 1699 und *in personam* in Wien am 24. Februar 1699 mit Kaiser Joseph I. (*1687, †1711) vermählt wurde, trat sie von



Abb. 7: Sigrid Eyb-Green (Akademie der Bildenden Künste Wien/Institut für Konservierung-Restaurierung) mit Studierenden im Kreuzgang des Klosters
© Eva Maria Voglhuber OVSM



Abb. 8: Pluviale des Modena-Ornats, Detailansicht, bestickte Kappa mit Darstellung des hl. Franz von Sales
© Eva Maria Voglhuber OVSM

der protestantischen zur katholischen Konfession über und veränderte aus diesem Anlass ihren Namen von Wilhelmina Amalia in Amalia Wilhelmina.[15] Nach der Namensänderung wird sie in zeitgenössischen Schriften oft nur Amalia genannt.

Der Tod des einzigen Sohnes – er erhielt die der Heiligenverehrung der Zeit entsprechenden Namen Leopoldus Josephus Joannes Thaddäus Narcissus Antonius Ignatius Xaverius Philippus – war wohl der Untergang dieser Ehe. Die Inschrift auf dem Sarg beschreibt dies: „Oh trauriger Schmerz! Der durchlauchtigste Leopold Joseph, der im Jahre 1700, am 29. Oktober geboren, schon im Jahre 1701, am 4. August in den Himmel und in diesen Sarg versetzt wurde. Wie hart war der Schlag, der Leopolds des Großen Enkel, den erstgeborenen Sohn Josephs I. des römischen Kaisers und Königs von Ungarn und der Amalia, die Hoffnung des Menschengeschlechts, zerstörte".

Nach dem Tod Kaiser Josephs I., lebte Amalia mit ihren beiden Töchtern Maria Josepha und Maria Amalia im zugewiesenen Witwensitz im Schloss Schönbrunn und im Winter in jenem Teil der Hofburg, der nach ihr „Amalienburg" benannt wurde und den sie bis zu ihrem Tod behielt. Das Schloss Schönbrunn nutzte sie bis 1725 als Ort für Jagdaufenthalte, 1728 übergab sie es Kaiser Karl VI.[16]

1716 begannen die ersten Überlegungen zum Bau eines Klosters. Amalia wandte sich am 26. Oktober 1716 an den Erzbischof von Mechelen (Belgien), Thomas Philipp Wallrad de Hénin-Liétard dit d´Alsace de Boussu de Chimay (*1679, †1759), beide verband eine langjährige Bekanntschaft. Die Wahl fiel auf die Österreichischen Niederlande, weil die Menschen dort Untertanen Kaiser Karl VI. waren (*1685, †1740). Sie bat ihn, Heimsuchungsschwestern zu entsenden und entsprechende Räume für deren Unterbringung bereitzustellen.

[15] Constantin von WURZBACH, Amalie Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg, in: Biogra-phisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 6. Theil, Wien 1860, 147f.

[16] Am 10. Juni 1712 übergab Kaiser Karl VI. Amalia Wilhelmina Schloss Schönbrunn mit Personal. In einem Brief vom 31. Oktober 1725 (Archiv Salesianerinnen) informierte Amalia Wilhelmina ihre Oberin über Fasanjagden in Schönbrunn; PENZ (wie Anm. 2) 169.

Vorab kaufte Amalia das Haus des Freiherrn von Quarient (Quirin) von seiner Witwe Elisabeth auf dem Rennweg um 21.000 Gulden, *mit gartten, garttengebäu und zwei joch äcker* (der Grund wurde dann noch vergrößert, es wurde mit Prinz Eugen verhandelt) und schenkte dieses am 29. Dezember 1717 dem Orden mit der Bitte, die Räumlichkeiten als Koster nutzen zu dürfen.

Da der Heimsuchungsorden kein Schulorden war, er aber auf Wunsch Amalia Wilhelminas eine Erziehungsanstalt für verarmte adelige Frauen werden sollte, vermittelte der Erzbischof eine Oberin (Marie Juliane de la Fontaine, Lebensdaten unbekannt), die das Vertrauen der Kaiserin bald gewann. Am 10. Jänner 1722 erteilte Papst Innozenz XIII. (*1655, †1724) die Aufnahmedispens für die Zöglinge des Internates (18. Jänner 1718 erste Kostschülerin, bis zur Übersiedelung an den Rennweg 5 weitere, 1727 bereits 21 Kinder). Bis ins 20. Jahrhundert war das Kloster am Rennweg eine Ausbildungsstätte für Mädchen.



Abb. 9: Hochaltarbild mit Darstellung der Heimsuchung Mariens, Antonio Bellucci
© René Steyer/Karl Pani, Wien

Die Grundsteinlegung zum Bau des Klosters war am 13. Mai 1717, dem Geburtstag Kaiserin Maria Theresias (*1717, †1780). Aus diesem Grund wurde das Kloster auch als „der Zwilling Maria Theresias" bezeichnet (das Kaiserpaar war durch die Geburt und weil es kein Festakt des regierenden Hofes war, nicht bei der Grundsteinlegung dabei). Unter feierlicher Mitwirkung der Kaiserinwitwe, ihrer Töchter und des Hofes fand am 13. Mai 1719 die Einweihung der fertiggestellten Teile der Kirche (wieder ohne das Kaiserpaar, da der zweite Geburtstag Maria Theresias gefeiert wurde) und die Inbesitznahme des Hauses (ein Trakt) durch die ersten Ordensfrauen statt. Es waren fünf belgische Schwestern, eine Novizin

und eine Laienschwester. Am 26. August 1718 war als erste Wienerin Elisabeth Ruell bereits eingekleidet – damals noch im Übergangsquartier im Gartenpalais des Grafen Paar.

Die Schlussweihe war am 6. April 1728, elf Jahre nach der Grundsteinlegung, wobei sich die Arbeiten bis 1736 hinzogen.



Abb. 10: Klosterkirche der Salesianerinnen in Wien, Blick in die Kuppel © ÖOK/Karin Mayer

Amalia Wilhelmina bewohnte einen Klostertrakt, nahm Teil am Leben der Schwestern im Kloster, aber nahm auch außerhalb Termine wahr. Sie besuchte Veranstaltungen ihrer Familie und pflegte den Kontakt. Sie sagte in der Leichenund Lobrede auf die verstorbene Amalia Pater Franz Peickhardt (*1684, †1752) von der Gesellschaft Jesu (Jesuiten), dass sie *„nach Erforderung deren Umständen sie ihre Farb änderte, wie der regenbogen in der lufft: bald machte sie eine closterfrau aus ihr selber, bald wiederum eine kayserin; weilen sie so wenig den ersten stand anziehen, als den letzteren able gen konnte“*.[17] Maria Theresia war etliche Male im Kloster der Salesianerinnen zu Gast und suchte auch die politische Beratung von Amalia in bestimmten Angelegenheiten. Auch nach dem Tod der Kaiserin ist Maria Theresias Besuch archivalisch belegt (am 9. Dezember 1760, 2. Mai 1765 und 31. März 1767). Zudem soll sie nach dem Tod Franz Stephans am 18. August 1765 Zeit im Kloster verbracht haben.

Am 10. April 1742 starb die Kaiserin in diesem, ihrem geliebten Kloster am Rennweg und ist dort begraben, bis auf ihr Herz, welches in der Kaisergruft bestattet ist. 31 Ordensfrauen, 24 Kostkinder und Pensionärinnen (bedürftige adelige Mädchen) trauerten.

[17] PENZ (wie Anm. 2) 22 und ebenda Anmerkung 39.

AUSSTATTUNG, ARCHITEKT, KÜNSTLER

Kaiserin Amalia Wilhelmina achtete sehr darauf, dass baulich wie ausstattungstechnisch alles in möglichst hoher Qualität, wie es dem Kaiserhaus entsprach, umgesetzt wurde. Die Baukosten sowie die Ausstattungskosten sollen sich auf 4 Millionen Gulden bzw. 3 Millionen Gulden verdreifacht haben. Die hohe künstlerische Ausstattung der Stiftung belegt, dass Kaiserin Amalia Wilhelmina Künstler der Hofwerkstatt engagierte und ihre Beziehungen dazu beitrugen, sehr gute Künstler zu gewinnen. Es wurden viele aus Italien kommende Meister beschäftigt und Künstler, die ebenso im nahen Belvedere arbeiteten.

Amalia wusste ihre Beziehungen zum Hof zu nutzen und auch ihren Status als Mitglied der kaiserlichen Familie für Kontakte einzusetzen.

Der Architekt Donato Felice d'Allio (*1677, †1761), er baute auch Stift Klosterneuburg, errichtete das Kloster mit Wohnsitz in standesgemäßer Form für die Kaiserinwitwe. Mit dieser Anlage gelang ihm ein bedeutender Sakralbau des Hochbarock.[18] Bereits in Paris wurde ein Salesianerinnenkloster mit Kuppel errichtet. Die Bauform war für diesen Orden unüblich, aber wurde auch dort aufgrund des Stifterwillens so gestaltet. Das Architekturelement der Kuppel wurde für kaiserliche Kirchenbauten, wie die Peterskirche in Wien, in dieser Zeit gewählt.

So geschah die Gestaltung des Klosters ganz anders als zu Zeiten von Johanna Franziska. Hier vereinigte sich der Gedanke, ein geistliches Haus zu bauen mit jenem, eine kaiserliche Residenz zu schaffen. 1726 ist es sicher, dass Antonio Maria Niccolò Beduzzi (oder Peduzzi *1675, †1735), ein italienischer Theateringenieur, Dekorationsmaler und Architekt, auf der Baustelle präsent war und den Hochaltar, der am 25. Dezember 1726 enthüllt wurde, baute.

Am 17. Oktober 1726 delegierte Amalia Wilhelmina die Entscheidungen über die Darstellungen der Altarbilder an die Mutter Oberin. Das Hochaltarbild, das die Szene der Heimsuchung Mariens zeigt, wurde 1719 von Antonio Bellucci (auch Belluzzi genannt, *1654, †1726 oder 1727) gemalt. Er war ein italienischer Maler des venezianischen Hoch- und Spätbarocks und wirkte auch in Deutschland, Österreich und England.

[18] Siehe dazu: Eva FRODL-KRAFT (Hg.), Institut für österreichische Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes, Die Kunstdenkmäler Wiens – Die Kirchen des III. Bezirks, Wien 1974.



Abb. 11: Gemälde mit Darstellung der Geburt Christi, Jakob von Schuppen
© René Steyer/Karl Pani, Wien

Eines der wichtigsten Gestaltungselemente des Kirchenraumes war die Kuppel mit den angrenzenden Deckenmalereien. Der italienische Maler Giovanni Antonio Pelegrini (*1675, †1741) kam im April 1727 für die Kuppelausmalung nach Wien. Es war der ausdrückliche Wunsch der Bauherrin, dass die Kuppel von diesem, damals europweit gefeierten, Maler geschaffen werden sollte. Da Pellegrini bis 1727 jedoch anderweitig verpflichtet war, blieb die Kirche bis dahin ungeschmückt. Als Pellegrini schließlich die Arbeit an der Kuppel aufnahm, entschied er sich, entgegen seiner üblichen Praxis, die Malereien nicht „al fresco", sondern mit Ölfarben auf trockener Grundlage auszuführen. Innerhalb von nur fünf Monaten vollendete er diese Gesamtfläche von 500 m². Das sind etwa 100 m² pro Monat bzw. 3 bis 4 m² pro Tag – das macht eine Arbeitsweise mit breitem Pinsel in skizzenhafter Manier glaubhaft.[19] Das Kuppelgemälde zeigt die „Aufnahme Mariens in den Himmel". Er schaffte die Raumillusion, indem er die Figuren nach oben hin immer größer darstellte – von lebensgroß im Scheitelpunkt der Kuppel bis zu einer Höhe von vier Metern oberhalb der Kuppelbasis. Bei der Schlussweihe am 6. Juni 1728 bekam er viel Lob.

[19] Am 24. April 1727 kam er für die Kuppelausmalung nach Wien, am 25. Oktober 1727 hat er diese enthüllt, bereits am 10. Oktober schrieb er seiner Schwägerin Rosalba Carriera, dass sein Werk gelungen sei, siehe PENZ (wie Anm. 2) 206.

Pellegrini malte auch das Gemälde des Seitenaltars: „Schlüsselübergabe an Petrus" (um 1727). Weiters könnte das Gemälde „Noli me tangere" des gegenüberliegenden Seitenaltars, das heute nicht mehr erhalten ist, von ihm gewesen sein. Den Ersatz für dieses verlorene Gemälde von Pellegrini schuf die salesianische Ordensschwester Julie Mihes Primissier (*1786, †1855) im Jahr 1855.

Der Wiener Hofmaler Jacob van Schuppen (*1670, †1751) malte 1727 die Gemälde über der Türe zur Sakristei, die „Verkündigung an Maria" und über dem Chorgitter die „Geburt Christi". Außerdem werden ihm auch die Malereien über der Orgelempore zugeschrieben.

Martino Altomonte, eigentlich Martin Hohenberg (*1657, †1745), gilt gemeinsam mit Johann Michael Rottmayr (*1654, †1730) als Begründer der selbständigen Barockmalerei im heutigen österreichischen Raum. Seit 1700 ist er in Wien nachweisbar. Ab 1707 war er dort Mitglied der „Kayserlichen Academie" von Peter Strudel (*1660, †1714). Neben einigen Altarbildern (unter anderem in der Karlskirche und der Peterskirche) ist er vor allem für die Deckenfresken im Unteren Belvedere bekannt. Er schuf um 1720 das Seitenaltarbild in der Klosterkirche der Salesianerinnen. Dieses zeigt Franz von Sales bei der Übergabe der Satzungen an die ersten Schwestern.

Der flämische Maler Victor Honorius Janssens oder Victor Honoré Janssens (oder Jansens * 1658, †1736) malte das Seitenaltarbild der „Beweinung Christi", es wurde 1718 bestellt. Er wurde zum Hofmaler Kaiser Karls VI. und weilte von 1719 bis 1722 in Wien. Auf Empfehlung Amalias verbrachte er mehrere Jahre in London.

All diese oben genannten Künstler gehörten zu den erfahrensten und technisch versiertesten ihrer Zeit und schufen mit ihren Werken einen wundervollen Ort, um darin Gott zu ehren und zu bitten. So leben die Schwestern heute in der Übung, das zu tun, was Franz von Sales so formulierte: „Leib und Seele der Heimsuchungsschwester sind Gott geweiht; alle ihre Handlungen sind ebenso viele Gebete; all ihre Stunden sind Gott geweiht und sind Frucht der Liebe".[20]

[20] Aus den Satzungen des Ordens von der Heimsuchung Mariens, 13.

ERHALTUNGSMASSNAHMEN IM SINNE DER DENKMALPFLEGE

Eine besondere Herausforderung stellt bei diesem Bauwerk und seiner Einrichtung die Pflege und Erhaltung dar. Diese Tätigkeiten brauchen viel Zeit und müssen sich dem kontemplativen Ordensalltag unterordnen.

Vor meinem Eintritt in den Orden entdeckte ich bei einem Besuch im Kloster ein gerahmtes Thesenblatt an der Wand, dessen Zustand sehr schlecht und bedenklich war. Daraufhin sichtete ich weitere Stücke der barocken Thesenblätter-Sammlung, die sich an den Wänden der Klostergänge befinden. Auch bei diesen Stücken stellte ich konservatorischen Handlungsbedarf fest.



Abb. 12: Klosterkirche der Salesianerinnen in Wien, Einblick von der Orgelempore
© René Steyer/Karl Pani, Wien

Durch meine Tätigkeiten als Kunsthistorikerin in der Denkmalpflege für die Diözesen St. Pölten und Linz und dem Projekt der Neuaufstellung der Schatzkammer am Sonntagberg, kannte ich viele Restaurator:innen. Aufgrund der großen Anzahl an Thesenblättern – etwa achtzig Stück – war mir bewusst, dass der Restaurierungsaufwand sehr hoch sein wird. Daher nahm ich Kontakt zur Restauratorin Sigrid Eyb-Green auf, die lehrend an der Akademie der Bildenden Künste für das Institut für Konservierung und Restaurierung tätig ist. Aus meiner beruflichen Erfahrung wusste ich, dass im Rahmen der Ausbildung für Studierende die Durchführung externer Projekte möglich ist. Nach einem ersten Termin im Kloster konnte die Begeisterung für den Erhalt der bemerkenswerten Sammlung geweckt werden und es folgten die ersten Schritte zur Befundung und Kosteneinschätzung.

Der Kontakt zum Bundesdenkmalamt wurde hergestellt und auch dort wurde das Vorhaben positiv beurteilt und Förderungen zugesagt. Vom St. Georgs-Orden erhielten wir eine zusätzliche Geldspende, sodass wir im Jahr 2018 mit der Umsetzung des Projektes und der Restaurierung von 12 Thesenblättern im Juni 2018 beginnen konnten.

Wichtig war dabei auch der Erhalt der originalen barocken Glasscheiben. Die Aus- und Einrahmung der Thesenblätter erfolgte durch den Experten Robert Geyer-Kubista. Für die Restaurierung der Holzrahmen wurde der Restaurator Gerhard Zimmermann beauftragt. Nachdem die erste Phase mit dem Projektteam sehr zufriedenstellend durchgeführt werden konnte, findet nun jährlich eine Fortsetzung statt.[21] Sukzessive sollen möglichst alle Blätter im Laufe der nächsten Jahre restauriert werden. Bei der Koordination und den fachlichen Anträgen unterstützt der Bereich Kultur und Dokumentation der Österreichischen Ordenskonferenz. Karin Mayer, Leiterin dieses Bereichs, begleitet die Schwesterngemeinschaft mit ihrem fachlichen Wissen und bildet die Drehscheibe zwischen Projekt, Orden und Bundesdenkmalamt. Durch diese Hilfe kann ein herausforderndes Restaurierungsprojekt auch von einem kontemplativen Orden gut abgewickelt werden und dabei der Rahmen des spirituellen Alltages gewahrt bleiben.

Karin Mayer ist bei allen Projekten zum Erhalt des kulturellen Erbes die erste Ansprechperson, so auch bei den Textilien.[22] Der historische Bestand im Haus ist geprägt von den Stiftungen des Kaiserhauses. Stoffe und Kleider wurden gespendet, um daraus Textilien zu fertigen.[23] So spendete Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel (*1691, †1750), die Mutter Maria Theresias, einen großartigen Stoff mit perspektivischem Motiv, der mit Stickereien der Schwestern sowie der adeligen Damen im Haus zu einem prächtigen Ornat gearbeitet wurde. Elisabeth Christine schenkte dem Kloster auch ein Jagdkleid, das in Kombination mit Brautkleidern der Schwestern ebenso zu einem Ornat gestaltet wurde. Da es kaum erhaltene Kleider dieser Art gibt, kam es 2024 zu einer Anfrage für eine Leihgabe von zwei Kaseln. In Schloss Niederweiden in Niederösterreich wird im Rahmen der Ausstellung „Der Eugen hinter dem Prinzen – 300 Jahre Schloss Hof" im Jahr 2025 ein Raum zum The-



Abb. 13: Gemälde mit der Übergabe der Ordensregel durch den hl. Franz von Sales an Johanna Franziska Chantal, Detailansicht, Umkreis Martino Altomonte (?)
© René Steyer/Karl Pani, Wien

[21] Renate MAGERL, „Wir restaurieren Dinge, weil sie für Menschen eine Bedeutung haben", Ordensgemeinschaften Online, 28. Juni 2022, https://www.ordensgemeinschaften.at/portal/news/article/965.html#0 [Zugriff: 23.05.2025].

[22] Karin Mayer unterstützte mich bereits bei der Durchsicht des Textilbestands für den Beitrag im Jubiläumsbuch (vgl. Anm. 2) und stand mir dabei mit fachlichem Rat zur Seite.

[23] Dies hatte bei den Salesianerinnen Tradition, ebenso wie die Entwicklung einer großen Handwerkskunst beim Fertigen von liturgischen Gewändern und dem Fertigen der Besätze mit Stickereien, siehe dazu die Publikationen des Musée de la Visitation in Moulins (Frankreich), https://www.musee-visitation.eu/publications/ [Zugriff: 23.05.2025].



Abb. 14: Gemälde mit Darstellung von Christus am Kreuz, hl. Franz von Sales und Heimsuchungsschwestern
© René Steyer/Karl Pani, Wien

ma Jagd gestaltet, indem der „Jagdkleid-Ornat" aus dem Kloster der Salesianerinnen Platz finden wird. Die Kuratorin Birgit Schmidt-Messner begleitet sehr engagiert die professionelle Abwicklung mit den Leihgaben. Wenn es möglich ist, versuchen wir solche Anfragen positiv zu beantworten, um so unsere liturgischen Kunstschätze der Öffentlichkeit zeigen zu können. So wurden diese Projekte auch zu einem Zusammentreffen von Menschen, die sich dabei kennen und schätzen lernten.

Eva Maria Voglhuber OVSM studierte Kunstgeschichte, arbeitete danach über 20 Jahre in den Diözesen Linz und St. Pölten in der Inventarisierung und Kunstgutwartung und betreute die Depots. Im Diözesanmuseum St. Pölten (heute Museum am Dom) kamen zu diesen Aufgaben noch die Ausstellungsvorbereitungen und eine kuratierte Ausstellung über Paramente dazu. Die Neuaufstellung der Schatzkammer am Sonntagberg war das letzte große Projekt vor ihrem Eintritt bei den Salesianerinnen 2021 in Wien, wo sie die erste Profess 2024 ablegte.
Die Betreuung der Sakristei und diverser Kunstgutprojekte gehören im Kloster zu ihren Aufgaben.
Kontakt:
salesianerinnen.wien@aon.at

KLOSTERBIBLIOTHEKEN: STAUBFÄNGER ODER GESELLSCHAFTSAKTEUR?

Pol B. Edinger

Vortrag gehalten am 2. Österreichischen Bibliothekskongress am 27. März 2025 in Wien.



Abb. 1: Klosterbibliotheken beherbergen neben historischen Buchbeständen oft auch Gemälde, historisches Mobiliar und weitere Kunstgegenstände. © Minoriten Wien/Victoria Posch

Um die Frage nach der heutigen Funktion einer historischen Klosterbibliothek zwischen „Staubfänger" und „Gesellschaftsakteur" beantworten zu können, muss die Frage nach ihrer Relevanz für die Gegenwart gestellt werden.[1] Deshalb will ich zuerst versuchen, den Relevanzbegriff näher zu definieren.

Laut Duden und Wikipedia ist damit jene Wichtigkeit gemeint, die einer Sache in einem bestimmten Kontext oder einer bestimmten Situation beigemessen wird.[2]

Wie verhält es sich in einem zweiten Schritt dann mit der Relevanz von historischem Buchgut im Allgemeinen? Unabhängig von der Trägerinstitution, die dasselbe früher oder gegenwärtig verwaltet, ist das eine legitime Frage: „Wozu brauchen wir diese alten Bücher heute noch?"

In der Tat scheint es im recht jungen 21. Jahrhundert geradezu frevlerisch anachronistisch, sich um vollgestopfte

[1] Dieser Beitrag wird in ausführlicherer Form im Tagungsband zum 2. Österreichischen Bibliothekskongress 2025 erscheinen.

[2] Relevanz: „Bedeutsamkeit, Wichtigkeit in einem bestimmten Zusammenhang". https://www.duden.de/rechtschreibung/Relevanz [Auf alle in diesem Beitrag angegebenen Hyperlinks wurde zuletzt zugegriffen am 25.04.2025].
Relevanz: „... ist eine Bezeichnung für die Bedeutsamkeit und damit sekundär auch eine situationsbezogene Wichtigkeit, die jemand etwas in einem bestimmten Zusammenhang beimisst."
https://de.wikipedia.org/wiki/Relevanz

Räume alter Buchbände zu kümmern, die in ebenfalls alten Regalen bis unter die Decke stehen und meist mit verschwindend geringer Hoffnung ihrer Verwendung harren. Gerade heute, wo sich mit ein paar Klicks ganze Bibliotheken an E-Ressourcen in wenigen Minuten auf den Computer oder Reader bringen lassen. Dieses Ausspielen zeitgenössischer Medien gegen ihre Vorgänger aber entspricht schlicht nicht der Wirklichkeit, in der wir leben. Wie Papier – trotz aller Skepsis – schlussendlich doch das primäre Trägermedium für Text geworden ist und sich der akademische Umgang mit Wikipedia in der Praxis der letzten Jahrzehnte verändert hat, ist auch die derzeit rasant stattfindende digitale Entwicklung nicht nur entweder Froh- oder Hiobsbotschaft. Die Wahrheit liegt kompromissbereit in der Mitte. Relevanz ist keine Autobahnabzweigung, die, einmal verpasst, so schnell nicht mehr daherkommt. Im Gegenteil gibt der digitale Raum unserer Zeit die bisher nicht in dieser Form dagewesene Möglichkeit, die spezifische Relevanz aller bibliothekarischen Sektoren zusammenzuführen. Und das heißt eben auch: Die analoge Natur von historischen Büchern kann – die digitale Sphäre ergänzend – dort Raum und Legitimation finden.

Die Relevanz historischer Buchbestände kann in dieser Perspektive sogar aufblühen: Hochauflösende Digitalisate von Handschriften und alten Drucken können einem breiten Publikum präsentiert werden, virtuelle semantische Netzwerke mit hoher Informationsdichte eröffnen parallele Wissensuniversen, OPACs[3] ermöglichen eine sowohl expansive wie intensive Form von Recherche. Und das alles geht nicht ohne die erfahrungsbasierte und zeitintensive Arbeit von Wissenschaftler:innen und Expert:innen, die ihre Bestände kennen, sie erforschen und diese Erkenntnisse auch veröffentlichen. Die Relevanzfrage muss also über die materielle Differenz hinaus und in Richtung einer Synergie beider gedacht werden.

[3] Ein Online Public Access Catalogue (OPAC) ist ein online, heute meist über das Internet zugänglicher Bibliothekskatalog: https://de.wikipedia.org/wiki/OPAC.

VIELE PROJEKTE IN DER WISSENSCHAFT UND BEI ORDENSGEMEINSCHAFTEN

Manchmal liegt in historischen Büchersammlungen die geistige Entwicklung einiger Jahrtausende Menschheitgeschichte. Wichtig ist: Damit einher geht nicht nur die

Aufgabe, diesen kulturellen Schatz zu erhalten, sondern auch der Auftrag, ihn immer wieder zu aktualisieren. Diese Verpflichtung, gemeinsame Vergangenheit greifbar, sichtbar und nachvollziehbar zu halten, kann durch die Nutzung der neuesten digitalen Entwicklungen unterstützt werden.

Diesem Auftrag kommen heute bereits viele verschiedene Projekte nach: Das an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften angesiedelte Institut für Mittelalterforschung (Wien) stellt mit *manuscripta.at* Metadaten und Digitalisate der in Österreich befindlichen mittelalterlichen Handschriften zur Verfügung, während *wzma.a*t die unzählbare Menge an Wasserzeichen sammelt und bestimmt.[4] Diese Online-Repertorien sind für die Forschung wesentliche Anlaufstellen. Gleichzeitig verbindet die Bibliothèquenationale de France ihre digitalen Sammlungen via Gallica bereits mit kuratierten Inhalten und bespielt diese in wechselnden Onlineausstellungen.[5] Die Österreichische Nationalbibliothek bietet auf einem eigenen Blog vertiefende Einblicke in ihren Bestand und die damit verbundenen wissenschaftlichen Arbeiten.[6]

Neben diesen staatlichen Institutionen arbeiten die Klosterbibliotheken ebenfalls seit einigen Jahren mit viel Energie an einer verträglichen Öffnung und Bearbeitung ihrer wertvollen Bestände. Viele Orden haben erkannt, dass es externer Bibliothekar:innen und Archivar:innen bedarf, um die Bewahrung ihres schriftlichen Kulturgutes zu sichern. Durch diese erste Öffnung können viele neue Türen geöffnet werden, die der gesamten Bevölkerung den großen kulturhistorischen Wert der Orden vermitteln.

Das Zisterzienserstift Wilhering besitzt neben einem 2019 renovierten Stiftsmuseum auch eine große Sammlung an zeitgenössischen Kunstwerken, die im Stiftshof und in den Museumsräumlichkeiten ausgestellt sind.[7] Zur Fastenzeit 2025 hat die Diözese Innsbruck unter ihrem Bischof Hermann Glettler erneut einen über mehrere Kirchen reichenden Kunstrundgang organisiert, dessen Aushängeschild ein Werk von Andy Warhol (*1928, †1987) am Hochaltar des Innsbrucker Doms war.[8] Daneben waren vorrangig Tiroler Kunstschaffende ausgestellt, was für die örtliche Kunstlandschaft ein großer Zugewinn ist. Kon-

[4] https://www.oeaw.ac.at/imafo sowie https://manuscripta.at/ und https://wzma.at/

[5] https://gallica.bnf.fr/accueil/fr/html/accueil-fr

[6] https://www.onb.ac.at/mehr/blogs

[7] https://stiftwilhering.at/ siehe auch den Beitrag von Abt Reinhold Dessl in diesem Band, S. 2–19.

[8] https://tirol.orf.at/stories/3295629/

vente wie jener der Minoriten in Graz beherbergen bereits seit 1975 einen Kulturraum, in dem Ausstellungen, Workshops und Gespräche im Begegnungsfeld von Religion und Kunst stattfinden.[9] Darüber hinaus hat die Vergabe von Aufträgen zur Gestaltung zeitgenössischer Fastentücher in Österreich mittlerweile sogar Tradition.

Ein weiteres Projekt, das zeigt, wie sich Ordensgemeinschaften in Gegenwart und Gesellschaft produktiv beteiligen können, ist die Kirche „St. Johannes der Täufer" im Beginenhof in Brüssel (Belgien). 2015 hat der Verein Begijnhof Vriendenbegonnen, den Raum der Hilfe von Menschen ohne legale Aufenthaltsberechtigung zu widmen. Neben der gewohnten Funktion als Sakralraum wird der Raum vielfältig bespielt: So finden sich interreligiöse Gebets- und Ruhezonen neben wechselnden Ausstellungen und gemeinsamen Essen. Letztere finden an einer Tafel statt, die nahezu das gesamte Kirchenschiff ausmisst – eingeladen sind ausdrücklich alle.[10] Das Kulturangebot des Vereins steht demnach, ganz in der Auslegungstradition der drei christlichen Grundtugenden von Glauben, Hoffnung und Nächstenliebe, unter einem politischen und interreligiösen Auftrag.

Wenn auch mit einer gewissen Verzögerung, so tut sich mittlerweile auch im Bereich der Klosterbibliotheken einiges. Österreich, das reich an teils seit einem Jahrtausend durchgehend bewohnter Klöster ist, hat in dieser Hinsicht eine besonders verantwortungsvolle Rolle einzunehmen. Gerade die Klöster und Konvente haben in der Verwurzelung in ihren Pfarrgemeinden sogar einen kommunikativen Vorteil: Durch ihre pastorale Arbeit kennen sie die Menschen in ihrer direkten Umgebung gut. Dadurch können sie Aspekte kultureller Vermittlung nicht nur gezielter formulieren, sondern auch produktiver umsetzen. Als „Gesellschaftsakteure" können sie auf diese Weise mit dem Rückgriff auf ihre Topografie und ihre Kulturgüter stetig von Neuem Relevanz schaffen und finden in ihrer monastischen Lebensweise sowie langen Tradition gleichzeitig eine wertvolle Verankerung, gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche.

Wichtig ist dabei, dass keine komplette Differenz zwischen Kulturgut, Kirche und Glauben gezogen wird. Die Entwicklung der Mitgliederzahlen und aktiven Gläubigen

[9] https://www.kultum.at/einrichtung/137

[10] https://fr.wikipedia.org/wiki/%C3%89glise_Saint-Jean-Baptiste-au-B%C3%A9guinage

der römisch-katholischen Kirche führt zunehmend zu einer verständlichen Überforderung der Ordensgemeinschaften, die eine große Menge an Kulturgut besitzen und dieses aufgrund der personellen Ausdünnung nicht mehr ausreichend betreuen können. Gut organisierte und von externen Fachleuten unterstützte Kulturarbeit kann diese Überforderung abfedern und gleichzeitig die Rolle der Kirche in der Gegenwart fördern.

HISTORISCHE BUCHBESTÄNDE ALS TEIL DER KULTURARBEIT DER ORDEN

Die Verbindung von Kunst und Kirche schafft also durchaus bereits heute Relevanz – wo aber spielt historisches Buchgut dabei eine Rolle? Der Ausstellungsbetrieb macht bei weitem den wichtigsten Aspekt seiner Beteiligung am heutigen Kulturschaffen aus.

Weit entfernt von der anfänglich kritisierten Statik und Einseitigkeit der Exponate, eröffnet das Buchobjekt ein enormes semantisches Netzwerk, das erschlossen und genutzt werden kann. Das Potenzial historischer Bibliotheken und ihrer Bestände ist immens und darin liegt der wesentliche Grund für die Legitimation ihres Erhalts und unserer Beschäftigung damit. Das gilt es zu nutzen und dafür bietet sich eine breite Palette an Möglichkeiten an. Im Folgenden will ich mich mit einer dieser Möglichkeiten näher beschäftigen. Sie resultiert sowohl aus eigenen Interessen als auch Überlegungen, wie der von mir betreute Bestand der Zentralbibliothek und des Archivs der Minoriten unter anderem weiter geöffnet werden könnte. Ein besonderes Medium der bildenden Kunst, welches Buchobjekt und Kunstschaffen stark miteinander verschränkt, ist das Künstler:innenbuch. Über seinen funktionalen Zweck des Festhaltens und Weitergebens von Information hinaus, arbeitet es auf vielfältige Weise mit den funktionalen und materiellen Grundlagen des Buches. Die historisch gewachsene Form des Buchobjekts wird zum Thema gemacht und dadurch semantischer Träger. Das Künstler:innenbuch stellt das Buchobjekt als Kunstwerk in einen zusätzlichen Diskursraum und ist gleichzeitig preislich sowie durch eine gewisse Auflagenzahl durchaus zu einer größeren Breitenwirksamkeit fähig. Diese Aspekte machen es zu einem vielversprechenden

Mittel, einen derzeit noch weitgehend verschlossenen Bibliotheksbestand, wie jenen der Zentralbibliothek der Minoriten Wien, mit Rücksicht auf die räumlichen und ordensspezifischen Limitationen zu öffnen.

Das Sammeln von Künstler:innenbüchern ist Bibliotheken nicht fremd: Die Bibliothek der Universität für angewandte Kunst in Wien hat über Jahrzehnte eine beachtliche, nach wie vor wachsende Sammlung aufgebaut, ebenso die Bibliothek des Wiener Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig (mumok).[11]

Meine These: Die Arbeit mit dem Medium des Künstler:innenbuches kann als Teil einer intendierten Öffnungsstrategie genutzt werden. Als Vorbild für das Konzept dient dabei der von der Herzog August Bibliothek (HAB) in Wolfenbüttel (D) seit 2018 ausgeschriebene Künstlerbuchpreis.[12] Er ist thematisch an die Bestände der HAB geknüpft und mit 6.000 Euro dotiert. Die Gewinnerin oder der Gewinner soll in einer einmonatigen Artist-in-Residencydas eingereichte Konzept anschließend weiter vertiefen. Die Sammeltätigkeit von Künstler:innenbüchern an der Herzog August Bibliothek geht auf ihren langjährigen Leiter Erhard Kästner (*1904, †1974) zurück, der ab 1955 begann, diese speziellen Buchobjekte gezielt anzukaufen. Heute umfasst die Sammlung u.a. Werke von PabloPicasso, Marc Chagall, Robert Rauschenberg und David Hockney, insgesamt über 4.000 Objekte.[13]

Die mit der Einreichung verbundene Bedingung einer thematischen Nähe zum Haus erscheint mir für eine ähnliche Preisausschreibung im Kontext der Zentralbibliothek der Minoriten Wien von Vorteil. Die vier historischen Bibliotheken und der Konvent würden eine reiche Fülle an möglichen Themen bieten: von spezifischen Ordensheiligen bis hin zur topografischen Situation und Geschichte der Minoriten in Wien.

Die Zusammenführung der historischen Bibliotheksbestände aus den heute noch existierenden Konventen in Wien, Asparn a. d. Zaya (NÖ), Neunkirchen (NÖ) und Graz (Stmk.) zur Form einer Zentralbibliothek in Wien wurde in den späten 1960er bis in die frühen 1970er Jahre vom damaligen Bibliothekar und Archivar P. Landulf Honickel (*1909, †1982) umgesetzt.[14] Ihm ist es damit gelungen, sie ins 20. und mittlerweile 21. Jahrhundert zu

[11] Siehe den OPAC der UB Angewandte, wo gezielt im Sonderbestand „Künstlerbücher" gesucht werden kann: https://supa.uni-ak.ac.at/primo-explore/search?vid=KAW ; für die Künstler:innenbuch-Sammlung des mumok siehe: https://www.mumok.at/bibliothek

[12] https://www.hab.de/kuenstler-buchpreis/

[13] https://www.hab.de/malerbuecher-und-ars-librorum-2/

[14] https://www.ordensgemeinschaften.at/9302/fuenf-bibliotheken-ein-schatz-einhaus-voller-geschichte-die-zentralbibliothek-der-minoriten

überführen. Dieser ungemein wertvollen Arbeit könnte mit der Widmung des Künstler:innenbuchpreises an P. Honickel entsprochen werden. So wäre neben der Würdigung von dessen Verdiensten auch die untrennbare und wichtige Verbindung zum Minoritenorden betont und verankert.

Ein vergleichbarer Künstler:innenbuchpreis wäre zudem ein Alleinstellungsmerkmal in der Sammeltätigkeit innerhalb der gegenwärtigen Landschaft österreichischer Klosterbibliotheken und könnte dadurch neue Diskursräume nach außen öffnen. Die thematische Bindung erlaubte es, auf gesellschaftliche oder spirituelle Gegenwarten Bezug zu nehmen und so Kontakt und Umgang zwischen Kirche und Öffentlichkeit noch bewusster zu gestalten. Ergänzend könnte ein kulturelles Rahmenprogramm diese neuen Begegnungsräume erweitern. Die spezifische Widmung eines solchen Preises würde außerdem die Möglichkeit eröffnen, bei Stadt, Land und Bund um Förderungen anzusuchen. Ergänzend dazu wäre die Kooperation mit Unternehmen aus der Privatwirtschaft eine Option, ebenso die Einbindung des philanthropischen Interesses von Privatpersonen. Programme wie Buchpatenschaften, wie sie mittlerweile viele Klosterbibliotheken erfolgreich implementiert haben, sind bereits erprobte Beispiele für solche privatwirtschaftlichen Kooperationen.[15]



Abb. 2: P. Landulf Honickel führt durch die von ihm kuratierte Ausstellung der Zentralbibliothek und des Archivs der Minoriten in Wien, 1978. © Zentralbibliothek und Archiv der Minoriten Wien

Die Auslobung eines Künstler:innenbuchpreises könnte also viele Vorteile bieten: einen klar definierten Rahmen von Öffnung, Präsentation und Beteiligung, einschätzbare organisatorische Arbeit, die Erhaltung und Inbezugnahme von historischem Buchbestand und Kirche in die gesellschaftliche Gegenwart, sowie die Unterstützung der oft strapazierten Ordensfinanzen durch politische Förderprogramme.

[15] https://www.stiftmelk.at/exlitteris/ und https://www.stift-rein.at/buchpatenschaften/

Pol B. Edinger geb. 1992 in Luxemburg, hat an der Universität Wien Literaturwissenschaften und Kunstgeschichte studiert. Nach Arbeiten in der Fachbereichsbibliothek für Kunstgeschichte des kunsthistorischen Instituts der Universität Wien und der Universitätsbibliothek der Universität für angewandte Kunst Wien absolvierte er 2022–2024 den Universitätslehrgang zum akademischen Bibliothekar. Seit Oktober 2022 ist er Bibliothekar der Zentralbibliothek der Franziskaner-Minoriten (OFMConv) im Konvent Wien. Kontakt: archiv-wien@minoriten.at

Die Relevanz von historischen Klosterbibliotheken ist demnach auch heute noch gegeben, aber: Sie muss proaktiv hergestellt werden. Das sollte in die Öffentlichkeit hinaus geschehen und darf in Etappen passieren. Aber an diesen Schritten führt kein Weg vorbei. Der Schritt zu seiner Veröffentlichung durch klar definierte Projekte, wie der gerade angeführten Auslobung eines Künstler:innenbuchpreises, kann sogar gleichzeitig Freiheiten und Erleichterungen auf administrativer wie ökonomischer Ebene bringen. Um Gesellschaftsakteur zu sein, bedarf es der Handlung – mit so reichen Beständen, wie jenen der österreichischen Klosterbibliotheken, sind dafür mehr als genug Möglichkeiten geboten. Wir brauchen sie nur zu nutzen.

ÖSTERREICHS ORDENSLEUTE IM NS-STAAT 1938 BIS 1945:

unbedankt loyal und ungewollt widerständig?

Rupert Klieber

Vortrag gehalten auf der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Österreichs am 5. Mai 2025 in Linz.



Abb.1: Der Vortragende Rupert Klieber © ÖOK/rm

2025 jährt sich zum achtzigsten Mal das Ende eines Regimes, das statt der visionierten eintausend Jahren gottlob nur verdammte zwölf bzw. in Österreich sieben Jahre währte. Seither tobt das Ringen darum, wie das Verhalten vor allem der kirchengebundenen Basis wie der Amtsträger in dieser Zeit zu deuten sei. Die hier vorgestellte Annäherung an diese Frage widmet sich den Ordensleuten als einer exponierten Gruppe im Spektrum des heimischen Katholizismus; konkret: 5.600 männlichen und 16.700 weiblichen Religiosen (1931).

Ein einzigartig ambivalentes Schicksal eines Betroffenen verkörperte der St. Florianer Chorherr und Wiener Kir-

chenrechtsprofessor Johannes Hollnsteiner (*1895, †1971) beim sogenannten „Anschluss" Dekan der Wiener Theologischen Fakultät. Der Berater und Beichtvater Kurt Schuschniggs (*1897, †1977) sowie häufige Gast im Salon Alma Mahlers (*1879, †1964) erklärte sich 1938 umgehend für kooperationswillig, wurde aber nach Dachau verfrachtet, wo er erst ein Jahr später auf Intervention der römischen Kurie wieder freikam. Kurz darauf verließ er den Ordensweg, heiratete und verwaltete im Auftrag Joseph Goebbels (*1897, †1945) die in St. Florian deponierten Kunst- und Bücherschätze der aufgehobenen Stifte, wobei er samt Familie im Stift residierte und einmal sogar Adolf Hitler (*1889, †1945) durch die Bestände führte. Das brachte ihm nach 1945 drei Jahre Anhaltelager Glasenbach bei Salzburg für „Ehemalige" ein. Erst 1947 wurde er als Wiener Theologieprofessor rehabilitiert, um umgehend in den Ruhestand versetzt zu werden.



Abb. 2: Johannes Hollnsteiner mit Adolf Hitler und anderen NSDAP-Mitgliedern in der Stiftsbibliothek St. Florian © Stiftssammlung St. Florian

Nach 1945 betrachteten sich die christlichen Kirchen mit guten Gründen als eines der Hauptopfer des Regimes. Ihre moralische Reputation in der Gesellschaft basierte vor allem darauf, dass der „Kirchenkampf" in Österreich hunderte Kirchenleute schwer getroffen hatte: allein 300 Kirchenmänner waren „gauverwiesen", 724 inhaftiert und 110 in einem Konzentrationslager interniert worden; fünfzehn von ihnen wurden formell hingerichtet beziehungs-

weise zwanzig in Konzentrationslagern ermordet. Einen Umschwung der Interpretation brachte 1963 das Stück „Der Stellvertreter" des vor nicht allzu langer Zeit verstorbenen Schriftstellers Rolf Hochhuth (*1931, †2020). Dieses stieß eine bis heute anhaltende Diskussion um das „Schweigen" der Kirchen zu den NS-Verbrechen an, ein Schweigen, das als Mitschuld bzw. Kollaboration gedeutet wurde und wird. Vorher wie nachher wurden die Debatten sehr moralisierend geführt – je später desto häufiger von Leuten mit dem Glück einer späten Geburt, die zumindest bisher in ihrem Leben nie vor dem Dilemma standen, für ein falsches Wort Gericht oder gar Lagerhaft und Tod zu riskieren. Die aktuellen politischen Entwicklungen in aller Welt zeigen uns indes drastisch auf, wie rasch sich so etwas ändern kann. Im Blick auf Österreich verschränkt sich die Diskussion noch mit jener um den autoritären Ständestaat, der von seinen Kontrahenten als repressiver „katholischer Kirchenstaat" angeprangert wurde – nicht zuletzt auch von den Evangelischen im Lande. Die gemeinsame Regimegegnerschaft ebnete hier den Weg für viele Sozialdemokraten zu den Nationalsozialisten, mit denen sie eine innige Abneigung gegen alles Kirchliche inklusive der Orden verband.

Und je länger diese Forschungsdebatte andauert, je mehr Archive geöffnet und Quellen aufgearbeitet werden, desto komplexer wird die Materie – und umso schwieriger auch das Verhalten der Katholiken, Ordensleute und Amtsträger gegenüber dem NS-Regime angemessen zu bewerten. Kann man rund 500 in der NS-affinen „Arbeitsgemeinschaft für den religiösen Frieden" lose organisierte Kleriker mit den rund 850 Inhaftierten gegenrechnen? Waren die 1.800 Unterzeichner einer Dankadresse 1938 für die „Feierliche Erklärung" der Bischöfe repräsentativer für den rund 8.000 Kirchenmänner zählenden Klerus als die rund 1.500 mit Predigt- oder Lehrverbot Betroffenen? War der NS-freundliche Alt-Erzabt Petrus Klotz (*1878, †1967) von St. Peter in Salzburg oder das Aufbegehren der Hartmann-Schwester Maria Restituta Kafka (*1894, †1943) typisch? Bevor wir solche gewichtigen historischen Urteile wagen, müssen wir kurz die Umrisse unseres Gegenstandes zeichnen: Wie präsentierte sich die Ordensszene Österreichs der 1930/40er?

DER AUFBRUCH DER ORDEN IN DER PIANISCHEN ÄRA (1846–1958)

Wie die katholische Welt insgesamt, erlebte auch die Donaumonarchie ab der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Gründerzeit an neuen Gemeinschaften und Niederlassungen von Regularen, vor allem im weiblichen Bereich und mit Schwerpunkt in Städten. Sie machte in unseren Breiten die Einbrüche der Josephinischen Zeit mehr als wett. Dafür gab es mehrere Ursachen: strukturell das rasante Wachstum der Bevölkerung und ihr Drang in die Städte, verbunden mit grassierender sozialer Not; geistig die „katholische Bewegung", die mit einer neuscholastisch vereinfachten Theologie und in einem überhöhten Papsttum Schutz gegen die vermeintlichen Irrungen der Moderne suchte. Religiöse Konzepte wurden zur „Weltanschauung" verdichtet, womit man in den Ringkampf der Ideologien stieg. Eine „Re-Christianisierung" der Gesellschaft sollte möglichst viele Menschen dazu bringen, die Weltsicht der Kirche zu teilen und ihre Angebote anzunehmen. Man nutzte dafür offensiv die Instrumente der bürgerlichen Gesellschaft wie Presse, Vereine, Parteien und schaffte es so, auch bislang politikferne Milieus zu mobilisieren. Kirchlichkeit wird seither in verschiedenen Tempi gelebt: als Teil des kulturellen Herkommens oder mit der Ambition, das Leben einzelner wie auch jenes der Gesellschaft maßgeblich zu bestimmen. Das führte in vielen Ländern zu Kulturkämpfen (vor allem in Ehe- und Schulfragen) und nährte einen Antiklerikalismus variablen Zuschnitts. Liberale, bürgerliche oder protestantisch geprägte Regierungen, wie sie sich im Deutschen Reich ab dem Jahr 1870 formierten, setzten dem ultramontanen Aufbruch der Ordensszene gesetzliche Grenzen. Ein von der liberalen Regierung in Wien erlassenes Klostergesetz von 1873 aber wurde von Kaiser Franz Joseph I. (*1830, †1916) gekappt; die Behörden schwenkten hier allmählich auf Förderung um. Daraufhin absorbierte die Monarchie einen Gutteil des reichsdeutschen Aufbruchs und wurde Zielland geistlicher Immigration, die über 1918 hinaus anhielt. Waren 1882 in der gesamten Westhälfte der Monarchie 29 Männer- und 44 Frauenorden aktiv gewesen, so wirkten 1931 allein in der kleinen Republik Österreich 37 bzw. 57 von ihnen mit 5.645 Männern und 16.699 Frauen. Bemerkenswert war auch deren Herkunft. In der

Erzdiözese Salzburg etwa stammten 1937 zwölf Prozent der Weltpriester, aber 35% der Ordensmänner bzw. 29% der Ordensfrauen aus Deutschland – oder überspitzt gesagt: im Ordensbereich war man schon lange vor 1938 „angeschlossen". Durch die rege Zunahme konnte der Ordensbereich mit dem Wachstum der Bevölkerung mehr als schritthalten: In der Erzdiözese Wien kamen 1870 ebenso wie 1935 auf 10.000 getaufte Männer rund 17 Ordensmänner. Anders aber bei den Frauen: hier verdoppelte sich die Präsenz von 1870 bis 1935 von 22 auf 53 Ordensfrauen je 10.000 Getauften – das Wachstum der Ordensszene war weiblich, in Wien stärker autochthon als im Westen! Besonders agile neue männliche Akteure wie die Steyler Missionare oder Salvatorianer waren hier aber vorwiegend deutscher Zuzug, ergänzt um einen traditionell starken Anteil an Mitgliedern aus Deutsch-Böhmen und -Mähren.

Diese besondere politische und kirchliche Gemengelage Ende der 1930er Jahre ist eine der Ursachen dafür, dass die Ordenslandschaft Österreichs nach dem „Anschluss" besonders gründlich umgepflügt wurde – oder in Worten des Linzer Bischof Johannes Maria Gföllner (*1867, †1941): hier wurde in „unverkennbarer Raschheit und Radikalität" in sechs Monaten mehr durchgeführt als in sechs Monaten im „Reich". Zugleich fand sich ein großes Segment des heimischen Katholizismus bereit, das Ideal der „nationalen Volksgemeinschaft" unter NS-Führung zu akzeptieren, knüpfte daran sogar Hoffnungen auf eine „lichtvollere Zukunft" des Katholizismus im Reich. Doch dafür war der Zug längst abgefahren. Die maßgeblichen NS-Größen hatten spätestens 1937 die Ambition aufgegeben, die Kirchen als willfährige Player ins System zu integrieren und setzten inzwischen auf konsequente Trennung von Kirche und Staat, was angesichts der verzahnten Verhältnisse in Österreich massive Folgen zeitigen musste. Zudem erklärte Hitler das Land behördenintern schon im Mai 1938 zum „konkordatsfreien" Raum, was dem gängigen Pochen auf Verträge den Boden entzog und vor allem religiöse Vereine und Gemeinschaften jedes Schutzes beraubte. Rasch wurde das meist von Ordensleuten geführte kirchliche Vorschul- und Schulwesen verstaatlicht oder kommunalisiert. Im Juli und September 1938 erfolgte die Aufhebung der ordensnahen Fakultä-

ten in Innsbruck und Salzburg. Mit der Beschlagnahmung des Stiftes St. Lambrecht (Steiermark) setzten schon im Mai 1938 Enteignungen von Ordens- und Klosterbesitz ein; 1939 folgten Göttweig (NÖ), Engelszell (OÖ), Admont (Steiermark), Stams und Wilten (Tirol), gipfelnd im reichsweiten Klostersturm von 1940/41. Insgesamt betraf das in Österreich 26 „Traditions-Stifte" sowie 188 andere Niederlassungen. Basis dafür waren flexibel auslegbare Gesetze: 1. Die [nach außen neutrale] Verordnung über die Unterbringung von öffentlichen Dienststellen (27. Juli 1938), die formell zu Miet- und Pachtverträgen mit Orden führte; 2. Die [eindeutig politisch definierte und zu entschädigungslosen Enteignungen führende] Verordnung über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens im Lande Österreich (18. November 1938).

Die ersten Hausdurchsuchungen und Requirierungen von 1938 wurden von Mutmaßungen über Waffenlager und Propaganda-Material in Klöstern befeuert, basierend auf Denunziationen bzw. Rachegelüsten lokaler Parteigrößen für die sogenannte Systemzeit 1934 bis 1938, ebenso von der Habgier regionaler Unternehmer, die sich fette Stücke vom „Klosterbraten" erhofften. Darauf folgten die systematische Säkularisierung des Schul- und Heimwesens sowie der erhöhte Raumbedarf von Partei- und Behördenstellen. Die Hauptwelle von Beschlagnahmen 1940/41 wiederum trieb zuerst die zunehmende Umsiedlung von Volksdeutschen an (u. a. aus dem Banat und der Bukowina), dann eine verschärfte Gangart der Gestapo Heinrich Himmlers (*1900, †1945) – nicht zuletzt als Reaktion auf das kirchliche Aufmucken in Sachen Behindertenmorde – bis ein „Führererlass" die Aktion Klostersturm am 30. Juli 1941 offiziell stoppte. Generell folgten auch die Maßnahmen in Österreich einem schon im Reich gezeigten Muster: Erstens führte man Erhebungen zu Sittlichkeitsdelikten durch; zweites wurden Ordensgemeinschaften verstärkt besteuert; drittens die Nachwuchspflege durch Mittel der Arbeitsmarkverwaltung, dann durch Einberufungen behindert; viertens Ordenskräfte aus den Schulen verbannt; fünftens das Kindergartenwesen entkonfessionalisiert; und schließlich das kirchliche Schul- und Heimwesen zerschlagen.

Ungeachtet dessen gilt es Mythen abzubauen. Das Ordensleben in Österreich wurde keineswegs liquidiert und

blieb insofern schon stabil, als von den Betroffenen (rund 22.000 Personen) nur eine verschwindende Minderheit den Ordensweg verlassen hat – mit Hollnsteiner wurde bereits ein prominentes Beispiel erwähnt. Auch waren von den 275 Niederlassungen männlicher, 1.123 weiblicher Religiosen-Gemeinschaften nur 214 von Konfiskationen betroffen (214 von 1.400 = 15 Prozent). Die Bevölkerung außerhalb der tangierten Orte und Städte erfuhr davon wenig; anders als im Reich kam es auch praktisch nirgendwo zu Protesten – ansatzweise in Stift Schlägl (OÖ). Ein Mythos ist auch, dass die Maßnahmen einem NS-Masterplan folgten, wie das die ältere Literatur oft gemutmaßt hatte. Die NS-Ordenspolitik war hier wie in anderen Feldern vielmehr system- und ideologie-bedingt sprunghaft.

So herrschte gerade in Kirchenfragen ein heilloses „Kompetenz-Wirrwarr", rivalisierten eine Reihe von Personen und Dienststellen um Macht und Einfluss. Involviert waren:

1. der „Führer" Adolf Hitler; 2. die Reichskanzlei; 3. das Reichsministerium für Kirchen-Angelegenheiten; 4. Martin Bormann (*1900, †1945) und die Parteikanzlei; 5. Heinrich Himmler und sein SS-Imperium; 6. (wie meist übersehen) die Volksdeutsche Mittelstelle, zuständig für die vielen umgesiedelten Volksdeutschen, die primär in Ordenshäusern untergebracht wurden. In der „Ostmark" agierten die Parteigranden in den ersten Monaten nach dem „Anschluss" in hohem Maße willkürlich. Formell wurde hier die Zuständigkeit im Herbst 1940 dem Kirchenminister entzogen und vom Leiter der Parteikanzlei Martin Bormann, ein Jahr später den Reichsstatthaltern übertragen. Entsprechend uneinheitlich fiel das Behördenhandeln auf diesem Gebiet aus.

Traditionell unkoordiniert agierten aber auch die betroffenen kirchlichen Stellen. Die notorisch föderalistischen Kirchenstrukturen der (vielfach) autonomen Bistümer, Klöster und Orden verhinderten ein geeintes Vorgehen. Auch die Koordinierung innerhalb der Bischofskonferenzen von Österreich, Freising und Fulda erfolgte meist nur informell; man konnte keine für alle bindenden Beschlüsse fassen. Gängige Praxis war es daher, dass Dutzende Bischöfe und Ordensobere eigenständig ihr Glück in Eingaben, Beschwerden, Appellen bei zuständigen Behör-



Abb. 3: Der „Anschluss" in Salzburg am 12. März 1938 © ÖNB

den, Amtsträgern oder Parteigrößen suchten, was angesichts des geschilderten „Kompetenz-Wirrwarrs" meist zum Scheitern verurteilt war. Das bevorzugt adressierte, da formell zuständige Kirchenministerium war zugleich der schwächste Akteur im NS-Behördenpoker. Der Tenor der Eingaben orientierte sich gleichsam am biblischen Prozess-Verhalten Jesu laut Johannes-Evangelium: Wenn wir Unrecht getan haben, so weist uns das Unrecht nach; haben wir aber kein Unrecht getan, warum verfolgt ihr uns?

Davon abgesehen gab es aber in einzelnen Diözesen sowie bei den Orden einige wenige bemerkenswerte Versuche zur Abstimmung des Verhaltens, die noch unzureichend erforscht sind – auch weil sie weitgehend wirkungslos blieben. Schon am 27. April 1938 fand in Innsbruck eine Konferenz der österreichischen Ordensoberinnen statt, die nach bayerischem Modell eine Arbeitsgemeinschaft der Lehr- und Erziehungsorden als alleinige Ansprechpartnerin der Behörden anregte. Sie fand keine Mehrheit; man verwies auf unterschiedliche Verhältnisse, befürchtete die leichtere behördliche Manipulierbarkeit eines Dachverbandes. Daraufhin bestellte Salzburgs Erzbischof Sigismund Waitz (*1864, †1941) aber noch im selben Jahr Generalvikar Franz Simmerstätter (*1898, †1997) zum Kommissär aller Ordenseinrichtungen im Erzbistum, deren Rechte aber unangetastet bleiben sollten. Es entstand daraus tatsächlich eine „Arbeitsgemeinschaft der

Salzburger Klöster", die sich gegen bereits erfolgte wie drohende Maßnahmen zu wappnen suchte. Anregungen holte man sich von Weisungen des Primas von Ungarn, János Csernoch (*1852, †1927), vorgesehen für die Orden in der Zeit des kommunistischen Rätestaates Ungarn 1918/19. Diese sahen unter anderem vor, dass Ordensleute ihr Haus nicht eher verlassen dürften, als sie dazu gezwungen würden. Sie forderten auch die weitere Einhaltung von Gelübden sowie das Bemühen, gemeinschaftliches Leben aufrecht zu erhalten. Lebenszeichen dieser Arbeitsgemeinschaft erloschen im Februar 1939; Simmerstätter wurde im selben Jahr verhaftet und erhielt Gauverweis. In irgendeiner Weise widerständiges Handeln (Protest, Verweigerung von Anordnungen, rechtliche Schritte, Information der Öffentlichkeit etc.) war in diesen Anweisungen nicht vorgesehen. Die österreichischen Bischöfe sprachen die Thematik erstmals in ihrer Denkschrift an Hitler vom 28. September 1938 in wenigen Sätzen an. Die Bischofskonferenz Fulda raffte sich erst im August 1941 zur Einrichtung eines „Ausschusses für Ordensangelegenheiten" auf, als die Hauptwelle der Enteignungen bereits abgeschlossen war.

Schon aus dem bisher Thematisierten lässt sich erahnen, dass die Geschichte der Religiosen zur NS-Zeit komplex bzw. keine reine Helden- oder Opfergeschichte ist. Komplexen Sachlagen sucht die Historiografie bevorzugt durch Typenbildung beizukommen. Welche Arten von Schicksalen und Reaktionsweisen lassen sich unterscheiden und an konkreten Beispielen illustrieren? Am Beginn steht eines der Extreme:

1. [Deklarierte] REGIME-BEFÜRWORTER:

Sie bilden eine vor allem 1938 noch bedeutsame Gruppe, zusammengesetzt aus „Anschluss-Befürwortern" und veritablen „Führer-Begeisterten", die in Hitler die Vorsehung bzw. Gottes Werkzeug für das Schicksal der Deutschen am Werk sahen. Sie umfasste primär weltgewandte Äbte, Professoren von Stiftsgymnasien (darunter vereinzelt geheime Partei-Mitglieder), ebenso viele aus der großen Gruppe der aus Deutschland oder Deutsch-Böhmen/Mähren stammenden Ordensleute. Ein prominentes Beispiel für diese Gruppe ist der Abt des steirischen Stiftes Rein, Ernst Kortschak (*1879, †1957), der wohl kein for-

melles Parteimitglied war, jedenfalls aber beste Kontakte zu steirischen Parteigrößen pflegte. Vor der Volksabstimmung im April 1938 stellte er sich als Versammlungsredner zur Verfügung und warb im Habit des Abtes um Ja-Stimmen. Ähnlich tickten Abt Benedikt Reetz von Seckau (*1897, †1964), der Stiftsdechant Alois Nikolussi (*1890, †1965) von St. Florian oder Alt-Erzabt Petrus Klotz von St. Peter in Salzburg. Kortschak und Nikolussi gehörten zudem über deren Verbot hinaus der NS-affinen „Arbeitsgemeinschaft für den religiösen Frieden" an. Anfänglich gehörte zu dieser Gruppe auch der Klosterneuburger Roman Scholz (*1912, †1944), der sich als Primiz-Geschenk von den Eltern eine SA-Uniform (!) wünschte. Im Rückblick erstaunt die „Blauäugigkeit", mit der nicht wenige auf den „Anschluss" reagierten – nach schon fünf Jahren leidvoller Erfahrung in Deutschland und einer kritischen Papst-Enzyklika („Mit brennender Sorge"). Verantwortlich dafür war nicht zuletzt die vom schwäbischen Publizisten und Laientheologen Joseph Eberle (*1884, †1947) ab 1932 in Wien herausgegebene führende katholisch-intellektuelle Wochenzeitschrift „Schönere Zukunft", in der fast die gesamte Palette der katholischen Intelligenzija inklusive mancher Bischöfe publizierte. Das rechtskatholische Blatt war zeit seiner Existenz bis 1941 auch in Deutschland (dort mit 14.000 Abonnenten) zugelassen und sparte Kritikpunkte am Nationalsozialismus weitgehend aus. Die Novemberpogrome 1938 etwa billigte Eberle als Reaktion auf die „jüdische Schuld der Vergangenheit".

2. [Deklariert unpolitische] PASTORAL-IDEALISTEN:

Diese schon bedeutend größere Gruppe speiste sich vor allem aus den sogenannten modernen Bewegungen (Liturgie- und Bibelbewegung, Reformbenediktiner von Maria Laach, Schönstattbewegung, Bund Neuland). Gemäß dem von Pius XI. (*1857, †1939) auch für die „Katholische Aktion" ausgegebenen und in Konkordaten der Zeit verankerten Motto wollten sich die in ihnen engagierten Priester dezidiert aus der Politik heraushalten („Wir kennen keine Parteien, nur unsterbliche Seelen") und suchten auf Basis moderner Ansätze der Liturgie und Pastoral explizit auch das Gespräch mit nationalsozialisti-

schen Kreisen, was sie dem Regime sehr nahe rückte. Einen bekannten Vertreter dafür stellte Klosterneuburg mit dem Chorherrn Pius Parsch (*1884, †1954) und seiner Liturgie- und Bibelbewegung. Zwei aus seinem Team traten der brückenbauenden „Arbeitsgemeinschaft für den religiösen Frieden" bei, sein engster Mitarbeiter Josef Casper (*1906, †1951) beantragte sogar die Parteimitgliedschaft.

Die anteilsmäßig bei Weitem meisten Religiosen aber stellten

3. [Sich „dreinfügende" oder „trotz allem"] LOYALE:

Dazu gehörten vor allem jene, die von so gut wie keinen Restriktionen betroffen waren. Rund 15 % der Ordenshäuser wurden requiriert, was umgekehrt bedeutet, dass 85 % fortbestanden und das geistliche Leben und Wirken weitgehend in gewohnten Bahnen fortführen konnten – rein statistisch: 14.000 von 16.500 Frauen, 4.500 von 5.500 Männern. Beispiele dafür sind in Salzburg etwa das benediktinische Frauenstift Nonnberg (ca. 85 Frauen) oder die Loreto-Schwestern (ca. 30 Frauen). Sehr viel mehr gefordert waren alle Schulorden, die praktisch über Nacht ihr bisheriges Betätigungsfeld und (oft alleiniges) Einkommen verloren, nachdem immerhin rund 1.400 Privatschulen, Heime und Kindergärten geschlossen worden waren. Das betraf im selben Gau Salzburg sehr hart die Halleiner Schulschwestern, konkret: 262 Frauen in der Zentrale in Hallein sowie an 25 weiteren Einsatzorten. Sie alle wurden sukzessive von ihren Aufgaben vertrieben, dann enteignet und schließlich gar aus dem Land verdrängt. Die Oberinnen bemühten sich mit enormem Einsatz um Möglichkeiten zur Umschulung sowie um neue Einsatzfelder: in Krankenhäusern, Lazaretten, Armen- und Altersheimen, Pfarren und Kanzleistuben. Die über Jahre in alle



Abb. 4: Der Gang dreier Halleiner Schulschwestern zum Verhör © Archiv der Halleiner Schulschwestern

Windrichtungen Zerstreuten blieben faktisch alle der Kongregation treu und fanden sich nach 1945 wieder in Hallein ein – ein eindrucksvolles Zeugnis der Treue zum einmal gewählten Lebensweg.

Im Vergleich dazu hatten die großen enteigneten Männerstifte „Luxus-Probleme": Ein Gutteil der Betroffenen kam in Stiftspfarren unter, wo man nun enger zusammenrücken musste. Der restliche Teil des Konvents von St. Florian übersiedelte etwa in das dem Stift gehörende ehemalige Kloster Pulgarn bei Steyregg; jener von St. Lambrecht nach Mariazell. Die Pfarrnetze der österreichischen Stifte waren der römischen Kurie seit Jahrzehnten ein Dorn im Auge gewesen und von ihr in den gründlichen Visitationen nur wenige Jahre zuvor erneut kritisiert worden – jetzt waren sie Goldes wert! Die Pröpste, Äbte, Oberen suchten das Schicksal nach Kräften durch Behördeneingaben, Proteste, Gesuche oder Bittschriften bei Leuten, die NS-Größen nahestanden, abzuwenden oder wandten sich direkt an diese – nicht immer, aber meist vergeblich. Manche erwogen juristische Einsprüche, was man mangels Aussicht jedoch meist verwarf. Zuletzt aber fügten sich alle erstaunlich gleichmütig ins Schicksal – die Narrative der Geschichten sowohl der alten Orden wie der jungen Kongregationen kannten solche Einschnitte nur zu gut: aus den Zeiten der Reformation, der Aufklärung, des Kulturkampfes, der Missionen – das vermittelte offenbar Gelassenheit.

Deutlich weniger Ordensleute verzeichneten demgegenüber die beiden letzten Kategorien:

4. PUNKTUELL WIDERSTÄNDIGE:

Dass Ordensleute offenen zivilen Ungehorsam gegenüber behördlichen Anordnungen wagten, geschah erwartungsgemäß selten. In der Literatur genannt werden vor allem zwei Fälle, die beide Frauen betrafen und zugleich die zwei feststellbaren Motive abdecken: den Einsatz für schutzlose Dritte sowie den zugemuteten Verstoß gegen Ordensregeln. Ein prominentes Beispiel dafür ist die aus einem schwäbischen Adelsgeschlecht stammende Oberin und Visitatorin der österreichischen Provinz der Vinzentinerinnen (Barmherzige Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul) mit Sitz in Salzburg, Anna Bertha Königsegg (*1883, †1948). Sie vertrat in der Erzdiözese

mit mehr als 400 Frauen in rund 80 Filialen die größte Frauenkongregation am Ort, die den Pflegedienst am Landeskrankenhaus sowie im Kardinal-Schwarzenberg-Krankenhaus in Schwarzach versah und große Behinderten-Einrichtungen des Landes unterhielt. Schon 1940 untersagte Königsegg den rund einhundert Mitschwestern am Landeskrankenhaus jede Mitwirkung bei Sterilisationen. Als die Abschiebung von Behinderten drohte, bot sie deren Verpflegung auf Kongregationskosten an und stellte in Aussicht, dass die Schwestern jegliche Zuarbeit für die Aktion verweigern würden. Sie wurde für elf Tage in Haft genommen, welche man zum Abtransport der Behinderten unter teilweise dramatischen Bedingungen nutzte.

Ein einmaliges Zeichen der partiellen Widerständigkeit setzten in eigener Sache auch Frauen aus einer streng abgeschotteten Welt in Tirol, wo Gauleiter Franz Hofer (*1902, †1975) eine besonders rigorose Kirchenpolitik praktizierte. 43 Schwestern des Klosters der Ewigen Anbetung in Innsbruck, die älteste 86 Jahre alt, weigerten sich 1940 mit Hinweis auf die päpstliche Klausur, einem Räumungsbefehl zu folgen. Wenige Tage später brachen die Gestapo-Leute die Schlösser auf und zerrten jede einzelne Schwester mit je zwei Mann aus dem Haus in wartende Autos. Ein „Kollateralopfer" dieser Aktion war Generalvikar Carl Lampert (*1894, †1944).

Zuletzt folgen als kleine, aber gewichtige Kategorie

5. [Erklärte] REGIME-GEGNER:

In diesem Kontext wird meist auf drei lose organisierte Gruppen hingewiesen, in denen auch Ordensleute federführend beteiligt waren. Das betraf die „Österreichische Freiheitsbewegung", organisiert vom Klosterneuburger Chorherrn Roman Scholz 1939/40 zusammen mit dem frischgebackenen Historiker Viktor Reimann (*1915, †1996) – beide vorher begeisterte Nationalsozialisten und Parteianwärter, und getragen nicht zuletzt von Klosterneuburger Schülern des Religionslehrers Scholz. Die Gruppe wurde 1940 durch Spitzel in den eigenen Reihen verraten.

Hierher gehört auch die in Wien gegründete, von Ständestaat-Funktionären, Heimwehrlern und Legitimisten getragene „Großösterreichische Freiheitsbewegung"

(sogenannte Kastelic-Gruppe), die über den schillernden Zisterzienser Gebhard Rath (*1902, †1979), später Generaldirektor des Österreichischen Staatsarchivs (1956–1968), auch Eingang ins Stift Wilhering fand und in Kontakt zur Scholz-Gruppe trat. Im Gefolge von deren Aufdeckung wurde im Juli 1940 auch sie zerschlagen; leichtsinnigerweise hatte man Mitgliederkarten geführt. Weiters zählt dazu die „Antifaschistische Freiheitsbewegung Österreichs", die sich Anfang 1942 in Kärnten um einen Weltgeistlichen gesammelt hatte und viele Mitglieder des nun verbotenen Cartell-Verbandes (CV) umfasste. Sie trat mit Flugblättern in Erscheinung [„Braune Verbrecher haben unsere Heimat verraten …"; „Kärnten und unser Österreich müssen wieder frei werden vom preußischen Joch"], die über Vermittlung eines Franziskaner-Novizen auch im Wiener Franziskanerkloster gedruckt wurden, wodurch die Franziskaner P. Angelus Steinwender (*1895, † 1945) und P. Kapistran Pieller (*1891, †1945) involviert wurden. Auch diese Gruppe wurde 1943 entdeckt, dreizehn Aktivisten wurde der Prozess gemacht. Alle genannten Gruppen stellten zusammen rund 300 eingeweihte Personen. Bei allem Respekt vor den Betroffenen und ihren Absichten muss man freilich nüchtern konstatieren: Was diese Gruppen verband, waren ein mitunter sträflicher Dilettantismus und unrealistische Zukunftsszenarien (z. B. Großösterreich samt Bayern und Ungarn; Restaurierung der Monarchie, Befreiung Schuschniggs aus dem KZ Sachsenhausen u. a. m.) – kurzum Konzepte ohne jede Aussicht auf Erfolg oder Relevanz.

Für die Kategorie der Regimegegner sei deshalb zuletzt ein vergleichsweise unbekannter Ordensmann aufs Podest gehoben: der Vorarlberger Pallottiner und Aktivist der Schönstattbewegung Franz Reinisch (*1902, †1942), der – soweit bekannt – als einziger Priester im gesamten Reich nach seiner Einberufung 1941 den Fahneneid auf Hitler verweigerte und dafür in den Tod ging. Er argumentierte mit der bolschewistischen Kirchenpolitik der NS-Regierung, die er nicht unterstützen könne. Deshalb erklärte er sich willig, „für Christus, den König, und für die deutsche Heimat sein Leben hinzuopfern, damit Christus der Herr diese antichristlich-bolschewistischen Kräfte und Mächte des Auslandes sowie in der Heimat besiegen möge."

Zuletzt sind Differenzierungen dringend einzumahnen. Es gilt vor allem „Regime-Opfer" und „Widerständige" klar voneinander zu unterscheiden. Gemaßregelte, ja sogar zu Tode Gebrachte gab es aus fast allen genannten Kategorien – unabhängig davon, ob sich die Betroffenen als Regimegegner verstanden oder nicht. Die meisten wurden nicht wegen einer unbeugsamen religiösen, menschlichen und gar demokratischen Haltung verfolgt, sondern fielen vielmehr Denunzianten bzw. dem „Pfaffenhass" lokaler NS-Bonzen zum Opfer, die durch „Gummiparagraphen" (wie Heimtücke-Gesetz, Wehrkraftzersetzung etc.) und ein willfährig gemachtes Rechtswesen freies Spiel hatten. Deshalb ist ein allfälliges Versagen der Kirchenleute auch nicht erst beim „Anschluss" 1938 oder dem Beginn der Shoa 1942 anzusetzen, sondern deutlich früher, als sich 1933 in Deutschland wie in Österreich so gut wie keine kirchlichen Verteidiger des Parlamentarismus fanden und offenbar nur wenige die Weitsicht aufbrachten, dass eine fehlende Gewaltenteilung unkontrollierte Macht bedeutet und diese wiederum zur Erosion des Rechtsstaates und damit zur Willkür mit einer wachsenden Schar von Opfern führt – *power corrupts, and absolute power corrupts absolutely*. Als die katholische Zentrumspartei in Deutschland und die Wortführer des katholischen Österreichs 1933 die Ausschaltung des Parlamentarismus hinnahmen oder gar beförderten, kam ihnen offenbar nicht in den Sinn, dass sich ein solches System zuletzt gegen sie selbst richten könnte. War aber der Rechtsstaat einmal verloren, halfen Bitten und Protestieren bei Machthabern nur mehr wenig.

Zuletzt sei ein allgemeines Resümee gewagt. Der Ordenssektor fügt sich ins Gesamtbild des Katholizismus der Zeit. Seine Amtsträger ebenso wie die im engeren Sinn gläubige Basis waren zu keinem Zeitpunkt „Nazi-Kirche", aber eben auch kein „Widerstandnest". Ihre Wortführer konnten sich nicht dazu durchringen, den NS-Staat im Sinne des hl. Augustinus als „Räuberstaat", dem man keinen Gehorsam schuldet zu brandmarken und ihm damit die Legitimität abzusprechen. Man blieb grundsätzlich loyal. Aber es war eine „Loyalität mit Grenzen" und unter Protest, der lauter und opferreicher war als der von anderen Playern der Gesellschaft. Die Loyalität galt auch nicht dem NS-Verbrecherstaat, sondern der Fiktion

eines weiterbestehenden „Rechtsstaates", den man in unzähligen Eingaben zur Einhaltung von Gesetzen und Zusagen drängte – nicht immer ohne Erfolg.

Sand ins Getriebe streuten die Kirchen sehr viel mehr indirekt, dafür aber ins innerste Räderwerk: im Bewahren und Schaffen geistig-geistlicher Inseln durch traditionelle und neu kreierte gottesdienstliche wie seelsorgliche Angebote, durch ein zähes Ringen um die Deutungshoheit über Geschehnisse und Begriffe. Diese Form geistiger Hygiene bestärkte eigene Überzeugungen und schuf Alternativen zu den täglichen Zumutungen des Regimes. Spätestens ab September 1938 ließen die Kirchenführer auch vermehrt erkennen, dass ihre Haltung eine „Loyalität mit Grenzen" war, sobald es den innersten Kern eigener Normen anging, etwa in Fragen des Lebensschutzes von Behinderten. Dass diese Grenzen nicht auch in anderen Bereichen, vor allem hinsichtlich der Vernichtung des Judentums enger und deutlicher gezogen wurden, ist im Nachhinein sehr zu beklagen. Unser Bedauern darüber darf jedoch nicht dazu führen, von den Generationen vor uns selbstgerecht ein Maß an Einsicht und Bekennermut einzufordern, das wir selbst vermutlich auch nicht aufgebracht hätten. Eines aber ist auch uns sehr wohl möglich und dringend geboten: Uns aus Gottesfurcht und Menschenliebe gegen jedes Abgleiten in autoritäre Strukturen einzusetzen, das aktuell leider weltweit wieder droht. Historia docet!

Rupert KLIEBER absolvierte an den Universitäten Salzburg und Wien sowie an der Université de Reims (F) Studien in Katholischer Theologie, Geschichte sowie mehrere Semester Kunstgeschichte. 1998 habilitierte er am Institut für Kirchengeschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien im Fach Kirchengeschichte. Seit 1999 ist er als Dozent für Kirchengeschichte am Institut für Kirchengeschichte bzw. Institut für Historische Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien tätig. Von 2007 bis 2011 war er Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft katholischer KirchenhistorikerInnen Österreichs".
Kontakt:
rupert.klieber@univie.ac.at

Literaturverzeichnis:

Annemarie FENZL, Die Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken in Wien, in: Christine KANZLER u.a., „… den Vormarsch dieses Regimes einen Millimeter aufgehalten zu haben …". Österreichische Frauen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Wien 2015.

Benno ROTH, Beschlagnahme und Enteignung der Benediktinerabtei Seckau in Obersteiermark am 8. April 1940 durch die Gestapo, Seckau 1965.

Erika WEINZIERL, Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938–1945, Graz–Wien–Köln 1997.

Nina SCHOLZ–Heiko HEINISCH, „… alles werden sich die Christen nicht gefallen lassen." Wiener Pfarrer und die Juden in der Zwischenkriegszeit, Wien 2001.

Jan MIKRUT (Hg.), Blutzeugen des Glaubens. Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Bände I–III, Wien 1999/2000.

Rudolf ZINNHOBLER (Hg.), Das Bistum Linz im Dritten Reich, Linz 1979.

Jan MIKRUT (Hg.), Österreichs Kirche und Widerstand 1938–45, Wien 2000.

Maximilian LIEBMANN–Hans PAARHAMMER–Alfred RINNTHALER (Hg.), Staat und Kirche in der „Ostmark", Frankfurt a. M. 1998.

Annette MERTENS, Himmlers Klostersturm. Der Angriff auf katholische Einrichtungen im Zweiten Weltkrieg und die Wiedergutmachung nach 1945, Paderborn–München–Wien–Zürich 2006.

Alkuin Volker SCHACHENMAYR (Hg.), Der Anschluss im März 1938 und die Folgen für Kirche und Klöster in Österreich, Heiligenkreuz 2009.

Franz LOIDL, Zum nationalsozialistischen Klostersturm. Eine Ergänzung, Wien 1977.

Benedicta Maria KEMPNER, Nonnen unter dem Hakenkreuz. Leiden – Heldentum – Tod, Würzburg 1979.

Helmut WAGNER, Der NS-Kirchenkampf in den Pfarren, Linz 2008.

TOD, TRAUER UND (POST)-SÄKULARE FUNERAL-KULTUR

Hannes Benedetto Pircher

Vortrag gehalten auf der Jahrestagung Kulturvermittlung am 30. Juni 2025 in Wien.



Abb. 1: Hannes Benedetto Pircher bei seinem Vortrag in der Kapuzinerkirche Wien
© ÖOK/Teresa Bruckner

„Ich bin gläubig, aber nicht religiös." – „Ich bin religiös, aber ich glaube nicht an Gott." – „Ich bin nicht gläubig, aber ich glaube an ein höheres Wesen." – „Ich glaube nicht an Gott, aber an eine universale Energie." – „Ich glaube nicht an Gott, aber daran, dass es etwas Größeres gibt." – „Ich bin überhaupt nicht spirituell, aber durchaus religiös." – „An Gott glauben wir nicht, aber wir gehen regelmäßig in die Kirche." – „Wir sind nicht Christen, aber sehr katholisch. Könnten Sie so etwas Schönes auf Latein beten oder singen? Das wär' schön!" – „Wir sind evangelisch, aber an Gott und solche Sachen glauben wir nicht." – „Wir haben mit der Kirche nichts zu tun, aber ein Gebet kann niemals schaden!" – „Wir sind zwar Agnostiker, aber schätzen die Kirchenkunst. Könnten Sie so was schönes Kirchliches singen, so einen schönen Gesang?" – „Meine Frau hat nicht an Gott geglaubt, aber das Rosenkranzbeten konnte sie sich nie abgewöhnen." – „Wir glauben nicht an Gott, aber das mit der Caritas ist schon eine gute Sache." – „Mein Vater war gottlos, aber er hat immer gebetet." – „Wir sind zwar streng katholisch, aber wir wollen keinen Pfarrer haben!"

Nur die Heteroglossie des O-Tons vermag eine Ahnung davon zu vermitteln, was Menschen so alles fühlen und denken und wünschen, wenn der Grabgang unerlässlich

ist. Die meisten Menschen, die ich in meinem Dienst als Trauerredner begleite, sind nicht Mitglieder einer Kirche oder fühlen sich keiner Religionsgemeinschaft zugehörig. Nur: Die amtlich vermerkte „Konfessionslosigkeit" sagt nichts, in vielerlei Hinsicht gar nichts über die Gefühlswelten und Wertvorstellungen von Menschen aus, nichts darüber, was oder woran Menschen glauben oder nicht glauben. *Woran glaubt, wer nicht glaubt?* lautet die titelgebende Frage des 1998 herausgegebenen Büchleins, das einen Briefwechsel von Carlo Maria Martini SJ (*1927, †2012) und Umberto Eco, ein führender Intellektueller Italiens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (*1932, †2016) enthält.[1] Allein in dieser Fragestellung spiegeln sich die Grenzen der hermeneutischen Fruchtbarkeit des entsprechenden begrifflichen Instrumentariums („Glaubende" – „Nichtglaubende", „Gläubige" – „Nichtgläubige" usw.) wider.

Diese Grenzen hier näher zu diskutieren, würde den Rahmen meines Vortrags sprengen, sie sollen aber aus dem Vortrag insgesamt deutlich hervorgehen. Wenn also im Folgenden Begriffe wie „Nichtgläubige" oder „konfessionsfreie Menschen" verwendet werden, dann wird vorausgesetzt, dass der soziokulturell zu reflektierende Erlebnis- und Erwartungshorizont von Menschen, die längst auch Konsument:innen geworden sind (gerade auf dem Friedhof und am Traualtar), sehr heterogen ist und sich *niemals* an Kategorien von Verwaltungskanzleien, normativen Dogmatiken gnostischer oder agnostischer Provenienz und auch nicht an jede Interpretation (!) der Ergebnisse repräsentativer Studien der religionssoziologischen Forschung hält.[2]

Was ich vorsichtig-verallgemeinernd festhalten kann: Als Trauerredner nehme ich Erwartungen und Gestaltungswünsche von Menschen wahr und ernst, deren Lebenswelten durch Entkirchlichung einerseits und ein hohes Ausmaß an Individualisierung in der Nutzung religiös-spiritueller Ressourcen andererseits bestimmt ist. Die soziologischen Befunde der vergangenen rund 30 Jahre sprechen von der „Mehrfachzugehörigkeit des Individuums" (Michael Hochschild), von „vagabundierender Religiosität" usw. Jüngste soziologische Befunde von einer in Europa immer größer werdenden religiösen Indifferenz (Jan

[1] Carlo Maria MARTINI und Umberto ECO, Woran glaubt, wer nicht glaubt? Mit einem Vorwort von Kardinal Franz König (Wien 1998).

[2] Vgl. hierzu etwa die jüngste Studie „Was glaubt Österreich?", ein Kooperationsprojekt des Forschungszentrums „Religion and Transformation in Contemporary Society" der Universität Wien unter der Leitung von Regina POLAK und Astrid MATTES-ZIPPENFENIG und der ORF-Hauptabteilung „Religion und Ethik multimedial" unter der Leitung von Barbara KRENN. Studienergebnisse unter: https://wasglaubtoe.univie.ac.at/ [Zugriff: 30.06.2025].

Loffeld[3]) sehe ich in keinem ernstzunehmenden Widerspruch zu „religionsproduktiven Tendenzen der Gegenwart" (Hans-Joachim Höhn) und zu meiner langjährigen Erfahrung als Trauerpsychologe: Meiner Wahrnehmung nach feiern unserentags vor allem Unsterblichkeitsfantasien, ob in Form von „Auferstehungshoffnungen", Selbstoptimierungfantasien oder Selbsttranszendierungspraktiken, fröhliche Urständ, vielleicht in dem Maße, als genannte, durch empirische Sozialforschung erhobene Indifferenz wächst, vor allem aber, wie ich auszumachen nicht umhin kann, in dem Maße, als die meines Erachtens unheilvolle „Privatisierung der Frage nach dem guten Leben" (Hartmut Rosa) zunimmt bzw. fortschreitet – zumindest in bestimmten sozialen Segmenten unserer „westlichen" Gesellschaften.[4]

Vor dem Hintergrund dieses hier nur anskizzierten Diskurses und aus der Perspektive eines Trauerredners, der in den vergangenen 22 Jahren in rund 7000 Todesfällen Menschen „ohne religiöses Bekenntnis" dabei unterstützt hat, den im Umgang mit dem Tod bis auf Weiteres unverzichtbaren *rites de passage* (Arnold van Gennep; *1873, †1957) eine angemessene, weil und insofern lebensfördernde Gestalt zu geben, gehe ich in diesem Vortrag folgenden Fragen nach:

1. Was gibt „nichtgläubigen" Menschen Halt, worin finden sie Trost – an Tagen, die für sie nicht recht hell werden wollen?
2. Über die Bedeutung von Ritualen im Umgang mit dem Tod.
3. Welche genuin religiösen Vorstellungen bzw. Vorstellungsbilder sind für nicht wenige „konfesionsfrei" Trauernde von besonderer Bedeutung? Eine Betrachtung aus trauerpsychologischer Perspektive.

Bevor ich auf diese Fragen eingehe, will ich kurz meine hauptsächliche Aufgabe und mein Selbstverständnis als Trauerredner konturieren: Ich verstehe das funeralrhetorische Handwerk als Dienst am Menschen. In einem auf Tage, bis hin zu zwei bis drei Wochen beschränkten Zeitraum begleite ich Menschen in Hinblick auf die zu gestaltende Trauerfeier, d. h. in dieser menschenbegleitenden, im Wortsinne diakonischen Aufgabe denke ich durchaus strategisch auf das Wahrnehmungsereignis „Abschieds-

[3] Jan LOFFELD, Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt (Freiburg 2024).

[4] Hannes Benedetto PIRCHER, Sorella morte. Über den Tod und das gute Leben (²Wien 2017).

feier" hin und stelle dabei, naturgemäß, die wichtigste Frage jeder Produktions- wie Rezeptionsdramaturgie: *Kann* wahrgenommen werden, was wahrgenommen werden *soll*? Und, bezogen auf die existentielle Beschaffenheit der Abschiedssituation als solcher, die nicht *notwendig* eine Trauersituation sein muss: Kann das, was faktisch wahrgenommen wird, dem Leben in den Seelen aufhelfen? Den entsprechenden humanistischen Imperativ, der meinen Dienst leitet, möchte ich mit Rupert Lay SJ (*1929, †2023) so fassen: „Handle so, dass du das personale (soziale, emotionale, musische, sittliche, spirituelle) Leben in dir und anderen eher mehrst und entfaltest denn minderst und verkürzt."[5]

[5] Rupert LAY, Ethik für Manager (Düsseldorf–Wien–New York 1989) 21.

1. Was gibt „nichtgläubigen" Menschen Halt, worin finden sie Trost – an Tagen, die für sie nicht recht hell werden wollen?

Woran Menschen „ohne Bekenntnis" glauben, was ihnen Halt gibt in Verlusterfahrungen, lässt sich am deutlichsten erschließen aus den Trostgedanken, an denen sich Menschen festhalten *wollen* und *können*, wenn sie von einem geliebten Menschen Abschied nehmen müssen. Daher will ich im Folgenden die entsprechenden Gedanken(-bilder) und Vorstellungswelten anskizzieren.

Zuvor aber will ich kurz auf eine Frage eingehen, die mir immer wieder gestellt wird: Kann man als Trauerredner, der z. B. auf eine christliche oder buddhistische Lebens- und Todesdeutung verzichten muss, Trauernden überhaupt Trost spenden? Diese Frage ist eine gute, denn immerhin ist die Tröstung, die *consolatio* – neben der *laudatio* – seit jeher Teil des Kerngeschäfts der Funeralrhetorik, zumindest seit Dióne die Aphrodite nach dem Tod des Aineas zu trösten versuchte (Homer hat in seiner Ilias ganz auf die Kraft der Poesie gesetzt). Also: Kann man? Möglich ist es.

Dabei unterscheide ich grundlegend zwischen (I) den Weisen der Trostspendung auf der Ebene des Seins und des Dienstethos und (II) den Weisen der Trostspendung auf inhaltlicher Ebene, mithin der Ebene verbaler „Rationalisierung":

Ad I: „Trostreich" kann ich Menschen sein, weil und insofern ich *sofort zur Stelle* bin, wenn ich gebraucht werde, weil und insofern ich als *ganzer* Mensch zur Stelle bin,

schließlich weil und insofern ich auf einfühlsame Weise und im Sinne der Angehörigen meine Aufgaben wahrnehme. Hier geht es also allein um mein Sein, um mein Dienstethos und, damit einhergehend, natürlich auch um professionelle, weil vor allem soziale Kompetenzen (als Voraussetzung dafür, diesen Dienst zu tun): Höre ich Menschen aufmerksam zu? Höre ich ihnen genau und unaufdringlich zu? Bin ich in der Lage, Emotionen zu verstehen? Weiß ich um die Veränderbarkeit von Emotionen? Kann durch meine Art und Weise präsent zu sein, ein Raum des Vertrauens entstehen, in dem Menschen so sein dürfen wie sie sind oder sein wollen? Der Trostbecher, der auf dieser Ebene gereicht werden kann, ist vergleichbar mit jenem, den die Kyniker zu reichen versucht haben: Wache und menschlich kluge Präsenz als konkrete, alltagsweltliche Hilfe in einer schweren oder haltlosen Situation – *versus* philosophische Erörterungen, die den Menschen erklären, wie sie mit ihren Affekten, ihrer Endlichkeit und ihrer Unfähigkeit sich selbst auszuhalten, umgehen sollen (in der Art von Seneca oder auch Epikur).

Allein die Gespräche zur Vorbereitung der Trauerfeier werden von Angehörigen oftmals als tröstlich empfunden, weil sie Halt geben. Nach einer ersten, kurzen Kontaktaufnahme via Telefon meinte die Witwe: „Ach, jetzt bin ich beruhigt! Mit Ihnen habe ich ein gutes Gefühl!“ Oder: „Jetzt fürchte ich mich nicht mehr so vor dem Tag der Begräbnisfeier. Jetzt ist mir leichter ums Herz.“ Oder: Auf die Frage, was ihr in den dunklen Tagen tröstlich war, sagte eine junge Mutter, die ihr Kind verabschieden musste: „Menschen, die einfach da waren und normal, das heißt alltäglich mit mir umgingen und mich nicht mieden. Besonders hilfreich war es, wenn Menschen meine Geschichte ruhig anhören konnten.“

Ad II: Auf der inhaltlichen Ebene der Rede selbst kann ich nur jenen Trost explizit ins Wort heben, den die Angehörigen sich selbst zusprechen *wollen* und/oder *können*. Genauerhin: Nur wenn ich wirklich spüren kann, dass Angehörige in diesem oder jenem Gedanken tatsächlich Halt und Trost finden, hebe ich diesen bestimmten Gedanken auch ins Wort. Ich muss also Menschen *glauben können*, worin sie tatsächlich Trost finden. In der Tat habe ich bisher kein weniger subjektivistisches Kriterium für

diese „Unterscheidung der Geister" gefunden als (lediglich) mein diesbezügliches „Spüren".

Nun: An welchen Trostgedanken halten sich Trauernde „ohne Bekenntnis" tatsächlich fest? Diese Trostgedanken lassen sich auf eine sehr verallgemeinernde Weise in drei hauptsächliche Gedankenkomplexe auffächern. Selbstredend holt die folgende Kategorisierung nicht alle Facetten von Trostgedanken ein. Auch gehe ich im Folgenden nicht auf Trostgedanken wie diese ein: „Nun bist du erlöst von deinem Leid!" Oder: „Sie ist gestorben, wie sie sich das immer gewünscht hat. Plötzlich und ohne Schmerzen. Sie ist friedlich eingeschlafen. Schön für sie!"

„DEIN SINNERFÜLLTES LEBEN IST UNSER EINZIGER TROST!"

Erster Gedankenkomplex: „Dein sinnerfülltes Leben ist unser einziger Trost", lese ich auf der Parte. Oder: „Seid versichert, ich habe das Leben in seiner wunderbaren Fülle erleben dürfen." Worin aber muss ein gutes und sinnerfülltes Leben bestehen, damit Trauernde sich durch dieses wirklich trösten können? Die Antworten, die die meisten Menschen, denen ich zuhöre, auf diese Frage geben, spiegeln sich grosso modo in folgendem Gedanken wider, der einmal eine Parte schmückte – ein Wort des Physikers Hans-Peter Dürr (*1929, †2014): „Unsterblich ist der Mensch immer da, wo er als Du in dieser Welt aufgetreten ist. In Beziehungen. Im Lieben." Auch folgender Gedanke spricht vielen Menschen aus dem Herzen: Je vollständiger das Leben ist, das wir leben, je mehr wir unsere schöpferischen Möglichkeiten verwirklichen, umso weniger Angst haben wir vor dem Tod. Wenn Trauernde ihren Toten glauben können, dass deren Leben „ein in jedem Betracht vollständiges" (Johann W. Goethe) war, können sie den geliebten Menschen leichter „gehen lassen". Die Erfahrung hat mich gelehrt: Die Menschen fürchten sich nicht so sehr vor dem Tod als solchem, sondern davor, dass ihr Leben unvollständig oder gar ungelebt bleiben könnte. Es ist und bleibt immer ungelebtes Leben, das am wenigsten abtreten will. Marcus Porcius Cato (*234 v. Chr., †149 v. Chr.) reicht den entsprechenden Trostbecher auf der Parte so: „Am ähnlichsten ist das



Abb. 2: Blumen vor einem Sarkophag in der Kapuzinergruft © ÖOK/ Elisabeth Mayr-Wimmer

menschliche Leben dem Eisen. Gebraucht man es, nutzt es sich ab. Gebraucht man es nicht, verzehrt es der Rost."

Sowohl aus der Welt der Gnostiker als auch aus jener der Agnostiker vernehme ich: „Man muss das hervorbringen, was in einem ist, sonst bringt einen das um, was man nicht hervorbringt." Verlassen wir aber das ferne Kappadokien und kehren nach Wien zurück: Ein 98-jährig Verstorbener hat für den Fall seines Todes seinen Angehörigen einen kleinen Abschiedsbrief hinterlassen, in dem er auf ein gutes, erfülltes Leben zurückblickt. Wie nun aber hat dieser alte Mann näherhin bestimmt, *warum* sein Leben ein gutes war. Er schreibt: „Ich war mit Menschen zusammen, die ich geliebt habe und die mich geliebt haben. Ich hatte gute Freunde und einen Beruf, der mir Freude gemacht hat. Was will man mehr?" Dieser 98-jährige Herr hat in wenigen, einfachen Worten ausgedrückt, was die Glücksforschung in teuren Studien jedes Jahr aufs Neue ans Tageslicht befördert: Glücksempfinden sei wesentlich gebunden an das Gefühl, einer Gemeinschaft zuzugehören, an Freundschaft, an Anerkennung, die man durch seine Mitwelt erfährt, an Erfahrung von Selbstwirksamkeit, und an eine selbstbestimmte Arbeit, wo Eignungen und Neigungen einen Platz haben und gefordert sind.

Solche Trostgedanken sind recht mühelos ermittelbar über die Antworten, die Menschen *aufrichtig* auf die Frage geben: Worum geht's im Leben? Die Schriftstellerin

Barbara Frischmuth antwortet auf diese Frage: „Darum, die Fähigkeiten, die man als Mensch hat, auszubauen und zu nützen. Mit seinen Fähigkeiten etwas wahrzunehmen, zu erkunden, was einen umgibt, und vielleicht auch zu erkennen."[6] Auf die Frage, was es für ein geglücktes Leben brauche, antwortet der Schriftsteller Richard Ford: „Das Gefühl, von einem anderen Menschen geliebt zu werden. Und die Fähigkeit, jemand anderen zu lieben [...] Die Fähigkeit, sich um jemand anderen zu sorgen."[7] Auf die Frage, worin denn Lebenskunst bestehe, antwortet der Dramaturg, Regisseur und Theaterintendant Joachim Lux: „Es geht darum, die Achttausender, von denen man weiß, dass man sie nie mehr besteigen wird, trotzdem im Blick zu behalten."[8]

Bemerkenswerterweise spiegelt sich in all diesen Gedanken wider, was spätestens seit Aristoteles (*384 v. Chr., †322 v. Chr.) dem Traditionsstrom einer Philosophie des guten Lebens eingeschrieben ist: Ein gutes, ein gelingendes Leben ist eines, in dem man in tiefen persönlichen Beziehungen lebt. Und wir sind dann mit unserem Leben zufrieden, wenn wir etwas tun können, und zwar etwas, was (a) unseren Eignungen und Neigungen entspricht, und (b) etwas, was *für andere Menschen* wichtig ist und in deren Leben zählt. Richard Ford sprach vom Glück aus der „Fähigkeit, sich um jemand anderen zu sorgen". Und mein verehrter Lehrer Umberto Eco sagte kurz vor seinem Tod: „Ich kann meinem Leben und meinem Tod einen Sinn nur geben, mich nur dann getröstet fühlen – durch die Liebe zu anderen, durch den Versuch, jemand anderem ein lebenswertes Leben zu ermöglichen, auch wenn ich selbst nicht mehr da bin." Damit ist grosso modo umrissen, was Aristoteles unter *eudaimonía* verstanden hat.

„Worauf kommt es im Leben an?" „Worum geht's im Leben?" „Wofür lohnt es sich zu leben?" Meine Erfahrung lehrt mich: Wenn sich Menschen diese Fragen stellen bzw. sich diesen Fragen stellen, denken sie das Diesseits des Todes *immer* als ein Jenseits des Lebens, unbewusst, gewissermaßen antizipatorisch, in kontrafaktischer Fiktionalität (Wolfhart Pannenberg; *1928, †2014), die hierfalls vor allem dafür sorgt, dass das, wovon wir glauben, worauf es im Leben ankommt, Relevanz für unsere *jetzige* Lebensführung hat. Die meisten Menschen, denen ich die-

[6] Barbara FRISCHMUTH im Gespräch mit Renate Graber, in: Der Standard vom 3./4. November 2012, 29.

[7] Richard FORD im Gespräch mit Alex Rühle, in: Süddeutsche Zeitung vom 25./26. August 2012, V2/8.

[8] Joachim LUX im Gespräch mit Ronald Pohl, in: Der Standard vom 27. März 2009, 25.

ne, glauben nicht an das „Jüngste Gericht" der Theologen, umso leidenschaftlicher aber an das „Jüngste Gericht", das vom Ich errichtet wird, das nicht nur – wie Sigmund Freud meint – im Unbewussten von seiner Unsterblichkeit überzeugt ist, sondern das sich nicht anders sehen kann denn als diejenige Instanz, die darüber richtet, was im Leben zählt und was nicht. Wenn wir, zumal auf uns selbst nachrufend, uns damit beschäftigen, *von wem* wir *wie* gesehen werden wollen, setzen wir Ideen des Guten, des Schönen, des Gerechten etc. voraus und hypostasieren diese Ideen, vorzüglich unter der Sonne von Amalfi und beim Weine – *Mehercule* –, zu „Göttern", die „überleben" können müssen. Warum *müssen*? Wenn wir schon nicht unseren eigenen Tod überleben können, so wünschen wir doch aufs Innigste, dass unser Sichtwunsch vom Leben und die Deutung unseres Lebens überleben möge. Die eigene Deutung des Lebens wird zum obersten Gerichtshof, von dem wir ein Urteil, und zwar ein (verdächtig?) *objektives* über unsere ganze Existenz erwarten. Die vielen unterschiedlichen Antworten auf die eine Frage „Worum geht's im Leben?" sollen uns überleben können.

Unsterblichkeitsfantasien: Diese uns überlebenden „Götter" nehmen in Nachrufen auch gern die Gestalt des Trostes an, an der sich diejenigen, welche zurückbleiben, festhalten können oder wollen. Wie beispielsweise könnte der Trost ausschauen, wenn auf die Frage „Worum geht's im Leben?" die Antwort (des Toten) lautet: „Darum, eine gute Zeit zu haben. Und schöne Frauen kennenzulernen", wie der Hirnforscher und Nobelpreisträger Eric Kandel einmal sagte.[9]

[9] Eric KANDEL im Gespräch mit Renate Graber, in: Der Standard vom 13./14. Oktober 2012.

Oder: Ein sehr beleibter und sehr fröhlicher Herr war die inszenatorische Mitte der Trauerfeier. Dieser Herr war der beste Freund des Toten, dessen Lebens-Leiberl er auf dem wundervollsten Bauch, den ich je gesehen habe, zur Schau trug. Auf dem Leiberl war, mit Kater Garfield, das „Lebensmotto" des Toten zu lesen: „Es muss doch im Leben etwas anderes geben außer Fressen und Schlafen – ich hoffe aber nicht." Am Trostverhalten der Angehörigen war ablesbar, dass die Hoffnungen des Toten *nie* enttäuscht worden sind. In konsolatorischer Hinsicht finden die meisten Menschen heutzutage nicht den Gedanken

an die „ökologische Unsterblichkeit“[10] attraktiv, vielmehr den Gedanken an die Unsterblichkeit der vielen Gerichtshöfe des bilanzierenden Ich. By the way: Die Unsterblichkeit des Gottes Karbonat („Diamantbestattung“) sucht und findet sich selbst in nichts anderem als in der Lust daran, eine betrügerische zu sein. Der Kater Garfield und die Kandelschen schönen Frauen sind um Ungleiches unsterblicher.

Kleiner Exkurs: Gibt es auf die Frage, worin ein gutes, ein gelingendes, ein sinnerfülltes Leben besteht bzw. bestehen könnte, verallgemeinerbare oder „nur“ subjektive, individuelle Antworten? Vorderhand sind wir vielleicht geneigt zu sagen: Was ein gutes Leben ist, muss jeder für sich selbst entscheiden. Was als ein gelingendes Leben erlebt wird, hängt vom einzelnen und seinen Erwartungen an das Leben ab. Darüber lässt sich nichts Verallgemeinerbares sagen. – Wirklich nicht? In meinem langjährigen Dienst als Trauerredner habe ich eine ganz wertvolle Erkenntnis gewonnen: Sowohl aus der Perspektive von Sterbenden, die auf ihr Leben zurückblicken als auch aus der Perspektive von Menschen, die schwere Verlusterfahrungen machen, erschließen sich uns erstaunlich verallgemeinerbare Antworten auf die Frage nach dem guten Leben. Ferner: Menschen, die wissen, dass sie bald sterben müssen, bereuen vornehmlich dasselbe, was Menschen vornehmlich bereuen, denen bewusst wird, dass das, was sie in der gelebten Beziehung zum Verstorbenen versäumt haben, nicht nachgeholt werden kann. Der Soziologe Hartmut Rosa, der sich mit großem Forschereifer dem Thema „gutes/gelingendes Leben“ widmet, berichtet: „Als meine Großmutter im Sterben lag und gefragt wurde, was sie in ihrem Leben anders machen würde, wenn sie es noch einmal leben könnte, meinte sie: Nicht viel. Aber sie hätte nicht mehr so viel Angst. Diese Aussage ist erstaunlich verallgemeinerbar: Sich weniger gesorgt und mehr um die Freunde gekümmert zu haben, ist ein Wunsch, den viele Menschen rückblickend für ihr Leben haben.“[11]

Bemerkenswert ist, dass sich glaubwürdige und verallgemeinerbare Antworten auf die Frage nach dem guten Leben mir immer dann besonders zeigen, wenn nicht um den Toten getrauert wird, sondern wenn die Angehöri-

[10] Siehe PIRCHER, Sorella morte (wie Anm. 4) 77–82 (Von der ökologischen Unsterblichkeit).

[11] Hartmut ROSA, Was ist das gute Leben? Alles hängt davon ab, ob es zwischen der Welt und uns einen Draht gibt, der vibriert, in: DIE ZEIT vom 21. Juni 2013.

gen sich selbst betrauern, vor allem in den gar nicht harmlosen Formen von Selbstbetrauerung.[12]

[12] Hierzu ausführlich PIRCHER, Sorella morte (wie Anm. 4) 63f.

Was belastet „Hinterbliebene" besonders – angesichts der als abgründig gefühlten Endgültigkeit, ihre Beziehung zum Verstorbenen nicht mehr „gestalten" zu können, Nichtgelebtes in dieser Beziehung nicht nachholen zu können? Was bereuen Menschen am meisten, wenn ihnen bewusstwird, dass es auch einmal zu spät sein kann? Ich habe tausende Trauergespräche geführt. In den meisten Fällen, die hier zur Frage stehen, werden Versäumnisse beklagt, die als eindeutiges Indiz dafür zu deuten sind, dass das gute Leben vor allem mit einer Kultur (1) der Dankbarkeit, (2) der Freundschaft, (3) der Versöhnung, (4) des Mutes (Tapferkeit), (5) der Ehrlichkeit (vor allem auch sich selbst gegenüber) und (6) mit einer Kultur der liebenden Aufmerksamkeit zu tun haben *muss*. – Im Kapitel „Was wir sind, werdet ihr sein, wir waren, was ihr seid" meines Buches vertiefe ich mit lauter O-Tönen, also an konkreten Beispielen diese Kulturen oder Nichtkulturen, um verallgemeinerbaren Antworten auf die Frage nach dem guten Leben nachspüren zu können.

Hier darf ich lediglich einige Beispiele zum Thema „Kultur der liebenden Aufmerksamkeit" bringen: Der junge Primar einer Privatklinik, der bei Kolleg:innen und Patient:innen höchste Wertschätzung und Anerkennung genoss, hat sich das Leben genommen. Seine Ehefrau:

„Warum nur habe ich meinem Mann nicht wirklich zugehört [...]? Er hätte meine ganze Unterstützung gebraucht, um aus diesem schrecklichen Karriere-System aussteigen zu können. Anstatt ihm wirklich zuzuhören, habe ich mich darauf fixiert, auf seine Eltern sauer zu sein, die er nie losgelassen hat. Die haben das ja begonnen, dieses System. Er hat immer nur die Erwartungen seiner Eltern erfüllt, nie durfte er er selbst sein. Hätte ich ihm wirklich zugehört, dann würde er noch leben." Es ist klar, dass es hier nicht nur um das Thema „Aufmerksamkeit" geht, sondern auch um das Thema „Mut". Und weitere Themen. Oder: Ist ein junger Mensch zu begraben (Suizid), der schon seit Jahren auf seine vielen inneren Nöte aufmerksam gemacht hat – im Abschiedsbrief heißt es unter anderem: „Ich möchte in die Welt hinausschreien, dass es mir Scheiße geht, aber das interessiert sowieso niemanden!"? Oder

ist der Amokläufer zu begraben, der seine argen Schmerzen längst herausgeschrien hatte – nur halt hinein in die nichtigen Resonanzräume der sogenannten Sozialen Medien: „Ich werde den Rest meines Lebens nicht *mehr* als ein abgefuckter Loser sein. Mir ist alles egal. Das ist die Hölle, wenn alles egal ist [...] ICH HASSE ALLES!!! [...] Was tue ich hier eigentlich noch?"? Oder wie schaut eine SMS von Kindern aus, die Zuflucht beim IS suchen, um die Frage beantwortet zu bekommen: „Was tue ich hier eigentlich noch?"? – Zumindest am Rande sei hier angemerkt: In meinem Dienst begegnet mir kein „Thema" häufiger als das der Versöhnung.

DAS GEDÄCHTNIS DER NACHWELT

Zum zweiten Gedankenkomplex, aus dem nicht wenige Menschen Trost schöpfen: das Gedächtnis der Nachwelt, der Nachruhm, die mit zwei oder drei Trichtern ausgestattete Posaune der Fama. Nigel Barley meint: „In einer Kultur, die weder an ein Leben nach dem Tod noch an eine Wiedergeburt glaubt, ist das Gedächtnis der Nachwelt der einzige Zufluchtsort für die persönliche Identität".[13] Etwa so, wie Denis Diderot (*1713, †1784) das gute alte *praemium virtutis* als schönste Unsterblichkeit anträumt: „Die Gewissheit, dass künftige Jahrhunderte auch von mir sprechen werden, dass sie mich zu den illustren Männern meiner Nation zählen und dass mein Leben meinem Jahrhundert ... zur Ehre gereicht, wäre für mich, ich gebe es zu, viel süßer als alle gegenwärtigen Ehrungen, alle Lobeshymnen".[14]

Diese Art von Unsterblichkeitsfantasien sind häufig verbunden mit Begriffen wie Erfolg, Karriere, Lebenswerk, Steigerung von Optionen und Wettbewerbsfähigkeit. In einer Todesanzeige lese ich: „Die Erinnerung an Erfolgreiche, die aus Begeisterung etwas schaffen, wird der Welt erhalten bleiben." Oder: „Sie wird mit und in der Stiftung weiterleben." Welch große Rolle Leistung und gesellschaftliches Ansehen im Werteempfinden von vielen Menschen heute spielt, spiegelt sich etwa auch darin wider, dass ich von Angehörigen nicht selten Sätze wie diese höre: „Schaun S', im Leben meines Vaters gab es nix Sensationelles. Er war ein einfacher Hausmeister. Nicht einmal nach Mörbisch zur Operette ist er gefah-

[13] Nigel BARLEY, Tanz ums Grab. Aus dem Englischen von Ulrich Enderwitz (München 2000) 182.

[14] Zitiert nach Philipp BLOM, Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung (München 2011) 357.

ren." Oder: „Was soll ich Ihnen erzählen? Aus dem Leben meiner Mutter gibt es nichts Besonderes zu berichten. Sie war ja immer nur Hausfrau und Mutter." Woraufhin ich dann manchmal doch vorsichtig entgegne: „Man muss ja nicht Schönheitskönigin von Gramatneusiedl gewesen sein, nicht das Penicillin entdeckt oder einen Krieg angezettelt haben, damit man dann, wenn man tot ist, jemand gewesen ist. – Was war Ihre Mutter *Ihnen*? Wofür möchten Sie ihr danken?"

„AUF WIEDERSEHEN IN EINER BESSEREN WELT!"

Der dritte Gedankenkomplex, aus dem nicht wenige Menschen „ohne Bekenntnis" Trost schöpfen, gründet in der Vorstellung bzw. Hoffnung, dass es nach dem Tod doch eine Art von Weiterleben bzw. ein ganz neues Leben geben möge, eine Art von Neugeburt.[15] „Auf Wiedersehen in einer besseren Welt!" Oder: „Wir hoffen, dass du jetzt in einer Welt bist, wo du endlich glücklich sein darfst!" – Solche und ähnliche Gedanken hat auch der vornehmlich für die „nichtkonfessionelle Trauerfeier" zum Dienst gerufene Trauerredner sehr ernst zu nehmen.

Mein betont sozialanthropologischer Betrachterblick (vor allem mit Mary Douglas; *1921, †2007), den ich seit 22 Jahren zwischen Grabstelen und Trauerflor schweifen lasse, kommt zum kaum überraschenden Ergebnis: Bei aller amtlich vermerkten „Konfessionslosigkeit" begegne ich sehr oft dieser Art von Jenseits- und Unsterblichkeitsvorstellungen. Wie aber das?

Nun kann man darauf antworten, indem man darauf verweist, wie schnell das vernünftige Tier namens Mensch nach Metaphern und mit diesen nach Himmeln greift, wenn es in existentielle Haltlosigkeit gerät oder nicht in der Lage ist, sich selbst und die Zeit auszuhalten. Man kann sich in Erinnerung rufen, dass die aufgeklärte Vernunft sich selbst und uns manchmal heillos zu überfordern scheint. Man kann die Grenzen der wissenschaftlichen Vernunft benennen, beispielsweise mit Ludwig Wittgenstein (*1889, †1951): „Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind."[16] Wahrlich: Wir kommen mit unseren (guten)

[15] Eingehend hierzu PIRCHER, Sorella morte (wie Anm. 4) 83–88 (Von Auferstehung und Himmelfahrt konfessionsfreier Toter).

[16] Ludwig WITTGENSTEIN, Tractatus logico-philosophicus (Frankfurt am Main 1963) 114 (6.52).

Gründen immer an ein Ende. Nur kommen wir mit uns selbst an gar kein (einfaches) Ende.

Existentielle Haltlosigkeit? Ja. Aber das klingt sehr vage. Ich versuche, einen *besonderen* Grund, der für Auferstehung und Himmelfahrt konfessionsfreier Toten sorgen kann, genauer zu bestimmen. Auf diesen Grund stoßen wir, wenn wir uns fragen: *Wann* fällt es uns besonders schwer, einen Menschen gehen zu lassen?

Ich denke zunächst an den „zu frühen Tod", vor allem, wenn Kinder sterben. Sein eigenes Kind zu überleben, wird als „wider die Natur der Dinge" erlebt. „Es fühlt sich einfach nicht richtig an, wenn Kinder sterben", höre ich immer wieder. Solche Verlusterfahrung zerreißt in der Tat das Herz. Man kann es nicht anders als in diesem Bild sagen.

Sodann ist es der „sinnlose Tod", der den meisten Menschen schwer zu schaffen macht. Ich denke an all jene Menschen, die von Menschen für utilitaristische Ziele todverbraucht werden, zum Beispiel auf den vielen „Arbeitsplätzen", welche die kapitalistischen Sklavenhalter eingerichtet haben. Und das klassische Beispiel aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts: Was macht, beispielsweise, der politische Totenkult der Weimarer Republik? Dem sinnlosen Tod, der im Ersten Weltkrieg auf dem Schlachtfeld millionenfach gestorben wurde, wird nachträglich Sinn zu geben versucht, um (möglichst) bald auch schon wieder an Krieg denken zu können: „Im Felde unbesiegt!" – „Ihr seid nicht umsonst gestorben!" Warum ist der Mensch so schnell bereit, an die „Auferstehung" der „Blutzeugen der Bewegung" zu glauben, wie der Totenkult heißt, in dem der Nationalsozialismus sein zentrales politisches Ritual fand – wie Jan Assmann (*1938, †2024) betont?[17]

„Das fühlt sich einfach nicht richtig an", haben wir gehört. Was begehrt dieses Gefühl? Es begehrt Gerechtigkeit. Es scheint, dass auch Fernseh-Zuschauer:innen unserer Tage, die sich am Sonntagabend den „Tatort" anschauen, sich gar nicht so weit entfernt von jener Lebens-Dimension aufhalten, in der Fragen entstehen, die bereits das altägyptische Denken herumgetrieben haben müssen, als es wagte, an ein Totengericht mit einem gerechten Ausgleich zu glauben.

[17] Vgl. Jan ASSMANN, Die Lebenden und die Toten, in: DERS. u. a. (Hg.), Der Abschied von den Toten. Trauerrituale im Kulturvergleich (Göttingen, 2. überarb. Aufl. 2007) 16–36, hier 20f.

Der Auferstehungsgedanke ist ein Kind, das nicht durch eine Geburt (oder Offenbarung) zur Welt gebracht wurde. Eine seiner Geburten erkenne ich in des Menschen Nicht-Bereitschaft, vielleicht gar Unfähigkeit, Ungerechtigkeit als absolut endgültig zu akzeptieren. Die Auferstehungshoffnung des Christentums weicht heute, in der „westlichen Postmoderne", einer bunten Vielfalt an Ausformungen einer Auferstehungshoffnung. Und ich vermute: Solange wir Menschen nicht bereit sind, eine prinzipielle Absurdität der Welt zu denken, solange wir Menschen nicht bereit sind, verhungernde Kinder achselzuckend zu akzeptieren, solange wir Menschen nicht bereit sind, menschenverachtende Systeme als bloßes Spiel von faktischen Kräften zu betrachten, wird der Mensch nicht darauf verzichten können, eine Art von „Wiedergutmachung" oder eben „Auferstehung" zu begehren. Zumindest für *bestimmte* Tote.

Für meinen geschätzten Lehrer Gerd Haeffner SJ (*1941, †2016) gibt sich der *ganze* Mensch unter anderem auch so zu erkennen: „Die Rede von der Unsterblichkeit (oder von der ›Auferstehung‹) ist weder am Kaffeetisch noch am Schreibtisch entstanden. Erst dort aber wird sie zum neutralen intellektuellen ›Problem‹. Als solches ist sie schon deswegen nicht entscheidbar, weil man sich dabei nicht in jener Lebens-Dimension aufhält, in der, wenn überhaupt, eine Art von Einsicht in dieser Frage entstehen kann: Mag diese Einsicht nun Ahnung oder gar feste Zuversicht heißen."[18] – Die vielen Gespräche, die ich als Trauerredner mit „nichtgläubigen" Menschen führe, lehren mich, dass das gute Leben eher dadurch befördert wird, eine Ahnung oder feste Zuversicht zu haben, als durch wissenschaftlich abgesicherte Erkenntnisse, die unsere Lebensprobleme noch gar nicht berühren (Ludwig Wittgenstein).

[18] Gerd HAEFFNER, Jenseits des Lebens – Diesseits des Todes, in: Geist und Leben 83/6 (o. O. 2010) 401–408, hier 408.

Ich will noch einen weiteren Aspekt dieses dritten Gedankenkomplexes „Neues Leben" anschneiden: Zwar nicht oft, aber immer wieder und immer öfter treffe ich bei Trauernden auf einen Trostgedanken, der auf einer dem *zyklischen* Gedanken entstammenden Vorstellung von Unsterblichkeit beruht, eine Vorstellung, welche sich manchmal auch ausdrückt in einer ausgeprägten Sympathie für buddhistische Lebensweisheiten. Stichwort Wiedergeburt.

Und schließlich gibt es auch noch so etwas wie das Glauben(-wollen) an die „Ewigkeit der Moleküle" oder das, was ich unter „ökologischer Unsterblichkeit" in meinem Buch analysiert habe.[19] Manche wenige Menschen, die ich begleitet habe, haben in dieser Vorstellung durchaus Trost und Halt gefunden. Dennoch lässt mich meine Erfahrung die Skepsis von Nigel Barley teilen: „Ökologen behaupten vielleicht, Trost aus dem Bewußtsein zu schöpfen, daß sie für alle Zeit in die Zyklen von Kohlenstoff und Stickstoff eingebunden bleiben, und Genetiker mögen selbstgefällig auf die Ewigkeit ihrer DNS pochen; aber viel Breitenwirkung entfaltet diese reduktionistische Sichtweise nicht. Jeder will in den Himmel kommen, aber sterben will niemand." Und was jene Glaubensvorstellungen betrifft, „die den Akzent eher auf Gänseblumenketten aus Ereignissen", also auf lineare Zeitabfolgen legen, teile ich ebenfalls die Einschätzung von Barley: „Jede Gerade wird, wenn sie lang genug ist, zu einer Art von Kreis."[20]

2. Über die Bedeutung von Ritualen im Umgang mit dem Tod

Warum ist ritualisiertes Handeln im Umgang mit dem Tod und den Toten bis auf Weiteres unverzichtbar? Von welcher Relevanz bzw. Erklärungskraft ist die Unterscheidung zwischen „religiösen" bzw. „kirchlichen" und „weltlichen" Abschiedsritualen? Meine These gleich vorweg: Rituale „sprechen" bzw. konstituieren soziale Wirklichkeit – selbstreferentiell, unabhängig von semantischen Zuschreibungen jeder Art, etwa auch religiöser Natur. Auf den Rücken des Ritus setzt sich jeder Mythos – nicht umgekehrt.[21]

Diesen Fragen gehe ich im Folgenden nach, indem ich zunächst unserer szenischen Fantasie etwas Nahrung gebe: Während unseres Gesprächs betonte die Witwe mehrmals, dass ihr verstorbener Mann überzeugter Atheist gewesen sei, dass sie selbst ebensolche Atheistin sei und also die Trauerfeier im Allgemeinen und der Leichensermon im Besonderen dementsprechend gestaltet sein solle: „Es soll nix an Gott, an die Kirche und an die Pfarrer erinnern!" – „Kein Problem!", beruhigte ich die Witwe. Als ich mich nach dem zweistündigen Gespräch von der freundlichen Dame verabschiedete, vergewisserte sie

[19] Siehe Anm. 7.

[20] BARLEY, Tanz ums Grab (wie Anm. 13) 206f.

[21] Zur Begründung dieser These vgl. Hannes Benedetto PIRCHER, Das Theater des Ritus. De arte liturgica (Wien 2010).

sich bei mir, mit einem Gestus höchster Dringlichkeit: „Aber ein Vaterunser beten wir schon, nicht wahr?!“

Abgesehen davon, dass eine Trauerfeier, sei sie eine „kirchliche“ oder eine „weltliche“, allein aus kultur-, sozial- und theateranthropologischer Perspektive von Liturgie und ihren vielen Sprachen nur so strotzt, stellt sich hier die Frage, ob die Ansage „Nix Gott, Kirche, Pfarrer – aber Vaterunser unbedingt!“ *unter welchem Gesichtspunkt* einen Widerspruch darstellt oder nicht.

Keinen Widerspruch stellt diese Ansage dar, wenn man sie schlicht als Ausdruck dessen interpretiert, dass die meisten Menschen nicht darauf reflektieren, wie sie ihre Kontingenz in den Tod hinüberschupfen wollen oder hinüberschupfen können. Das Leben ist auch für manchen vorgeblichen Atheisten zu kompliziert, und die meisten Menschen sind schlicht zu träge, um ihre Gedanken vor den Gerichtshof intellektueller Redlichkeit zu schleppen. Diese Ansage stellte also nur dann einen Widerspruch *rationaler* Art dar, wenn man davon ausgehen könnte, dass die „atheistische Kundin“, die das Vaterunser wünscht, dieses als Gebet, das sich an einen (personalisierbaren) *Vater-Gott* richtet, identifizieren könnte oder wollte.



Abb. 3: Seitenkapelle der Kapuzinerkirche Wien mit Marmoraltar und Pietà von Peter Strudel (*um 1660, †1714) © ÖOK/Karin Mayer

Ferner – und das ist für meine folgenden Überlegungen entscheidend! – stellt diese Ansage keinen Widerspruch dar, wenn das Vaterunser als Teil ritueller Sprache beziehungsweise als Ritus seinen Dienst tun soll. Mein Befund: Das Vaterunser wird oftmals deshalb gewünscht, weil – nicht nur auf dem Friedhof – keine Sprache besser weiterhilft als der Ritus, diese wunderbarste Heimat des Fraglosen und Antwortlosen, gerade in seiner Formelhaftigkeit.

Gerade erprobte und strukturierte Rituale bzw. Riten, das, was man irgendwie kennt, ohne es wirklich zu kennen und kennen zu müssen, weil und insofern formelhaft, vorgegeben und vorgezeichnet, kann Halt geben an Tagen, die nicht recht hell werden wollen bzw. Haltlosigkeit bedeuten.[22] „Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!" Oder: „Ich kann seit Tagen keinen klaren Gedanken fassen, besprechen Sie sich mit meiner Freundin. Mir ist das alles zu viel." – Ich teile die Ansicht von Walter Burkert (*1931, †2015): „Man braucht und gebraucht Rituale als Vorzeichnung, Formgebung, Stilisierung des Notwendigen, um über die individuelle Ziellosigkeit und Depression hinwegzukommen. Man macht mit, man nimmt teil, man läßt es geschehen [...]".[23]

Was ich in meinem Buch *Das Theater des Ritus: De arte liturgica* zur Bedeutung und den Funktionsweisen ritueller Praxis und Poiesis ausgeführt habe,[24] darf ich hier in gebotener Kürze so zusammenfassen: Der Ritus bietet Verhaltenssicherheit an sehr unsicheren Tagen. Der Ritus vereinfacht das Komplizierte und überfordert uns nicht länger mit dem Unüberschaubaren. Der Ritus stiftet persönliche und kollektive Identität, ohne dass wir wissen müssen, was diese Identität ist oder sein soll. Der Ritus erlaubt uns, mit uns selbst und unseren inneren Widersprüchen über alles Rationale hinauszuwuchern – meistenfalls durchaus zu unserem Seelenheil. In seiner Formelhaftigkeit, Stereotypie, Stilisierung und symbolischen Ordnungskraft entlastet der Ritus vom Druck, Worte finden zu müssen für etwas, das sprachlos macht. Der Ritus entlastet uns ferner vom Druck, wissen zu sollen, wie es uns geht. Der Ritus entlastet uns schließlich vom Druck, „authentisch" sein zu sollen. Der Ritus befreit aus jeder Form von „Intimitätstyrannei" (Richard Sennett).

Auch sorgt der Ritus als Ort des eminent Öffentlichen auf dem Friedhof manchmal dafür, dass zur Entlastung der Tieftrauernden deren individualistische Trauerburgen entprivatisiert werden und zugleich „am Rand" die schönsten Tränen fließen dürfen (naturgemäß auch in allen Formen der Selbstbetrauerung). Was nicht zuletzt damit zu tun hat, dass der Ritus seine besten, ihm treuest verbündeten Handlanger im limbischen System sitzen hat: Menschen weinen nicht nur, weil sie traurig sind, son-

[22] Zur Thematik vgl. Paul ZULEHNER: Wenn selbst Atheisten religiöse Riten wünschen, in: Albert GERHARDS und Benedikt KRANEMANN (Hg.), Christliche Begräbnisliturgie und säkulare Gesellschaft (EthS 30, Leipzig 2002) 16–24.

[23] Walter BURKERT, Ritual zwischen Ethologie und Postmoderne. Philologisch-historische Anmerkungen, in: Axel MICHAELS und Dietrich HARTH (Hg.), Forum Ritualdynamik. Kulturwissenschaftlicher Sonderforschungsbereich an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (SFB 619 Ritualdynamik, Nr. 2, 2003) 13–16. Zitiert nach www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/4582/ [Zugriff: 30.06.2025].

[24] Vgl. PIRCHER, Ritus (wie Anm. 21).

dern sie sind auch traurig, weil sie weinen. Schon der hl. Augustinus von Hippo (*354, †430) hat diese Gesetzmäßigkeit erkannt, die dann beim Schauspielmethodiker Konstantin S. Stanislawski so daherkommt: „Mach' die Geste! Das Gefühl folgt nach!"

Die wesentlichen Gelingensbedingungen „der schönen Leich" habe ich in meinem Buch *Sorella morte* analysiert. Hier verweise ich nur auf eine dieser Bedingungen: Wenn die Vergesellschaftung des Weinens gelingt.

Und hier läuft der Ritus zur Hochform auf: Er funktioniert, ohne dass sich Menschen dabei etwas oder viel oder Genaueres denken müssen. Auf den Rücken des Ritus kann sich jeder Mythos setzen – nicht umgekehrt! Rituelle Praxis funktioniert, ohne dass wir sie mit Glaubensvorstellungen oder rationalen Begründungserzählungen aufladen müssen. *Wie* man bedeutsam macht, was man tut, spielt keine Rolle für die Bedeutung, die durch das ritualisierte Tun selbst konstituiert wird.

Ethnolog:innen oder Religionsphänomenolog:innen sind oftmals bemüht, aus einem Ritual Glauben oder Glaubensvorstellungen zu erschließen. Aber der Ritus selbst macht dieses Bemühen (in den allermeisten Fällen) zu einem vergeblichen oder müßigen. Nigel Barley meint: „Vielleicht aber handelt es sich bei [unserem ethnologischen] Interesse an ›Vorstellungen‹ einfach nur um eine fixe Idee des Westens. In China ist die eifrige Observanz einer allgemein anerkannten rituellen Reaktion auf den Tod ohne weiteres vereinbar mit völliger Gleichgültigkeit dagegen, ob die Praxis auch mit entsprechenden Glaubensvorstellungen einhergeht."[25] Auch in Wien funktioniert das Vaterunser, ob bei Atheist:innen, Friedensaktivist:innen oder den Gläubigen eines kunsthistorischen Christentums, vor allem deshalb, weil es *als* Ritus funktioniert, auf dessen Rücken sich *jeder* Mythos setzen kann, aber eben nicht muss. Rituale „sprechen" bzw. konstituieren soziale Wirklichkeit – völlig unabhängig von semantischen Zuschreibungen, etwa auch genuin religiöser Natur.

„Wir bitten von Kranz- und Blumenspenden abzusehen und stattdessen eine Spende an das St. Anna-Kinderspital – Forschungsinstitut – bei der Bank Austria [...] zu überweisen." Solche „Bitten" lese ich immer öfter auf Todes-

[25] BARLEY, Tanz ums Grab (wie Anm. 13) 8f.

anzeigen. Bereits der Neanderthaler hat seine Toten Blumen ins Grab gelegt. Und heute? Nützlichkeitsdenken soll über die *meaninglessness of ritual*[26] den Sieg davontragen. Nur, die Menschen lassen es sich dennoch nicht nehmen, Blumen mitzubringen. Gerade im Umgang mit dem Tod ist das „nichtnützliche" Ritual unverzichtbar. Mit anderen Worten: Es bleibt bei den Blumen!

[26] In Aufnahme der These des Indologen und Ritualtheoretikers Frits Staal vgl. PIRCHER, Ritus (wie Anm. 21) 156, 168–174 und 449–452. Die bis zum heutigen Tag heftig diskutierte These wurde von Staal erstmals 1979 vorgetragen: Frits STAAL, The Meaninglessness of Ritual, in: Numen XXVI (1979) 2–22.

3. Welche genuin religiösen Vorstellungen bzw. Vorstellungsbilder sind für nicht wenige „konfessionsfrei" Trauernde von besonderer Bedeutung? Eine Betrachtung aus trauerpsychologischer Perspektive

Wir lesen, wir hören: „In meinem Herzen lebst du weiter!" Oder: „In unserer Mitte wirst du immer einen festen und großen Platz haben!" Solche und ähnliche Gedanken habe ich als Trauerredner sehr ernst zu nehmen, ja, geradezu zu verkörpern. Denn die meisten Toten, deren Angehörigen ich diene, werden nicht mehr in ein Jenseits „hinaufgeflogen" oder in ein Reich der Toten eingemeindet, sondern im Herzen „aufbewahrt". In individualistischen Lebenskulturen wird nicht nur alles persönliche Erleben privatisiert, sei es das erotische, sei es das kulinarische, sondern auch die Toten und die Beziehung zu ihnen: „In meinem Herzen lebst du weiter!"

Was dann mitunter etwa zu *dieser* Form von Parteilichkeit der Trauer führen kann: „Meine Mutter sieht überhaupt nicht, dass nicht nur sie *ihren* Mann, sondern auch ich *meinen* Vater verloren habe!", höre ich gar nicht so selten. Zwischen Angehörigen kann es dabei zu heftigen Auseinandersetzungen und sogar Handgreiflichkeiten kommen. Jeder bewahrt den Toten in seinem Herzen auf *individuelle* Weise auf. Jeder errichtet über sich selbst auf individuelle Weise das Trauergerüst, das *castrum doloris* ist der Apparat der römischen Kaiserapotheose. Wehe dem, der die göttliche Singularität dieser Trauerburgen anzugreifen wagt! Diese individualistischen Trauerburgen können freilich meistens nur um einen sehr hohen Preis errichtet werden: bittere Einsamkeit.

Also: Die Toten überlassen wir nicht mehr dem Hades. Wir anempfehlen sie kaum noch der Barmherzigkeit Gottes. Nein, sie bleiben „mitten unter uns".

Sigmund Freud hat nicht von ungefähr die „Überwindung", sogar die „Bewältigung" von Trauer zum therapeutischen Programm gemacht. Trauer *muss* nicht Arbeit sein. Aber manchmal ist sie es dann doch. In Familienaufstellungen und in psychotherapeutischen Sitzungen begegnen uns die Toten nicht selten als hochexplosive Zeitgenossen: Gibt es Wege, das Unrecht, das man den Toten angetan hat, wiedergutzumachen? Wie kann ich mich von Schuldgefühlen, die sich der Trauer beimischen, befreien? Wie kann ich die Beziehung zum Toten so „lösen", dass ich frei werde für neue Beziehungen? Wie kann ich einen Toten gehen lassen, der mein Leben ruiniert hat? Usw.

Während etwa die mittelalterliche Idee des Fegefeuers es den Lebenden ermöglicht hat, etwas für die Toten zu tun, um deren sozialen Jenseits-Status zu verbessern, muntert das therapeutische Fegefeuer vor allem die Toten auf, etwas für die „Hinterbliebenen" zu tun, schlimmstenfalls auf die Weise, dass der Tote als abwesender Popanz zum sehr anwesenden Verfolger oder gar Zerstörer des Lebens der Lebenden wird.

Nichts liegt mir ferner, als mich über heutige, therapeutisch induzierte und begleitete „Trauerarbeit" lustig zu machen. Das wäre nichts als albern. Ganz im Gegenteil: Nicht wenige Menschen, die ich begleite, suchen nach Therapie, aber nach einer, die dahingehend helfen soll, den Toten und denen, die sie verabschieden müssen, ein Eigenleben zu lassen, die Toten sozusagen in Ruhe lassen zu können (auf dass sie die „Hinterbliebenen" in Ruhe lassen), indem sie – vorzüglich durch *rites de passage* – in ein „Reich der Toten" sozial neu eingegliedert werden. Die Toten sollen von den Lebenden segregiert und in eine *neue* Kommune eingeherdet, aggregiert werden: „Fein sein, auseinander bleiben!"

Viele Trauernde scheinen meine These – so oder so – stützen zu wollen: Lebenskulturen, die Glück nur als öffentliches und niemals als privates denken können, haben eine größere kreative, lebensfördernde Fantasie im Umgang mit dem Tod und den Toten als individualistische Gesellschaften, in denen das Ich die Sonne sein muss, um die sich alles dreht. Ich teile die Ansicht von Hartmut Rosa: Die Privatisierung der Frage nach dem guten Le-

ben war ein historischer Fehler. Einschränkend, aus sozialanthropologischer Sicht: Wir können uns nicht aussuchen, einen historischen Fehler zu begehen oder nicht zu begehen.

„Die Toten, sie leben weiter in unserer Erinnerung", schreibt jemand auf die Beileidskarte und schickt diese an Barbara Pachl-Eberhart, die durch einen Unfall ihren Mann und ihre beiden kleinen Kindern verloren hat. Die Trauernde schreibt: „War ihm klar, dass er mich auf subtile Weise dafür verantwortlich machte, meine Familie durch konstante Erinnerungsarbeit am Leben zu erhalten – in einer Art gedanklicher Mund zu Mund-Beatmung, die nur ja nicht aussetzen durfte, weil sonst alles zu spät war? Diese Vorstellung überforderte mich völlig." Und welche Vorstellung überforderte Barbara Pachl-Eberhart nicht? Genauer: Welche Vorstellung war ihrer Seele bekömmlicher? „Ich musste davon ausgehen dürfen, dass mein Mann und meine Kinder unabhängig von mir existierten und dass es ihnen da, wo sie waren, auch ohne mein Zutun gut ging. Richtig gut. Besser denn je. Ich brauchte doch jemanden, auf den ich mich verlassen konnte und der stärker war als alle meine Sorgen."[27]

Natürlich ist dieser Kondolenz-Spruch nicht per se dumm oder geschmacklos, aber die Situationen, in denen wir uns als Trauernde, je nachdem, vorfinden, sind so beschaffen, dass uns ein solcher Spruch dumm vorkommt oder eben „völlig überfordert".

In der Vorstellung, dass ihre lieben Toten auch *unabhängig* von Barbara Pachl-Eberhart „richtig gut" existieren können dürfen, spiegelt sich eine wichtige Funktion von Toten- und Trauerritualen (in öffentlichen Lebenskulturen) wider, die Axel Michaels, Indologe und Religionswissenschaftler, so beschreibt: „Die Befriedung der Toten heißt [...] ihnen einen Ort verschaffen, an dem sie auch ohne die Hinterbliebenen sein können. Gelingende Trauer geht somit im modernen Westen fast auf Kosten der Toten. Die Lebenden können nicht loslassen, dem Toten ein Eigenleben zuzubilligen, ihn als anderen und nicht mehr als unbewältigten Teil ihrer selbst sehen."[28]

Nun kann man den Glauben an das Fegefeuer, an altägyptische Totenwohnungen oder die rituelle Andacht zur Steigerung der sexuellen Potenz der Toten einzelnen

[27] Barbara PACHL-EBERHART, Warum gerade du? Persönliche Antworten auf die großen Fragen der Trauer (München 2014) 26f.

[28] Axel MICHAELS, Trauer und rituelle Trauer, in: Jan ASSMANN u.a. (Hg.), Der Abschied von den Toten. Trauerrituale im Kulturvergleich (Göttingen 2007) 7–15, hier 12.

Menschen oder einer Gesellschaft nicht einfach verschreiben wie der Arzt dem Patienten ein Antibiotikum. Aber in meiner Arbeit muss ich immer wieder erkennen: Manchen Menschen hilft es sehr, es zu wagen, „wahnsinnig" genug zu sein, den Toten ein Eigenleben zuzubilligen. Nach dem Motto: Lassen wir die Toten nicht nur hochfliegen, sondern lassen wir sie auch wegfliegen! Die entscheidende Frage hier ist und bleibt diese (und ist für mich als Begleiter Trauernder wichtig): Was hilft uns Lebenden *mehr*, unsere Toten gehen zu lassen, *so* gehen zu lassen, dass es uns *und* den Toten dabei gut geht? Bemerkenswert ist, wie sehr „konfessionsfreie" Menschen ermutigbar sind, fantasievoll zu trauern. Gerade (sehr) junge Menschen, die ohne jede „religiöse Sozialisierung" großgeworden sind, sind sehr „unbefangen", oft gar „neugierig offen" darin, in Vorstellungen Halt zu finden, die die meisten Religionsphänomenolog:innen der „Welt der Religionen" zuordnen würden. Aber auch so manche (ältere) Wiener Witwe findet reichen Trost bei den Witwen der Dowayo (kleine Stammeskultur in Kamerun), welche die Individualität und Singularität ihrer toten Männer ganz auslöschen, indem sie deren Namen nicht einmal mehr erwähnen und – kluge Witwen! – sich ihrer *eigenen* Einzigartigkeit im Gesang versichern: „Bis hierhin haben wir zusammengelebt. Jetzt werde ich in meiner Hütte furzen, und du wirst in deiner Hütte furzen!"[29]

[29] Sinngemäß zitiert nach BARLEY, Tanz ums Grab (wie Anm. 13) 207.

Hannes Benedetto Pircher ist Trauerredner, Schauspieler, Essayist und Lehrer (Rhetorik und Liturgische Ästhetik). Er studierte Philosophie in Bologna und an der Hochschule für Philosophie in München, Theologie in Innsbruck, Schauspiel in Innsbruck und St. Petersburg. Von 1994 bis 2001 war Pircher Mitglied des Jesuitenordens. Als Schauspieler trat er u. a. am Tiroler Landestheater und an der Wiener Volksoper auf.
Kontakt:
benedetto.hannes@gmail.com

ZWISCHEN OPFER- UND TÄTERZUSCHREIBUNGEN

Biografische Ambivalenzen am Beispiel des Kremsmünsterer Benediktiners P. Petrus (Franz) Mayrhofer in der Zeit des Nationalsozialismus

Birgit Kirchmayr

Vortrag gehalten auf der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Österreichs am 5. Mai 2025 in Linz.



Abb. 1: Die Vortragende Birgit Kirchmayr © ÖOK/rm

Das Kremsmünsterer Benediktinerstift besteht seit der Gründung im Jahr 777 und hat über die Jahrhunderte unterschiedliche Krisen überstanden. Das 20. Jahrhundert brachte mit dem Nationalsozialismus auch die Klöster in seinem Einflussbereich in Bedrängnis. War die Haltung der Katholischen Kirche dem „Anschluss" Österreichs gegenüber nicht unbedingt eindeutig, so stand doch eine Vielzahl an Ordensangehörigen dem Nationalsozialismus zumindest skeptisch gegenüber. In den Tagebüchern des Kremsmünsterer Paters Richard Rankl (*1890, †1948) findet sich für den 12. März 1938 folgender Eintrag:

Gestern abends trat die Regierung Schuschnigg zurück – Heute sind um ca ½ 2 h nachm. die deutschen Truppen in Kremsmünster eingezogen und haben Tanks usw. auf dem unteren Marktplatz aufgestellt – alles in vollster Ruhe selbstverständlich ohne jedweden Widerstand. Für das Stift werden wohl die nächsten Jahre allerhand Schwierigkeiten kommen – aber den Arbeitern gönne ich es vom Herzen, wenn sie jetzt wie im Reich Arbeit und Brot bekommen […].[1]

[1] Stiftsarchiv Kremsmünster (StA-Kr), Tagebuch Richard Rankl, Bd. 15, Eintrag 12.03.1938.

Die Schwierigkeiten, die P. Richard Rankl für das Stift antizipierte, traten tatsächlich ein (im Gegensatz zu seiner positiven Prognose für die „Arbeiter"), und zwar schon früh. In den folgenden Monaten sollte das Stift erfolglos um die eigenständige Weiterführung seines Gymnasiums kämpfen. Ab dem Schuljahr 1938/39 stand die Schule nicht mehr unter der Leitung des Klosters, sondern wurde als nationalsozialistisch geprägte „Staatliche Oberschule für Jungen" geführt.[2] Im Jahr 1941 erfolgte der eigentliche Schlag gegen das Kloster – die Beschlagnahme und Sicherstellung durch die Gestapo und schließlich die Einziehung des gesamten Vermögens zugunsten des Gaus Oberdonau.[3] Der Abt wurde des Gaus verwiesen, der Großteil der Patres musste aus dem Konvent ausziehen, lediglich die Verwalter von Wirtschaftsdirektion, Forstamt, Rentamt, Kelleramt, Elektrizitätswerk und Buchhaltung wurden „im Sinne der Kriegsgesetze dienstverpflichtet" und durften/mussten bleiben.[4]

Dieser Beitrag beschäftigt sich im Folgenden mit einem Kremsmünsterer Benediktiner und dessen Schicksal in den NS-Jahren. Wie gezeigt werden wird, oszilliert dieses in höchst ambivalenter Weise zwischen den Zuschreibungen des Opfer- und Täterbegriffs; die biografische Annäherung verdeutlicht, wie stark die politischen Rahmenbedingungen das individuelle Leben prägten und wie es dazu kommen konnte, dass ein künstlerisch veranlagter Mönch innerhalb eines Jahrzehnts dreimal verhaftet und schließlich laisiert wurde und doch am Klosterfriedhof seine letzte Ruhestätte fand.

P. PETRUS (FRANZ) MAYRHOFER (1905–1971)

1. Herkunft – Ausbildung – Frühe Ordensjahre

Franz Mayrhofer wurde am 31. Mai 1905 in der Ortschaft Weichstetten (OÖ) als Sohn des Landwirtsehepaars Maria (geb. Innermayr) und Franz Mayrhofer geboren und dort am 1. Juni 1905 katholisch getauft. Er war der erste Sohn des Paares, in den Jahren danach wurden die beiden weiteren Söhne Karl und Josef geboren, 1910 die Tochter Theresia.[5] Der Vater starb während des Ersten Weltkriegs im Jahr 1915 mit 47 Jahren an Tuberkulose[6] und Franz be-

[2] Vgl. Wolfgang LEBERBAUER, 1938: Schicksalsjahr für das Stiftsgymnasium Kremsmünster, in: 161. Jahresbericht des Öffentlichen Stiftsgymnasiums Kremsmünster 2018, 131–150; Birgit KIRCHMAYR, Bilder des Nationalsozialismus. Ein zeithistorischer Quellenfund im Stift Kremsmünster und was er uns zeigt, in: 165. Jahresbericht des Öffentlichen Stiftsgymnasiums Kremsmünster 2022, 59–78.

[3] Vgl. Rudolf HUNDSTORFER OSB, Das Stift unterm Hakenkreuz. Sonderabdruck aus dem 104. Jahresbericht des Öffentlichen Gymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster 1961, 40ff.

[4] Richard RANKL OSB, Stift und Gymnasium in den Jahren 1938–1946, in: 89. Jahresbericht des Obergymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster 1946, 51–79.

[5] Taufbuch Weichstetten 1905, 1906, 1908, 1910, Matricula online [Zugriff: 02.06.2025].

[6] Sterbebuch Neuhofen/Krems 1915, Matricula online [Zugriff: 01.07.2025].

suchte nach sechs Jahren Volksschule ab 1918 das Stiftsgymnasium Kremsmünster. Die Mutter ermöglichte ihm den Besuch der Unterstufe, in der Oberstufe verdiente er sich selbst durch Nachhilfestunden seinen Unterhalt.[7] Nach der Matura mit ausgezeichnetem Erfolg im Jahr 1926 trat er am 16. August desselben Jahres ins Noviziat ein und absolvierte in den nächsten Jahren ein Theologie- und Philosophiestudium in Salzburg und St. Anselmo in Rom (IT), 1930 promovierte er zum Dr. phil.,[8] 1932 erfolgte die Priesterweihe in Montecassino. Von 1932 bis 1936 konnte der künstlerisch Begabte eine Ausbildung an der Akademie der bildenden Künste in Wien absolvieren. Untergebracht im Schottenstift, schloss er in Wien sowohl das Studium der Malerei als akademischer Maler wie auch das Lehramt für Zeichnen ab.[9] Ab 1936 war Mayrhofer Professor am Stiftsgymnasium Kremsmünster für die Fächer Zeichnen, Schriftpflege und Darstellende Geometrie und betätigte sich auch kunsthistorisch bzw. restauratorisch. Besonders verdient machte er sich dabei durch die Entdeckung und Freilegung romanischer und gotischer Bauteile im Stift Kremsmünster, worüber Mitbruder und Stiftsbibliothekar P. Konstantin Werner (*1875, †1943) im Jahr 1937 in den Christlichen Kunstblättern ausführlich berichtete.[10] Mayrhofer schien einer gleichermaßen interessanten wie gewürdigten Zukunft in seinem Konvent als Kunsthistoriker, Restaurator und Lehrer entgegenzugehen. Jedoch änderte sich durch den „Anschluss" Österreichs etwas mehr als ein Jahr nach der Entdeckung des romanischen Portals für das Stift Kremsmünster, und damit auch für Mayrhofer, Grundlegendes.

2. NS-Jahre

Wie bereits oben dargestellt, war mit Herbst 1938 das Gymnasium dem Stift entzogen worden. In der nunmehr Staatlichen Oberschule für Jungen gab es keine Geistlichen mehr als Lehrer – mit Ausnahme der ersten beiden Schuljahre, in denen P. Benedikt Eitzinger (*1893, †1951) noch Religion unterrichten durfte.[11] So verlor auch Mayrhofer seine Beschäftigung als Kunstlehrer. Wie durch verschiedene Quellen – auf die an späterer Stelle noch ausführlicher eingegangen werden wird – hervorgeht, erwog er zu diesem Zeitpunkt den Orden zu verlassen und sich als Lehrer an einer staatlichen Schule zu bewerben. Er

[7] Oberösterreichisches Landesarchiv (OÖLA), Sondergerichte Linz, KMs 5/39, Vernehmung des Beschuldigten, Wels, 20.08.1939, Er 13/39 [pag. 15].

[8] Universitätsarchiv Salzburg, Nationale Fr. Petrus Mayrhofer 1929 und 1930. Im Promotionsbuch der Universität Salzburg ist Mayrhofer nicht vermerkt (vgl. Email-Auskunft Universitätsarchiv Salzburg vom 31.03.2021), was wohl damit zusammenhängt, dass er seine Promotion in Philosophie nicht dort, sondern als erster Absolvent am „neugegründeten Institutum Philosophicum zu Salzburg" ablegte. Vgl. Reichspost, 21.06.1930.

[9] Archiv der Akademie der bildenden Künste Wien, Studienakt und LA-Akt 1475_Mayrhofer.

[10] Konstantin WERNER, Romanische und gotische Baureste in Kremsmünster. Zur Freilegung eines romanischen Portales im Kreuzhof am 11. Jänner 1937, in: Christliche Kunstblätter 78 (1937), Heft II April–Juni, 33–41, online: https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=ckb&datum=1937&pos=39&size=45 [Zugriff: 02.06.2025).

[11] Vgl. LEBERBAUER, Schicksalsjahr, 143.



Abb. 2: P. Petrus (Franz) Mayrhofer, Erkennungsdienstliches Foto Gestapo Linz 1939 © Oberösterreichisches Landesarchiv

stand in Verbindung mit dem Landesschulrat für Oberdonau, allerdings gab es keine Stelle für ihn, ebenso wenig beim Landesschulrat Niederösterreich.[12] Ob er im Fall einer Anstellungsmöglichkeit den Orden verlassen hätte, bleibt offen. Fakt ist, dass er ab 1939 in den Kremsmünsterer Pfarren Pfarrkirchen und Pettenbach als Seelsorger eingesetzt wurde.[13] Im Juli 1939 wurde Mayrhofer über Nacht zum Verfolgten des Regimes. Die Vorkommnisse lassen sich ausschließlich über die nationalsozialistischen Strafakten nachvollziehen; unter Bedacht eines quellenkritischen Zugangs lässt sich daraus der im Folgenden dargestellte Ablauf rekonstruieren.

[12] Diözesanarchiv Linz (DAL), Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, Landesschulrat Oberdonau an den Landesschulrat Niederdonau, Linz 20.05.1939.

[13] 1939–1941 Kaplan in Pfarrkirchen und Auxiliar in Pettenbach, vgl. Cremifanum. Professbuch des Benediktinerstiftes Kremsmünster, Bd. II, Die Klosterfamilie von der Gründung bis zum II. Weltkrieg 777–1940, Kremsmünster 2020, 505ff.

2.1 „Kanzelmissbrauch" – Anklage und Inhaftierung Juli 1939 bis Juli 1940

Am 9. Juli 1939 hielt P. Petrus Mayrhofer in der Pfarrkirche von Pettenbach eine Predigt, in der es um die kulturellen Leistungen der Kirche im Allgemeinen und des Stifts Kremsmünster im Speziellen gehen sollte. Knapp einen Monat später, am 7. August 1939, wurde der Priester am örtlichen Gendarmerieposten vom Linzer Gestapo-Beamten Josef Grömer verhört. Es kann davon ausgegangen werden, dass ihn jemand bezüglich der Predigt denunziert hat. Neben Mayrhofer selbst wurden zwei Zeugen befragt: Bei diesen handelte es sich um den Kaufmann Johann B. und den Gastwirt Karl R. Dieser gab gleich zu Beginn seiner Aussage an, *am rechten Ohr etwas schwerhörig* zu sein, weswegen er *nicht alles von der Predigt verstehen konnte.* Verstanden hätte er aber wohl Äußerungen des Geistlichen, wonach dieser gesagt

habe, *dass der heutige Zeitgeist der Kirche die Kinderherzen entreisst und ein Heiliger hat gesagt; 'Wer einem anderen etwas nimmt sei ein Räuber und Verbrecher.' ‚Es wird heute gesagt, der Kirche geschieht nichts.' – ‚Warum wurde uns dann das Priesterseminar in Linz genommen und die Priester auf die Straße gestellt?'* Der Zeuge gab an, das Gefühl gehabt zu haben, *dass Pater Peter mit dieser Predigt nur hetzen und Beunruhigung in die Bevölkerung gegen den Staat und seine Verfügungen bringen wollte. Diese Beobachtung wurde nicht nur von mir allein, sondern auch von anderen Kirchenbesuchern gemacht. Ich persönlich habe noch nie eine Wahrnehmung gemacht, dass der Pater schon früher in einer solchen Art gelegentlich einer Predigt gegen den Staat ausfällig wurde. Allerdings habe ich gehört, dass er schon etwa 4 Wochen früher eine hetzerische Predigt hielt.*[14]

Kaufmann Johann B. berichtete noch ausführlicher über die Predigt und wusste sich ebenfalls an mehrere Predigtstellen zu erinnern: *In diesem Zusammenhang sprach er* [Anm.: Mayrhofer] *davon, dass das heutige Regime aber diese Kulturarbeit wieder vernichten und niederreissen will, denn* [sic] *führte er fast wörtlich aus: ‚Der heutige Zeitgeist entreisst der Kirche die Kinderherzen und zerbricht wertvolle Kulturarbeit, die von der Kirche aus geleistet wurde. Ein Heiliger aber sagte einmal, wer einen anderen etwas nimmt, ist ein Verbrecher und Räuber'. Er sprach davon, dass man heute immer wieder behauptet, der Kirche werde nichts zuleide getan und doch wirft man berühmte Professoren und Theologen einfach auf die Strasse. Er stellte weiter in aufgeregter Weise die Frage: ‚Warum hat man denn uns dann das Priesterseminar genommen und die Priester auf die Strasse gestellt, wenn man gegen die Kirche nichts hat.'* [15]

Die Aussagen der Zeugen weisen somit fast wörtliche Übereinstimmungen auf, was es wahrscheinlich macht, dass während der Predigt mitgeschrieben wurde. Offenbleiben muss, ob einer der beiden Zeugen auch der Denunziant war oder ob die Initiative gegen Mayrhofer von einer anderen Person ausgegangen war. Einiges wirkt den Zeugen in den Mund gelegt, speziell die übereinstimmende Formulierung, man habe das *unbedingte Gefühl* gehabt, dass die Predigt bewusst *Beunruhigung und*

[14] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Aussageprotokoll Karl R. [Name in Quelle vollständig], 07.08.1939 [pag. 3].

[15] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Aussageprotokoll Johann B. [Name in Quelle vollständig], 07.08.1939 [pag. 2].

Mißstimmung gegen den Staat auslösen wollte, was insofern relevant ist, weil dies den zu beweisenden Kern der Delikte des sogenannten Kanzelmissbrauchs (§130a RStGB) und des Heimtückegesetzes (HG. von 20/2 1934) darstellte.[16]

Mayrhofers eigene Aussage zum Inhalt seiner Predigt unterschied sich wenig von jener der Zeugen. Offenbar konfrontiert mit den wörtlichen Zitaten der Zeugen versuchte er diese einzuordnen. So habe er im Zusammenhang mit der Jugendfrage ausgeführt, dass *Christus einmal sagte: ‚Wer nicht durch mich eingeht in die Seele des Menschen, ist ein Dieb oder Räuber.'* Und er habe tatsächlich auch von der Sorge des Bischofs um die Erziehung des Klerus gesprochen, *weil man uns, wie ich gehört habe, das Knaben- und Priesterseminar in Linz genommen hat.* Er führte aus, dass er die Predigt aus eigenem Antrieb gehalten und *in keiner Weise als Angriff gegen den Staat und seine Bewegung* gerichtet habe.[17] Neben der Predigt wurde Mayrhofer mit weiteren Vorwürfen konfrontiert, auf welche dieser in seiner Einvernahme einging. Daraus lässt sich schließen, dass er in Pettenbach Widersacher hatte. Mit dem Lehrer R. (gleicher Nachname wie jener des Zeugen R.) habe er einen Konflikt bezüglich der Abhaltung der Firmung gehabt und mit dem SA-Mann G. wegen der Anbringung von Plakaten am Mesnerhaus. Ebenfalls vorgeworfen wurde Mayrhofer ein 1937 erschienener Artikel, konkret ging es um den Beitrag „Neue Kunst im neuen Deutschland", den das Linzer Volksblatt am 26. August 1937 publiziert hatte. Der Autor des Beitrags – als solcher wird im Volksblatt „Professor akad. Maler Dr. phil. P. Petrus Mayrhofer O.S.B. Kremsmünster" genannt – führt darin in pointierter Weise die Kunstpolitik im nationalsozialistischen Deutschland vor. Anlass waren die parallel in München im Sommer 1937 gezeigten Ausstellungen „Große Deutsche Kunstausstellung" im neu eröffneten Haus der Deutschen Kunst und jene die Moderne diffamierende Ausstellung „Entartete Kunst". Im Folgenden einige Auszüge aus dem Beitrag:

Was der Führer will und was er nicht will, wird durch zwei entgegengesetzte Ausstellungen in München illustriert. […] *Die eine Ausstellung ist mit der ‚artigen' Kunst in den neuen Palast, das Haus der deutschen Kunst, eingezo-*

[16] Als „Kanzelmissbrauch" (§ 130a) wurden während der NS-Zeit vor allem als NS-feindlich eingestufte Predigten bezeichnet. Zahlreiche Priester wurden wegen tatsächlicher oder vermuteter oppositioneller Inhalte in ihren Predigten denunziert und wegen „Kanzelmissbrauchs" inhaftiert.

[17] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Aussageprotokoll Franz Mayrhofer, 07.08.1939 [pag. 6f].

gen. Die andere wandert mit Galerien von Stadt zu Stadt um vom Volk ‚gerichtet' zu werden. […] *Niemand hat das Recht, die Autonomie der Kunst zu durchbrechen.* […] *Deshalb gehört die Ausstellung der entarteten Kunst für einen Verständigen zum Interessantesten, was je geboren wurde.*[18]

Viele Kunstverständige der Zeit hätten diesen Aussagen zugestimmt, auch solche, die dem Nationalsozialismus in anderen Aspekten vielleicht gar nicht negativ gegenüberstanden. Dennoch wurde so explizite Kritik, die 1937 in Österreich vor dem „Anschluss" noch publiziert werden konnte, jetzt für Mayrhofer zum Problem. In seinem Verhör vom 7. August 1939 äußerte er sich dazu in etwas kryptischer Weise: *Es ist richtig, dass ich im Jahre 1937 einen Artikel über die neue deutsche Kunst schrieb. Ich tat dies über Aufforderung, doch habe ich das Ehrenwort gegeben, über die Herkunft dieses Artikels nicht zu reden.* Bei einem späteren Verhör wurde er expliziter und gab an, den Beitrag nicht selbst verfasst zu haben: *Der im Jahre 1937 in der Reichspost veröffentlichte Aufsatz über die neue deutsche Kunst, wurde nicht von mir, sondern von einem in München lebenden Kunsthistoriker verfasst, der aber keine Möglichkeit hatte, ihn im Reich zu veröffentlichen, weshalb ich diesen Aufsatz mit meinem Namen fertigte und veröffentlichte.*[19]

Es erscheint diese Aussage zumindest plausibel, insbesondere weil Mayrhofer auch sonst nichts abgestritten hat. In seinem Verfahren hat ihm die Aussage aber freilich nicht genutzt bzw. wurde ihm nicht geglaubt.

Zusammenfassend bezeichnete sich Mayrhofer als *kein Feind der NS-Bewegung.* Er habe während seines Studiums in Wien *nie jemanden wegen seiner nationalen Gesinnung und Betätigung angezeigt,* seine Studienkameraden wären größtenteils SS- und SA-Mitglieder gewesen. Er habe auch in seinen Predigten schon wiederholt zum Bekenntnis und zum Gebet für Führer und Staat aufgefordert.[20]

Gestapo-Mann Josef Grömer kam in seinem Schlussbericht zu einem anderen Fazit: *Mayrhofer ist schon aus der Systemzeit als gehässiger Gegner der NS-Bewegung bekannt und hat diese seine Einstellung nach der NS Machtergreifung wiederholt unter Beweis gestellt.* […] *Der Kap-*

[18] Neue Kunst im neuen Deutschland, in: Linzer Volksblatt 26.08.1937. Der Artikel erschien unter dem Titel „Artige und entartete Kunst" am 29.08.1937 auch in der Reichspost.

[19] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Vernehmung des Beschuldigten 25.08.1939 [pag. 19f].

[20] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Aussageprotokoll Franz Mayrhofer, 07.08.1939 [pag. 6f].

lan ist durch die Aussagen des Zeugen und durch sein eigenes teilweises Geständnis überführt. Er hat bei seiner Predigt am 9. Juli 1939 vor einem grösseren Kreis von Zuhörern Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand seiner Erörterung gemacht.[21]

Mayrhofer wurde noch am 8. August in Linz in Schutzhaft genommen und von dort am 17. August in das Gefangenenhaus des Kreisgerichts Wels überstellt. Am 20. und 25. August wurde er dort nochmals einvernommen. Die Aussagen sind im Wesentlichen übereinstimmend mit den bereits zuvor getätigten, allerdings findet sich noch eine zusätzliche Aussage, nämlich dass er die Absicht habe, aus dem Orden auszutreten: *Schließlich will ich noch erwähnen, dass ich mich vor etwa 1 Jahr mit dem Landesrat Lenk in Verbindung setzte, um einen anderen freien Beruf ergreifen zu können, da ich mich mit der Absicht trage, aus dem Orden auszutreten und so Volk und Staat in anderer Weise dienen zu können; ich bitte aber diese Mitteilung gegenüber Zeugen vertraulich zu behandeln, da ich sonst beim Orden Schwierigkeiten bekomme.*[22]

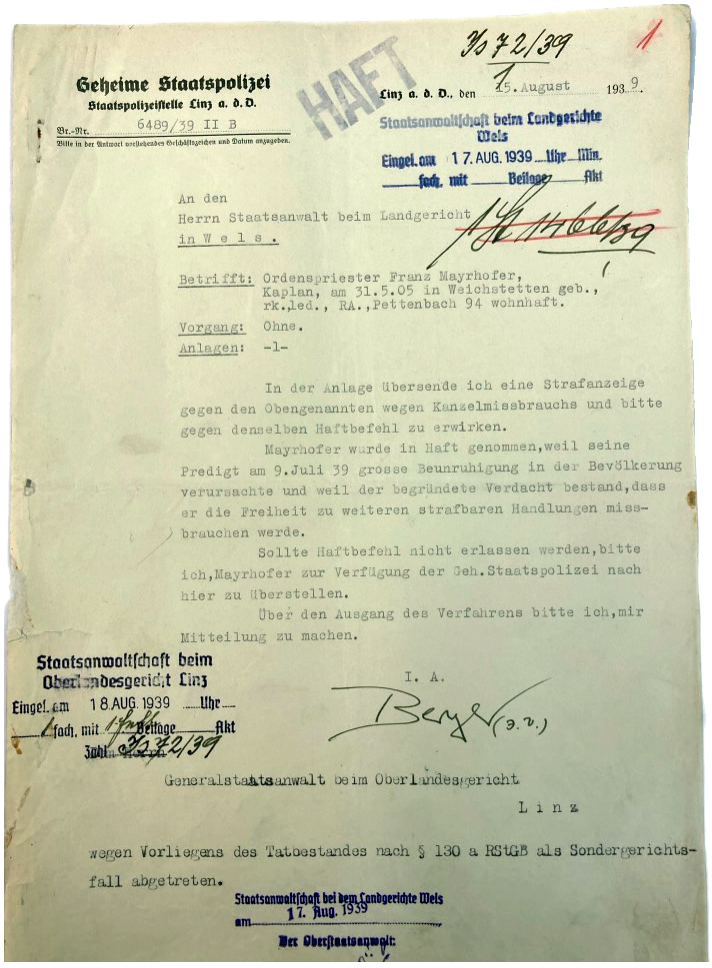
Wie bereits oben erwähnt, trifft es zu, dass sich Mayrhofer im Herbst 1938 um eine Stelle als Lehrer beworben hatte und dies mit einem potenziellen Austritt aus dem Orden in Verbindung stand. Dass er im Verhör auf diese Absicht hinweist, ist somit korrekt, sicher aber auch mit der Absicht verbunden, sich dadurch mildernde Umstände zu verschaffen. Vor einer Verurteilung hat es ihn nicht geschützt: Am Tag nach dieser Einvernahme, am 21. August 1939 (und damit eine Woche vor dem Überfall auf Polen und dem Beginn des Kriegs) wurde vom Ermittlungsrichter beim Landesgericht Wels die Untersuchungshaft über ihn verhängt, die bis zur Hauptverhandlung am 10. November



Abb. 3: Der Lehrkörper der „NS-Oberschule für Jungen" 1938 © Archiv Stiftsgymnasium Kremsmünster/Otto Aluta-Oltyan

[21] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Schlussbericht Geheime Staatspolizei Linz, 08.08.1939, gez. Josef Grömer [pag. 7f].

[22] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Vernehmung des Beschuldigten, Wels 20.08.1939 [pag. 21].



Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Linz a. d. D.

Br.-Nr. 6489/39 II B

Linz a. d. D., den 15. August 1939

Staatsanwaltschaft beim Landgerichte Wels
Eingel. am 17. AUG. 1939 Uhr Min.
fach. mit Beilage Akt

An den
Herrn Staatsanwalt beim Landgericht
in W e l s .

Betrifft: Ordenspriester Franz Mayrhofer, Kaplan, am 31.5.05 in Weichstetten geb., rk.,led., RA.,Pettenbach 94 wohnhaft.

Vorgang: Ohne.

Anlagen: -1-

In der Anlage übersende ich eine Strafanzeige gegen den Obengenannten wegen Kanzelmissbrauchs und bitte gegen denselben Haftbefehl zu erwirken.

Mayrhofer wurde in Haft genommen,weil seine Predigt am 9.Juli 39 grosse Beunruhigung in der Bevölkerung verursachte und weil der begründete Verdacht bestand,dass er die Freiheit zu weiteren strafbaren Handlungen missbrauchen werde.

Sollte Haftbefehl nicht erlassen werden,bitte ich,Mayrhofer zur Verfügung der Geh.Staatspolizei nach hier zu überstellen.

Über den Ausgang des Verfahrens bitte ich,mir Mitteilung zu machen.

Staatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht Linz
Eingel. am 18 AUG. 1939 Uhr
fach. mit Beilage Akt

I. A.

Generalstaatsanwalt beim Oberlandesgericht
L i n z

wegen Vorliegens des Tatbestandes nach § 130 a RStGB als Sondergerichtsfall abgetreten.

Staatsanwaltschaft bei dem Landgerichte Wels
am 17. Aug. 1939

Der Oberstaatsanwalt:

Abb. 4: Antrag Haftbefehl für P. Petrus Mayrhofer, 15.08.1939
© Oberösterreichisches Landesarchiv

1939 andauerte. Was ihm während der Verhöre und der Untersuchungshaft in Wels konkret widerfuhr, d.h. über die Bedingungen seiner Haft und etwaige Folter, liegen keine Information vor. Der Prozess fand schließlich vor dem Sondergericht am Landgericht Linz unter Vorsitz des Richters Johann Powalatz am 10. November 1939 statt und endete damit, dass der Angeklagte *wegen eines Vergehens nach §130a StGB in Tateinheit mit einem Vergehen nach §2 des Gesetzes vom 20. Dezember RGBl. I, S. 1269 zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt* wurde.[23] Unmittelbar nach der Urteilsverkündung wurde Mayrhofer in Strafhaft in Linz übernommen. Im April 1940 stellte der Inhaftierte ein – leider nicht überliefertes – Gnadengesuch, dem der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Linz tatsächlich nachgekommen ist: Per 15. Juli 1940 wurde *die Vollstreckung der Strafe von restlich rund 4 Monaten Gefängnis bedingt aus[gesetzt], unter der Voraussetzung dass Sie 1. sich während einer mit 15. Juli 1945 ablaufenden Bewährungsfrist gut führen, 2. jeden Wechsel Ihres Wohnorts der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Linz […] sofort mitteilen.*[24]

Nach 11 Monaten Gefängnis (inklusive Untersuchungshaft) wurde Mayrhofer im Juli 1940 somit vorzeitig entlassen, was als höchst ungewöhnlich einzustufen ist und zur Vermutung führt, dass damit im Hintergrund seitens der Handelnden eine Absicht verbunden war. Mit der fünfjährigen Bewährungsfrist war Mayrhofer den NS-Macht-

[23] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Urteil [pag. 47–50]. Die im NS eingeführten Sondergerichte waren Organe der politischen Strafjustiz, das Sondergericht in Linz wurde erst kurz vor Mayrhofers Verfahren im September 1939 eingesetzt. Vgl. Winfried R. GARSCHA–Franz SCHARF, Justiz in Oberdonau (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 7), Linz 2007, 115ff.

[24] OÖLA, Sondergerichte, KMs5/39, Bescheid des Oberstaatsanwalts beim Landgericht Linz, 15.07.1940 [pag. 57].

habern jedenfalls ausgeliefert, er hätte jederzeit wieder in Haft genommen werden können. Dass lediglich die weiterhin geäußerte Absicht eines Ordensaustritts im Hintergrund stand – sie wird im Zuge der überlieferten Korrespondenz hinsichtlich der Überprüfung seiner Wehrwürdigkeit wieder angeführt – ist unwahrscheinlich, rettete ihn dieses Argument schon nicht vor seiner Verurteilung. Fakt ist, dass Mayrhofer nach der Haftentlassung nicht aus dem Orden ausgetreten ist, aber auch nicht eingezogen wurde, sondern vielmehr ab 1941 eine zentrale Funktion im zwischenzeitlich von der Gestapo zugunsten des Gaus Oberdonau beschlagnahmten Kloster übernehmen sollte. Als Kunstsachverständiger bekam er die Funktion eines Verwalters der in Stift Kremsmünster ab Sommer 1941 eingelagerten „Führersammlung", wie im Folgenden ausgeführt wird.

2.2 „Leiter der Kunstverwaltung" – Mayrhofers Funktion 1941 bis 1945

Im Lauf des Sommers kamen dann die Transporte mit Bildern, Möbeln u. a. Kunstwerken – von Wien her bzw. München her. Im Kaisersaal soll ein sehr großes Gemälde von Makart sein, das der Duce – Mussolini dem Führer geschenkt hat. Das Refektorium ist komplett mit Möbeln und Kunstwerken ausgefüllt, gegen das Windenzimmer[25] *zu ist die Tür abgemauert.* […] *Auch der Zugang zur Sakristei vom Konvent aus ist abgemauert – jetzt sind die meisten Zimmer mit Kunstschätzen belegt.*[26]

So beschrieb P. Richard Rankl im November 1941 die Umwandlung von Klosterräumlichkeiten in das zentrale Kunstdepot für die so genannte Führersammlung.

Seit dem Jahr 1939 arbeitete unter der Bezeichnung „Sonderauftrag Linz" und unter der Leitung des Dresdener Kunsthistorikers Hans Posse (*1879, †1942) ein ganzer Stab am Aufbau einer Sammlung für ein geplantes neues Kunstmuseum (oft auch „Führermuseum" genannt) in Hitlers „Heimatstadt" Linz. Zugegriffen wurde dabei auch auf Kunstwerke, die aus enteigneten Sammlungen von Wiener Jüdinnen und Juden stammten.[27] 1941 umfasste der Gemäldebestand für Linz bereits eine stattliche Zahl und war großteils im „Führerbau" in München untergebracht. Nach der Beschlagnahme des Klosters Kremsmünster im Frühjahr 1941 engagierten sich Gauleiter

[25] Raum zwischen Refektorium und Küche mit einer Drehwinde, auf die die Speisen aus der Küche direkt gestellt werden konnten.

[26] StAKr, Tagebuch Richard Rankl Bd. XVII, Eintrag November 1941, 34.

[27] Vgl. u.a.: Birgit KIRCHMAYR, Raubkunst im „Heimatgau des Führers". Aspekte, Zusammenhänge und Folgen von nationalsozialistischer Kulturpolitik und Kunstenteignung im Reichsgau Oberdonau, in: Birgit KIRCHMAYR–Friedrich BUCHMAYR–Michael JOHN (Hg.), Geraubte Kunst in Oberdonau (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 6), Linz 2007, 35–190, 36–66; Birgit SCHWARZ, Hitlers Museum. Die Fotoalben Gemäldegalerie Linz, Dokumente zum „Führermuseum", Wien–Köln–Weimar 2004.

August Eigruber (*1907, †1947) und Gaukonservator Franz Juraschek (*1895, †1959) dafür, dieses als Depot für die Führersammlung vorzuschlagen.[28] Nach einer positiven Beurteilung durch Posse wurde dieser Plan umgesetzt und im Sommer 1941 begannen die Kunsttransporte nach Kremsmünster, welche auch für Mayrhofer eine nachhaltige Wende bedeuteten:

Ebenso interessant ist, daß durch Dr. Reimer [Anm.: Stv. Leiter Sonderauftrag Linz, Dresden] *P. Petrus zum ‚Leiter der Kunstverwaltung' des Führermuseums bestellt wurde. – Man sieht, daß man auf die Geistlichen als Mitarbeiter ansteht – sonst hätte man ihnen natürlich nie solche Vertrauensposten übertragen.*[29]

Die Akten des Sonderauftrags Linz belegen, dass Mayrhofer in der Verwaltung des Kunstdepots in Kremsmünster eingesetzt war. „Leiter der Kunstverwaltung" – wie es P. Richard Rankl im Tagebuch notierte – ist allerdings eine vereinfachende Beschreibung, denn tatsächlich unterlag die Depotverwaltung einem komplexen Geflecht an Zuständigkeiten auf Reichs- und Gauebene. Diese reichten vom „Sonderstab Linz" in Dresden und München über das Gaukonservatorat und das Gaumuseum in Linz bis hin nach Wien, wo das Institut für Denkmalpflege und das Kunsthistorische Museum involviert waren. Vor dem Hintergrund von Mayrhofers noch nicht lange zurückliegender Inhaftierung mag es verwundern, dass er im Rahmen des reichsweit bedeutenden Projekts eingesetzt wurde, gleichzeitig passt es aber auch wieder ins Bild – denn vieles spricht dafür, dass der auf Bewährung Entlassene im von der Gestapo verwalteten Stift eine „Vertrauensstelle" eingenommen hat bzw. als solche bewusst eingesetzt worden war. So notierte Gaukonservator Juraschek 1941 über die politische Einschätzung von Mayrhofer:

Er [Anm.: Stiftsverwalter Hager] *sagt ferner aus, daß von Seiten der Gestapo keine Bedenken gegen die Person des Dr. Mayrhofer vorliegen. Dieser kann im Gegenteil als Vertrauensmann der Gestapo gelten.*[30]

Zwei Jahre zuvor war Mayrhofer noch Opfer der Gestapo, nun galt er als deren „Vertrauensmann". Nicht herumgesprochen hat sich das bis zur örtlichen NSDAP-Kreisleitung Kirchdorf a.d. Krems, die weiterhin gegen Mayrhofer intervenierte. Aus dem Sommer 1943 ist ein Schreiben an

[28] Franz JURASCHEK, Die Klosterdenkmale Oberösterreichs. Ihr Schicksal in und nach dem Kriege, in: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins, 92, 1947, 84–99, 93; ausführlicher zum Kunstdepot Kremsmünster vgl. Birgit KIRCHMAYR, Kremsmünster - die unbekannte Station auf der Reise der Bilder, in: Lentos Kunstmuseum (Hg.), Die Reise der Bilder. Hitlers Kulturpolitik, Kunsthandel und Einlagerungen in der NS-Zeit im Salzkammergut, München–Linz 2024, 113–124.

[29] StAKr, Tagebuch Richard Rankl Bd. XVIII, Eintrag 04.12.1942, 117.

[30] Archiv Bundesdenkmalamt (BDA) Linz, Restitutionsmaterialien Mappe 17, Korrespondenz Juraschek, Amtserinnerung 12.09.1941.

Gauleiter Eigruber erhalten, in dem der Kirchdorfer NSDAP-Kreisleiter Mayrhofer als *gefährlichsten Vertreter der Kirche* bezeichnete und forderte, dass dieser von seiner Position abgezogen wird:

Obgenannter [Anm.: Mayrhofer] *ist als Kunstsachverständiger für die Kunstschätze im Stift Kremsmünster bestimmt, der auch als Verantwortlicher die ganzen Sammlungen und Räume versperrt hält und über hat. Pater Mayrhofer ist von früher als ein äußerst gefährlicher Geistlicher des Stiftes bekannt, der schon seinerzeit als er Pfarrer in Pettenbach war, entsprechend aufgefallen ist. Auch damals spielte er schon eine Doppelrolle, gab sich als Nazi aus, gleichzeitig ist er aber einer der gefährlichsten Vertreter der Kirche. Dasselbe Spiel scheint sich jetzt zu wiederholen. Er verstand es durch sein zugegeben großes Wissen sich als unentbehrlich und als der Mann im Stift Kremsmünster zu geben und wurde ihm auch nach Übernahme des Stiftes vom Gau ziemliche Vollmachten eingeräumt. Ab und zu gibt er ja irgend eine Nachricht bekannt, die allerdings ziemlich unbedeutend ist, um sich so den Anschein zu geben, daß er für uns arbeitet. In Wirklichkeit bin ich überzeugt, daß er seine Stelle im Mönchstand ausnützt, um der Kirche viel und wichtiges mitteilen zu können. […] Unter dem Deckmantel der Kunst und des Wissens gelingt es den Pfaffen immer und auch heute noch, sich einflußreiche Stellung zu verschaffen* […] *Es müsste doch möglich sein an diese Stelle auch einen anderen zu finden, der als Verwalter in Frage käme, der sich aber auch dieser früheren Professoren bedienen könnte, wenn dort irgendwelche Arbeit anfällt. Als die zuständigen Leute müßten sie aber unbedingt verschwinden.*[31]

Noch zwei Jahre zuvor hätte ein solches Schreiben Mayrhofer gefährlich werden können, mittlerweile hat sich die Situation verändert. Die vielleicht durchaus zutreffende Einschätzung, dass Mayrhofer ein „Doppelspiel" treibe und nur vordergründig für die Belange der Partei arbeite, fand auf höherer Stelle kein Gehör. Der Kulturverantwortliche für den Gau Oberdonau und zudem Mayrhofers direkter Vorgesetzter als Leiter der Kunstdepotverwaltung in Kremsmünster, der Kunsthistoriker Heinrich Justus Schmidt (*1903, †1970) vom Linzer Gaumuseum,[32] leitete

[31] Bundesarchiv Koblenz (BAK), Bestand B 323, Sch. 124, Nr. 759, Kreisleitung NSDAP Kirchdorf an Gauleiter Eigruber, 30.08.1943.

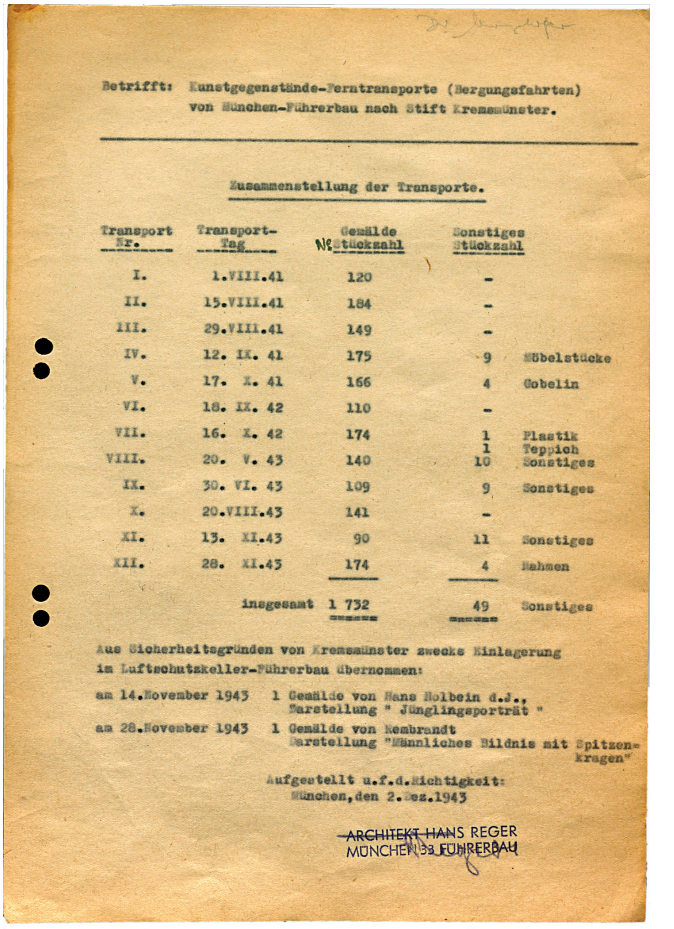
[32] Zu dessen Rolle vgl. Birgit KIRCHMAYR, „… habe ich nie für Politik etwas übrig gehabt". Der Kunsthistoriker Heinrich Justus Schmidt und seine offiziellen Funktionen während der NS-Herrschaft 1938–1945, in: NORDICO Stadtmuseum Linz (Hg.), Das stille Vergnügen. Meisterzeichnungen aus der Sammlung Justus Schmidt, München–Linz 2019, 15–20.

das Schreiben an den Führungsstab des Sonderauftrags Linz in Dresden weiter und holte zudem in Linz eine Gestapo-Beurteilung Mayrhofers ein, beides fiel zugunsten Mayrhofers aus. Der zuständige Referent des Sonderauftrags Linz, Gottfried Reimer (*1911, †1987), bezeichnete Mayrhofer als kompetente und zuverlässige Person, wie ihm das auch der Mitarbeiter und Architekt Hans Reger (Lebensdaten unbekannt), zuständig für die Deponierung in München und damit auch für die Transporte nach Kremsmünster, versichert habe. Reger wäre über die Anschuldigungen sogar *entrüstet zumal ihm bereits seit längerem durch Herrn Mayrhofer selbst die Tatsache seiner früheren Bestrafung wegen politischer Äußerungen durchaus bekannt war.*[33] Allerdings ergänzte Reimer, dass er nicht sicher sei, ob *die UK* [Anm.: unabkömmlich] *Stellung des Dr. Mayrhofer* noch weiterhin aufrecht zu erhalten sein wird. UK Stellung bedeutete die Befreiung vom Wehrdienst aufgrund wichtiger ziviler Funktionen. Nicht nur Reimer aus Dresden, auch die Geheime Staatspolizei Linz sprach sich für Mayrhofer aus und somit blieb der Vorstoß aus Kirchdorf ergebnislos, wie Schmidt in seinem Antwortschreiben an die NSDAP-Kreisleitung darlegte:

Auf Ihre Zuschrift an den Gauleiter habe ich ein Gutachten der Geheimen Staatspolizei eingeholt, die über die politische Beurteilung von Geistlichen allein zuständig ist. Die Geheime Staatspolizei teilt mir unter dem 15.10.1943 mit, daß seit seiner Haftentlassung, die am 16.7.1940 erfolgte, über Dr. Mayrhofer nichts nachteiliges bekannt geworden ist, obwohl die Ordensangehörigen nach der Auflösung des Stiftes Kremsmünster einer besonderen staatspolizeilichen Überwachung unterzogen wurden. Gegen eine Verwendung des Dr. Mayrhofer als Kunsthistoriker im Stifte Kremsmünster im Dienste des Reichsgaues Oberdonau bestehen daher keine Bedenken. Weiters habe ich mich in dieser Angelegenheit an den Referenten für den Sonderauftrag Linz der Führersammlungen, Herrn Dr. Gottfried Reimer von der Staatlichen Gemäldegalerie in Dresden gewandt, der nach wie vor auf dem Standpunkt steht, daß Dr. Mayrhofer an seinem derzeitigen Posten unentbehrlich ist und daß er im Sinne Ihres Auftrags, nämlich die Geistlichen zur Arbeit heranzuziehen, ohne daß sie an leitender Stelle stehen, verwendet wird. Dr. Mayrhofer sei nichts weiter als eine mir (Dr. Schmidt)

[33] BAK, B 323, Sch. 124, Nr. 783, Gottfried Reimer an Justus Schmidt, 09.11.1943.

unterstellte Arbeitskraft, die unter meiner Aufsicht die erforderlichen Arbeiten im Kunstdepot Kremsmünster wahrnimmt und dafür bezahlt wird. […] *Dr. Reimer vermerkt auch noch, dass der verstorbene Beauftragte des Führers für die Linzer Kunstsammlungen, Direktor Hans Posse gerade Dr. Mayrhofer als den einzig zuverlässigen Mann in Kremsmünster in Depotangelegenheiten bezeichnete, der mit viel Eifer und Liebe trotz vieler Erschwerungen sich dieser Arbeiten angenommen hat.*[34]



Betrifft: Kunstgegenstände-Ferntransporte (Bergungsfahrten) von München-Führerbau nach Stift Kremsmünster.

Zusammenstellung der Transporte.

Transport Nr.	Transport-Tag	Gemälde Nr. Stückzahl	Sonstiges Stückzahl	
I.	1.VIII.41	120	-	
II.	15.VIII.41	184	-	
III.	29.VIII.41	149	-	
IV.	12. IX. 41	175	9	Möbelstücke
V.	17. X. 41	166	4	Gobelin
VI.	18. IX. 42	110	-	
VII.	16. X. 42	174	1	Plastik
			1	Teppich
VIII.	20. V. 43	140	10	Sonstiges
IX.	30. VI. 43	109	9	Sonstiges
X.	20.VIII.43	141	-	
XI.	13. XI.43	90	11	Sonstiges
XII.	28. XI.43	174	4	Rahmen
	insgesamt	1 732	49	Sonstiges

Aus Sicherheitsgründen von Kremsmünster zwecks Einlagerung im Luftschutzkeller-Führerbau übernommen:

am 14.November 1943 1 Gemälde von Hans Holbein d.J., Darstellung " Jünglingsporträt "

am 28.November 1943 1 Gemälde von Rembrandt Darstellung "Männliches Bildnis mit Spitzenkragen"

Aufgestellt u.f.d.Richtigkeit:
München, den 2. Dez.1943

ARCHITEKT HANS REGER
MÜNCHEN 33 FÜHRERBAU

Abb. 5: Aufstellung Kunsttransporte „Führersammlung" nach Kremsmünster 1941–1944 © Archiv Bundesdenkmalamt Wien

Damit war der Kreisleiter von Kirchdorf in seine Schranken gewiesen – relativ deutlich wurde ihm mitgeteilt, dass sich höhere Persönlichkeiten für Mayrhofer ausgesprochen hatten. Ende 1943 schien Mayrhofer somit fest im Sattel zu sitzen. Inwiefern er tatsächlich ein Doppelspiel trieb und mit den Nazis kooperierte, dies aber zugunsten des Stifts zu nutzen wusste, muss dahingestellt bleiben. Zweifellos versuchte Mayrhofer auch für sich persönlich die Situation zu nutzen. Die Tätigkeit für den Sonderauftrag brachte ihm UK-Stellung sowie ein Gehalt, es ist aber auch belegt, dass er zumindest einmal auch als Verkäufer für den Sonderauftrag Linz auftrat.

Nur wenige Monate nach dem oben dargestellten Angriff aus Kirchdorf bot Mayrhofer im Jänner 1944 dem Referenten des Sonderauftrags Linz, Gottfried Reimer, der sich für ihn eingesetzt hatte, ein Gemälde „aus eigenem Besitz" an. Es handelte sich um das Bild *Praterallee* von Adolf Kaufmann (*1848, †1916), einem österreichischen Landschafts- und Marinemaler des späten 19. Jahrhunderts. Reimer zeigte Interesse und bot den beachtlichen Preis von RM 15.000.[35] Das Bild wurde vom Sonderauftrag

[34] BAK, B 323, Sch. 124, Nr. 740, Justus Schmidt an den NSDAP-Kreisleiter Kirchdorf, 01.11.1943.

[35] BAK, B 323, Sch. 123, Gottfried Reimer an Petrus Mayrhofer, 29.01.1944. Zur finanziellen Einordnung: Mayrhofers monatliches Salär für seine Verwaltertätigkeit betrug 200 RM.

Linz angekauft, sein weiteres Schicksal verliert sich im niederösterreichischen Depot Thürntal, wo es zu Kriegsende von den russischen Truppen übernommen und in die Sowjetunion ausgeführt worden sein dürfte. Es gilt heute als verschollen.[36] Woher hatte Mayrhofer das Bild? Es war nicht Teil der Kremsmünsterer Kunstsammlung, zumindest scheint es in dessen Inventaren nicht auf.[37] Ausgehend vom Künstler und dem Sujet des Bildes liegt nahe, dass es aus Wien stammen und von Mayrhofers Kontakten aus seiner Studienzeit oder danach herrühren könnte. Der Handel mit Kunst unter nicht immer nachvollziehbaren Umständen sollte Mayrhofer Jahre später noch zum Verhängnis werden. Aus Rankls Tagebuch geht hervor, dass im Jänner 1943 eine Durchsuchung von Mayrhofers Zimmer durch die Gestapo stattgefunden habe und ihm der „weitere Ankauf von Altertümern" untersagt worden wäre.[38] Auch das ist ein Indiz dafür, dass Mayrhofer in Kunstan- und -verkäufen, welcher Art auch immer, bereits in den Kriegsjahren involviert war und dass er auch als „Vertrauensmann" in ständiger Beobachtung der Gestapo war.

Im letzten Kriegsjahr war Mayrhofer dann vor allem mit dem Abtransport der Führersammlungsbestände beschäftigt, die von Kremsmünster in die Bergwerksstollen von Altaussee im Salzkammergut gebracht wurden. Ebenfalls beteiligt war er bei der Bergung bzw. Rückbringung der bedeutenden Kremsmünsterer Zimelien wie dem Tassilo-Liutpirc-Kelch und dem Scheibenkreuz.[39]

3. Nach Kriegsende: Verhaftung und Inhaftierung im US-Internment Camp Moosburg 1945–1947

Möchte Euer Exzellenz kurz Mitteilung machen, von einer peinlichen Angelegenheit, die sich am letzten Montag hier abgewickelt hat: Unser guter P. Petrus wurde von den Amerikanern verhaftet und nach Gmunden gebracht.[40]

So berichtete P. Richard Rankl dem Linzer Bischof per Schreiben vom 30. Mai 1945 und so begann Petrus Mayrhofers Nachkriegsschicksal. Wovon Rankl schrieb, war der sogenannte „automatic arrest", den US-Besatzungsoffiziere verhängen konnten, wenn jemand in Verdacht stand, ein höherrangiger nationalsozialistischer Funktionsträger gewesen zu sein. Dies war Mayrhofer definitiv nicht, viel-

[36] Vgl. Datenbank Sonderauftrag Linz, https://www.dhm.de/datenbank/linzdb/indexe.html [Zugriff: 09.07.2025].

[37] Dank an P. Altman Pötsch (Kustos der Kunstsammlungen) für die Auskunft.

[38] Stiftsarchiv Kremsmünster (StAKr), Tagebuch Richard Rankl, Bd. 18, Eintrag 17.01.1943.

[39] P. Altman PÖTSCH OSB, Schrift- und Bildzeugnisse zur Geschichte des Tassilo-Luitpirc–Kelches im Stift Kremsmünster, in: Egon Wamers (Hg.), Der Tassilo-Luitpirc-Kelch im Stift Kremsmünster. Geschichte-Archäologie-Kunst, Regensburg 2019, 185–210, bes. 202–206.

[40] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, P. Richard Rankl an Bischöfliches Ordinariat Linz, 30.05.1945.

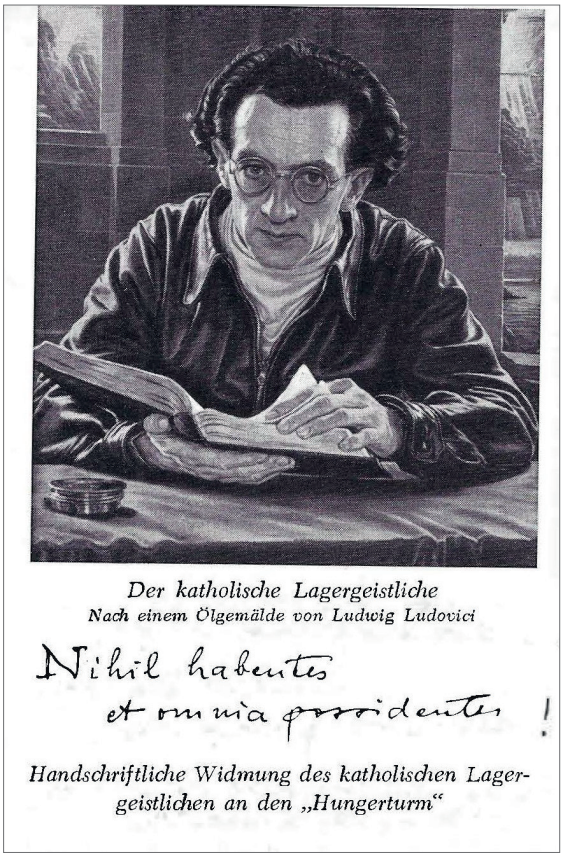
mehr ist belegt, dass er ein Jahr in NS-Haft gewesen war. Wie kam es also zu dieser Verhaftung? Rankl erklärte es sich bzw. dem Bischof wie folgt:

Sie hielten ihn vorerst für einen kompletten Nazi und einen Judas etz. … Ursache für diese Annahme ist das Verhalten des P. Petrus: Er war ja mit den Gestapoleuten --- die ja zum Teil lange hier im Stift waren zu gut --- arbeitete auch --- allerdings nur aus Tarnungszwecken mit ihnen --- ließ sich leider auch manchmal bezahlen --- und --- was natürlich am meisten zu verurteilen ist: er hat nach der Ankunft der Amerikaner noch Sachen --- der von hier weggeflüchteten Gestapo in Verwahrung gehalten. […] *Ich tat alles und brachte alles vor, was ich zu seinen Gunsten vorbringen konnte --- und glaube die Auffassung des amerik. Sicherheitsdienstes, daß er ein richtiger N a z i sei zum Wanken gebracht zu haben --- aber was man eben nicht entschuldigen kann, daß er jetzt noch Sachen verwahrte, mit solchen Leuten verkehrte und ihnen Vorschub leistete* […] *Leider hat der gute P. Petrus, der eben reichlich Künstlerblut in seinen Adern hat --- und von einer gewissen Verrücktheit nicht ganz frei ist --- beim Verhör sich mehrfach nicht an die Wahrheit gehalten und sich widersprochen, was natürlich von einem Priester keinen guten Eindruck macht und zu verurteilen ist!* […][41]

Mayrhofer wurde in das „Civilian Internment Camp No. 6" im bayerischen Moosburg überstellt. Errichtet wurde es als solches im Juni 1945 auf einem Gelände, das zuvor von der Wehrmacht als Kriegsgefangenenlager (Stalag VII) betrieben wurde.[42] Eine ähnliche Einrichtung zur Internierung nationalsozialistischer Funktionsträger gab es auch auf österreichischem Gebiet – das als „Lager Glasenbach" bekannte „Camp Marcus W. Orr" in Salzburg. Eigentlich als Orte der Entnazifizierung gedacht, entwickelten sich in den Internment Camps Dynamiken, die die inhaftierten Nationalsozialisten zu eigenen Opfermythen animierten und langanhaltende „rechte Netzwerke" entstehen ließen. Dieser Dynamik dürfte auch Mayrhofer verfallen sein, der während seines Aufenthalts in Moosburg als katholischer Lagerseelsorger fungierte und zum Fürsprecher der inhaftierten Nationalsozialisten werden sollte. Er prangerte die – tatsächlich schlechten – Lebensbedingungen im Lager an, wobei er teils überzogene Be-

[41] Ebd. [Bindestriche, Punkte und Sperrung im Original].

[42] Vgl. dazu Dominik REITHER, Internment Camp No. 6 Moosburg. Ein Internierungslager in der US-Zone 1945–1948, Norderstedt 2021.



Der katholische Lagergeistliche
Nach einem Ölgemälde von Ludwig Ludovici

Nihil habentes
et omnia possidentes !

Handschriftliche Widmung des katholischen Lagergeistlichen an den „Hungerturm"

Abb. 6: Aus: Friedrich Alfred Beck, Tagebuch eines Mannes, der Hungerturm hieß, München 1952

hauptungen aufstellte.[43] Im Pfarrarchiv Moosburg überlieferte Quellen verweisen auf die Beliebtheit Mayrhofers unter den Inhaftierten, nicht wenige, die als Nationalsozialisten aus der Kirche ausgetreten waren, kehrten wieder zurück. Wenig rühmlich ist eine überlieferte Predigt vom Juni 1947, in der Mayrhofer die im Camp gepflegte Täter-Opfer-Umkehr auf die Spitze trieb. So sprach er in der Predigt davon, dass es heute *in Europa mehr KZ´s als je zur Zeit des Dritten Reiches* gäbe und weiter: *Die KZ-Prozesse haben der Weltöffentlichkeit die Überraschung gebracht, daß die Häftlinge in den KZ´s des Dritten Reiches täglich 1000 Kalorien mehr zu essen bekommen haben als heute die freien Deutschen unter dem Protektorat ihrer Befreier. Wenn die Gaskammern von Auschwitz noch im Betrieb wären, so würden wohl heute Millionen geängstigter Menschen dorthin pilgern wie zu einem Wallfahrtsort, um dort einen raschen und schmerzlosen Tod zu finden, anstatt mit unschuldigen Kindern Tag für Tag dem Hunger ins Auge zu schauen und um dem Würgegriff der Befreier entrinnen zu können.*[44]

Mayrhofer befand sich zu diesem Zeitpunkt fast zwei Jahre in Moosburg unter zweifellos schlechten Lebensbedingungen und falschen Annahmen hinsichtlich seiner Rolle im NS-Regime. Verbitterung wäre nachvollziehbar, die *1000 Kalorien der KZ-Häftlinge* entsprechen allerdings nicht der Wahrheit und die Erwähnung der Gaskammern von Auschwitz ist in diesem Kontext an Zynismus nicht zu überbieten.

Am 10. Dezember 1947 wurde Mayrhofer entlassen und gewissermaßen rehabilitiert, die Lagerspruchkammer in Moosburg stufte ihn als *nicht betroffen* ein und anerkannte, dass er in Kremsmünster französische Kriegsgefangene unterstützt und weitere widerständige Tätigkeiten begangen habe.[45] Er kehrte zurück nach Kremsmünster. Was

[43] Ebd., 123.

[44] Die Predigt ist überliefert im Pfarrarchiv Moosburg, Lagerseelsorge 1947–1948. Vgl. REITHER, Moosburg (wie Anm. 42), 237ff. Vollständig abgedruckt in Heinrich PFLANZ, Das Internierungslager Moosburg 1945–1948, Landsberg 1993, 61–67.
(Bei diesem Titel handelt es sich um eine geschichtswissenschaftlich unkritische Darstellung aus Sicht ehemaliger Lagerinsassen.)

[45] Vgl. REITHER, Moosburg (wie Anm. 42), 56.

zwei ungerechtfertigte Inhaftierungen innerhalb nur weniger Jahre mit Mayrhofer gemacht hatten, lässt sich wohl nicht sagen. Man kann sich aber vorstellen, dass eine Re-Integration ins zivile Leben und speziell auch ins Klosterleben mit Schwierigkeiten verbunden sein würde, was sich dann auch konkret zeigen sollte.

4. Ausblick – Neuerliche Inhaftierung 1949/50 – Laisierung und Tätigkeit als Kunstrestaurator bis zum Tod 1971

Mayrhofers eben geschildertes Schicksal der Jahre 1939 bis 1947 würde bereits genug an irritierenden Wendungen und Ambivalenzen beinhalten, es ging aber auch danach nicht in ruhigen Fahrwassern weiter. Vielmehr geriet das Leben von P. Petrus Mayrhofer 1949 mit einer weiteren Anklage und Inhaftierung an einen neuerlichen Wendepunkt, der auch das Ende als Ordensmann darstellen sollte. Nachdem sich der vorliegende Beitrag vorwiegend auf die Zeit des Nationalsozialismus beziehen soll, wird dieser biografische Abschnitt nur noch kurz dargestellt.

Die Causa begann im Juli 1949: Mehrere Zeitungen meldeten das Verschwinden Mayrhofers, von dem Besuch einer Kunstausstellung in Linz wäre er nicht wieder in das Kloster heimgekehrt, das ihn nach mehreren Tagen als vermisst meldete.[46] Kurz darauf wurde berichtet, Mayrhofer wäre „in erschöpftem Zustand" zurückgekehrt und hätte ausgesagt, dass er von Männern „mit slawischem Akzent" ins Mühlviertel – und damit russische Besatzungszone – verschleppt worden sei, es ihm aber gelungen sei zu entkommen.[47] Die Welser Zeitung brachte ein Exklusivinterview „Wir sprachen mit Pater Mayerhofer [sic]", die links orientierte Neue Zeit zweifelte hingegen an den *Märchenerzählungen* Mayrhofers.[48] Am 21. Oktober 1949 dann die überraschende Wende: Mayrhofer wurde verhaftet und gab in diesem Zusammenhang auch an, dass die Geschichte seiner Entführung von ihm erfunden worden war.[49] Es bestand gegen ihn der Verdacht des Verbrechens des Diebstahls, weswegen über Mayrhofer Untersuchungshaft verhängt wurde.[50] Mayrhofer wurde vorgeworfen, Handel mit Kunst und Antiquitäten aus dem Eigentum des Klosters bzw. mit dort untergebrachten Kriegs- und Nachkriegseinlagerungen zu betreiben.[51] Ebenfalls

[46] Vgl. u.a.: Oberösterreichische Nachrichten 12.07.1949, 1; Weltpresse 13.07.1949, 8.

[47] Weltpresse, 27.07.1949, 8.

[48] Welser Zeitung, 04.08.1949, 1f; Neue Zeit 28.07.1949 und 03.08.1949, 1.

[49] Neue Zeit, 21.10.1949, 1.

[50] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, Kreisgericht Steyr an BOL, 21.10.1949, Vr1120/49, Ur1010/49.

[51] Das Stift Kremsmünster wurde in den Nachkriegsjahren vom Österreichischen Bundesdenkmalamt als Depotort für zurückzustellende enteignete Sammlungen benutzt. Zudem befanden sich rund um Kriegsende Kunstwerke und Gegenstände der mit dem Deutschen Reich verbündeten slowakischen Regierung, die sich auf der Flucht befand, in Kremsmünster.

angeklagt war Maria N. aus Kremsmünster. Im Gesamten war dies ein „gefundenes Fressen" für die Presse, die dazu mit folgenden Titeln an die Öffentlichkeit ging: „Das Geheimnis von Kremsmünster", „Pater Mayrhofer und die Erbsünde im Paradies", „Das Doppelleben des Ex-Paters" – ausführlich wurde rund um die Verhaftung im Oktober 1949 und anlässlich des Prozesses, der in Steyr am 17. August 1950 stattfand, berichtet.

Für das Stift Kremsmünster eine zweifellos unangenehme Angelegenheit. In einem Schreiben vom 25. Oktober 1949 teilte Abt Ignaz Schachermayr (*1877, †1970) dem Bischöflichen Ordinariat mit, dass er über Mayrhofer die Suspendierung verhängen werde und man möglicherweise zur zwangsweisen Laisierung schreiten werde müssen. Er informierte den Bischof auch darüber, dass der vom Stift eingesetzte Rechtsvertreter *beabsichtigt einen Antrag auf Psychiatrierung des Dr. Franz (P. Petrus Mayrhofer) zu stellen, der durch die Umstände und Beobachtungen, die auf Jahre zurückreichen, voll gerechtfertigt erscheint. Namentlich seit der Heimkehr des Genannten aus Moosburg sind Anomalien feststellbar, die die Verantwortlichkeit des Genannten beeinträchtigen.*[52] Informiert wurde auch der Apostolische Internuntius in Wien, Erzbischof Johannes Dellepiane (*1949, †1961). Diesem wurde mitgeteilt, dass *der unglückliche Pater Petrus* bereits zweimal in Haft gewesen war, einmal in der nationalsozialistischen Zeit sowie im Anhaltelager Moosburg, wo er sich außerordentlich verdient gemacht habe.[53] Als (Mit-)Schuldige verwies der Abt auf Maria N.: Mit ihr hätte P. Petrus *ohne Wissen des Abtes allerhand Geschäfte* gemacht. Als Grund für die Verbindung wurde angeführt, dass P. Petrus dem verstorbenen Ehemann von Maria N. versprochen habe, für die Witwe und deren Kind zu sorgen. Dies sei – so die Formulierung des Abtes – *von der Witwe schamlos ausgenutzt* worden.[54] Dahinter steht die zweifellos noch komplexere Geschichte, dass Mayrhofer, Maria N. und einem Kremsmünsterer Arzt auch das Delikt der Kindesabtreibung vorgeworfen wurde.[55] Der Gerichtsakt zum Prozess gegen Mayrhofer und Maria N. ist im Archiv nicht erhalten,[56] ausführlich geschildert wird der im Juli 1950 stattfindende öffentliche Prozess mit seinen Anklagepunkten in der Steyrer Zeitung vom 17. August 1950. Vom Vorwurf der Kindesabtreibung wurden die An-

[52] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, Abt Schachermair an BOL, 25.10.1949.

[53] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, Abt Schachermair an Johannes Dellepiane, 28.10.1949.

[54] Ebd.

[55] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, BOL an Nuntius, Linz 11.11.1949.

[56] Vgl. Auskunft OÖLA, auch eine Nachfrage beim Landesgericht Steyr blieb erfolglos.

geklagten wegen fehlender Beweislage freigesprochen, nicht aber vom Vorwurf des Diebstahls und der Veruntreuung, obwohl – zumindest wie aus dem Zeitungsbericht zu entnehmen ist – manche Vorwürfe wenig eindeutig scheinen. So erschien das Urteil überraschend streng: Mayrhofer wurde zu zwei Jahren schweren Kerkers und Maria N. für *Teilnehmung an der Veruntreuung* zu sechs Monaten Haft verurteilt.[57]

Zum dritten Mal in Folge war der ehemalige Ordensmann im Gefängnis, dieses Mal in Garsten (OÖ).[58] In Moosburg war er Lagerseelsorger, in Garsten fand er ein anderes Betätigungsfeld: Er arbeitete an der Restaurierung von Deckenfresken des ehemaligen Klostergebäudes, in dem die Justizanstalt Garsten bis heute untergebracht ist. Zu diesem Zeitpunkt war Mayrhofer bereits wieder Laie – noch im November 1949 war die vom Abt angekündigte Suspendierung erfolgt,[59] Mayrhofer habe selbst am 17. November um seine Laisierung angesucht.[60] Im Januar 1950 – Mayrhofer befand sich zu dieser Zeit bereits in Untersuchungshaft – wandte sich der Abt allerdings an den Bischof, in der Befürchtung Mayrhofer könnte diesen aufsuchen und gegen die erfolgte Laisierung protestieren. Nochmals wurden dem Bischof die gegen Mayrhofer erhobenen Vorwürfe ausführlich dargelegt und darauf verwiesen, dass man Mayrhofer angesichts der *Aussichtslosigkeit eines günstigen geistlichen Prozesses und der Unannehmlichkeiten eines solchen für beide Teile* zwar durchaus zur Unterzeichnung eines Gesuchs zur Laisierung geraten, ihn aber keineswegs dazu gezwungen habe.[61]

Franz Mayrhofer wurde am 26. Februar 1951 (bedingt begnadigt) aus dem Gefängnis entlassen und verbrachte sein restliches Leben als freiberuflicher Restaurator und Künstler in Steyr. Er starb dort im April 1971 nach einer Krebserkrankung. In seinen letzten Lebensmonaten stand er in intensivem brieflichem Austausch mit Abt Albert Bruckmayr (*1913, †1982) und es kam zu einer Wiederannäherung. Das Totenrequiem wurde in der Stiftskir-

[57] Steyrer Zeitung, 17.08.1950, 5.

[58] OÖLA, Gefangenenbuch Garsten 1949–1953.

[59] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, Abt Schachermair an Dr. P. Petrus Mayrhofer, 06.11.1949.

[60] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, Abt Schachermair an BOL, 22.12.1949.

[61] DAL, Konsistorialakten, CA/11, Sch. 19, Fasz. K/22, Abt Schachermair an BOL, 27.01.1950.



Abb. 7: Grabstätte von P. Petrus Mayrhofer im Klosterfriedhof Kremsmünster
© Birgit Kirchmayr

che von Kremsmünster unter Leitung des Abtes zelebriert und Mayrhofer im Klosterfriedhof – unweit des von ihm freigelegten romanischen Portals – beerdigt.[62]

Schlussbemerkung: Auf Basis der Akten- und Berichtslage enthalten diese Ausführungen zum Teil auch sehr persönliche Informationen. Im Sinne eines forschungsethischen und respektvollen Zugangs war es mir ein Anliegen, diese lediglich soweit sie für das hier gegenständliche Forschungsinteresse relevant und zudem belegt sind, anzuführen. Die „Causa Mayrhofer" regte in ihrer tatsächlich fast unglaublichen Häufung von Schicksalswendungen zu vielen Mythen an, der Beitrag sollte zeigen, wieviel Anteil daran die zeithistorischen Rahmenbedingungen hatten.

[62] Vgl. Cremifanum, 506.

Birgit Kirchmayr studierte Geschichte und Slawistik an der Universität Salzburg. Sie ist seit 2017 Assoziierte Universitätsprofessorin am Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Johannes Kepler Universität Linz. Als Historikerin sind ihre Schwerpunkte NS-Forschung, Kunst- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Biografie, Stadt- und Regionalgeschichte sowie Provenienzforschung. Seit 2020 ist sie Mitglied des Kunstrückgabebeirats der Republik Österreich und wissenschaftliche Koordinatorin der Kommission für Provenienzforschung.
Kontakt: birgit.kirchmayr@jku.at

DAS NEKROLOGIUM ALS INSTRUMENT DER ERINNERUNGSKULTUR

am Beispiel des Deutschen Ordens

Ewald Volgger OT

Vortrag gehalten bei der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Österreichs am 5. Mai 2025 in Linz.



Abb. 1: Der Vortragende P. Ewald Volgger © ÖOK/rm

Wie der Toten gedacht wird, sagt auch etwas über die Lebenden aus. Eine christliche Gemeinschaft gedenkt ihrer Toten, nicht weil sie tot sind, sondern weil sie vor Gottes Angesicht leben und mit den irdisch Pilgernden in Dank, Lobpreis und Bitte verbunden sind. Die Identität einer Gemeinschaft lebt von ihrer Vergangenheit. Was sie aus der Vergangenheit kommend prägt und verpflichtet, wird Patrimonium. Gewordenes und Identität leben gleichermaßen von gelungenen und positiven Wegstrecken, wie von desaströsen und schwierigen. Dabei werden geschichtliche Ereignisse unterschiedlich eingeordnet und gedeutet. Sie können auch zum Zankapfel werden und zu kontroversen Auseinandersetzungen führen, die belasten und eine notwendige Aufarbeitung behindern. Mitglieder von Ordensgemeinschaften waren auf verschiedentliche Weise engagiert und verstrickt in Ereignisse und Vorgänge, die in der Aufarbeitung redlich und deutlich aufgezeigt sowie bewertet werden müssen.

Der Deutsche Orden war als Hospitalgemeinschaft im Heiligen Land während des Dritten Kreuzzuges (1189/1190) vor Akkon gegründet worden. Diese Gemeinschaft erhielt

mit der In-Schutz-Stellung von Papst Clemens III. (amt. 1187–1191) am 6. Februar 1191 den Namen des deutschen Hospitals in Jerusalem mit der dazugehörigen Marienkirche „Brüder vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem".[1] 1198 erfolgte die Umwandlung in einen ritterlichen Orden, 1199 bestätigte Papst Innozenz III. (amt. 1198–1216) diesen Schritt. Der Orden breitete sich im europäischen Raum mit hunderten von Ordenshäusern, Kommenden genannt, und Strukturen aus. Besonders hervorzuheben ist der Deutschordensstaat in Preußen mit seinem Sitz auf der Marienburg bei Danzig (PL). Die politischen und kriegerischen Auseinandersetzungen erfolgten als Teil der Missionsarbeit im Auftrag und in Absprache mit dem Heiligen Stuhl. Jene Vorgänge werden heute kirchlich und theologisch anders bewertet als im hohen und ausgehenden Mittelalter. Die Reformation mit ihren Folgen brachte das Ende des Ordensstaates auf preußischem Gebiet mit sich. Durch die Politik Napoleons erfolgte die Aufhebung des Ordens in den Staaten des Rheinbundes. Lediglich im Kaiserreich Österreich konnte sich der Orden nach dem Wiener Kongress (1814–1815) zu neuem Leben entwickeln. Im 19. Jahrhundert kam es zur Wiederbelebung des Schwesterninstitutes im Orden mit den Aufgaben in der Krankenpflege und in den Schulen. Zugleich erfolgte die Wiedererrichtung der Priesterkonvente als Voraussetzung für die Stärkung des Priesterzweiges. Dieser sicherte, gemeinsam mit dem inkorporierten Schwesternzweig, nach der Umwandlung des Ordens in eine rein klerikale Gemeinschaft 1923/1929 die Zukunft.[2]

Der eine Deutsche Orden in der österreichischen Monarchie musste sich in Folge des Ersten Weltkrieges und der neuen Staatenbildung aufteilen in die Ordensprovinzen in Italien, Österreich, Slowenien und in der Tschechoslowakei. Die totalitären Systeme des Faschismus, des Nationalsozialismus und der kommunistischen Systeme mit ihrem großen Leid, der Gewalt und den Verfolgungen brachte große Herausforderungen mit sich, welche sich in Ohnmacht und Untersagungen, Widerstand und Entgegenhaltungen bis hin zur staatlichen Aufhebung des Ordens äußerten. Dabei mussten viele Mitglieder des Ordens Verfolgung und Überwachung, Gefängnis und Folter erleiden. Manche haben ihr Leben im Konzentrationslager, im Vernichtungslager oder, wie im Falle der Brüder

[1] https://deutscher-orden.at/site/orden [Zugriff: 28.07.2025].

[2] Vgl. dazu die kurze und prägnante Darstellung der Ordensgeschichte von Klaus MILITZER, Die Geschichte des Deutschen Ordens (Kohlhammer Urban Taschenbücher 713, Stuttgart ²2012).

in Slowenien, durch die gegenseitigen Verfolgungen der Bevölkerung und das Spiel der Großmächte verloren. Es gehört zur Pflicht einer Gemeinschaft, diese Zeiten nicht zu vergessen, sie aufzuarbeiten und dabei auch kritisch die eigene Mitwirkung am Bösen im Blick zu haben. Ganz besonders aber soll der Einsatz gegen die lebenswidrigen und menschenfeindlichen Mächte bis hin zum Martyrium gewürdigt werden. Es bedarf dabei der vielfältigen Wege und Schritte einer klaren und gerechten Sicht auf das Vergangene und eine ebenso gerechte und würdigende Einordnung. Daraus ergibt sich auch die Frage, wie sich eine Gemeinschaft ihrer Toten erinnert, die zu Opfern von totalitären Systemen geworden sind und denen das Leben in der Nachfolge Christi nicht zugestanden wurde. Insbesondere stehen dabei jene vor Augen, die – inspiriert von den Werten und Impulsen der Bergpredigt – das Lebensbeispiel Jesu bis ans Kreuz ernst genommen haben.

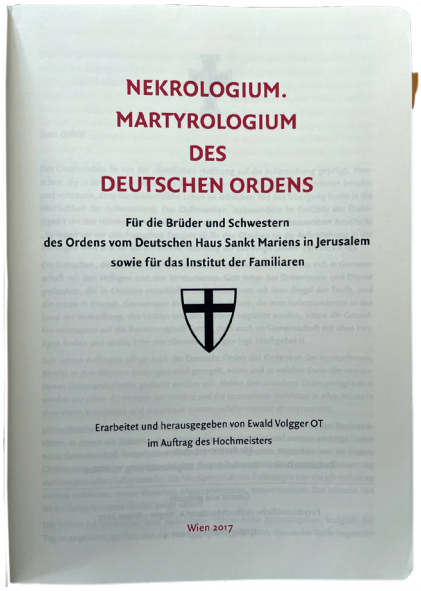


Abb. 2: Buchtitel Nekrologium © Ewald Volgger

DAS NEKROLOGIUM DES DEUTSCHEN ORDENS ALS BEITRAG ZU EINER ERINNERUNGSKULTUR

Wie wohl jede Ordensgemeinschaft pflegt auch der Deutsche Orden die Tradition des Totengedenkens[3], wozu ein kalendarisches Verzeichnis der Verstorbenen angelegt und gepflegt wird – auch Nekrologium genannt. Während die Verstorbenen in der Regel lediglich mit Namen, Sterbeort und -datum, gegebenenfalls mit ihren Funktionen im Orden eingetragen werden, sollte den Märtyrern und Glaubenszeugen als Opfer der totalitären Regime eine kurze Biografie gewidmet werden. Von manchen gibt es nur wenige Informationen, umso wertvoller war es, diese zu sammeln und zu erhalten.

DAS NEKROLOGIUM.MARTYROLOGIUM

Ein Forschungsprojekt, angesiedelt am Institut für Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie der Theologischen Fakultät der Katholischen Privat-Universität Linz, übernahm unter meiner Federführung die Aufgabe, die bestehenden Nekrologien der einzelnen Häuser der Brü-

[3] Das Ordensbuch. Die Regeln und Statuten des Ordens der Brüder und Schwestern vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem. Deutscher Orden, im Auftrag des Hochmeisters überarbeitet, ergänzt und herausgegeben von Ewald VOLGGER OT (Wien 2019) 57 und 98–100 (BR 57, BSt 21–26).

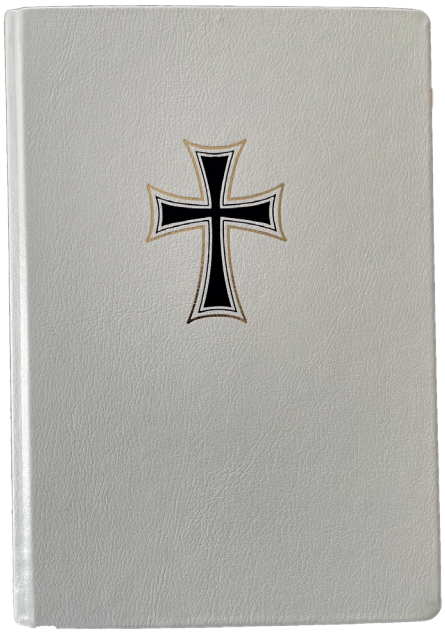


Abb. 3: Buchcover Nekrologium
© Ewald Volgger

der und Schwestern in Slowenien, Tschechien, Österreich, Deutschland und in Italien zu sammeln, zu sichten und mit den Daten in den Ordensarchiven, auf den Friedhöfen, in Mitteilungsblättern u. ä. und in weiteren Archiven (z. B. Heeresarchive, Staatsarchive) abzugleichen. So soll eine möglichst lückenlose Dokumentation der Verstorbenen vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart gewährleistet werden.[4] Das Forschungsprojekt[5] konnte 2017 mit der Veröffentlichung des *Nekrologium.Martyrologium* des Deutschen Ordens abgeschlossen werden.[6] Eingebunden in das von der Generalleitung in Auftrag gegebene Projekt waren der Generalrat, die Provinzoberen der Brüder und der Schwestern, aber auch der einzelnen Häuser sowie einzelne Brüder und Schwestern.

Die Gestaltung des Nekrologiums als Buch ist geprägt von einem weißen Ledereinband mit dem typischen schwarzen Kreuz auf der Titelseite. Dies vergegenwärtigt



Abb. 4: Herbert Friedl, Gedenkkreuz mit weißem Winkel, 1998
© Bildrecht, Wien 2025

[4] Vgl. Ewald VOLGGER, Bericht zur Erstellung des Nekrologium.Martyrologium des Deutschen Ordens, in: Mitteilungen des Deutschen Ordens 1/2017 (Wien 2017) 44–63.

[5] Das Nekrologium.Martyrologium des Deutschen Ordens wurde an der Katholischen Privat-Universität Linz im Rahmen des Forschungsprojektes „Nekrologium des Deutschen Ordens“ unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Ewald VOLGGER OT erarbeitet.

[6] Nekrologium. Martyrologium des Deutschen Ordens. Für die Brüder und Schwestern des Ordens vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem sowie für das Institut der Familiaren, erarbeitet und herausgegeben von Ewald VOLGGER OT im Auftrag des Hochmeisters (Wien 2017).

jene Tradition des Ordens, die besagt, dass der Sarg der verstorbenen Ordensmitglieder mit dem Bahrtuch des Ordens, d. h. dem weißen Wolltuch mit schwarzem aufgelegtem Kreuz, bedeckt wird. Denn: „In das Kreuz unseres Heiles und das Zeichen des Ordens, für dessen Ideale sie ein Leben lang gelebt und gebetet haben, werden unsere Toten gehüllt."[7]

Mit zwei Grafiken des Künstlers Herbert Friedl (*1943, †2018), einerseits *Gedenkkreuz mit weißem Winkel*,[8] und andererseits *Menschenrechtsverletzung*[9], die im besonderen P. Gvido Krisch (*1883, †1941) und Sr. Irmgardis Šmuck (*1884, †1940), den Opfern der Aktion T4[10], gewidmet sind, wird den Opfern der totalitären Regime auch ein künstlerisches Denkmal gesetzt. Herbert Friedl sah in den Häftlingen Menschen, die im übertragenen Sinn gekreuzigt wurden. Dies sollte nicht vergessen werden, daher Gedenkkreuz. Häftlinge aus verschiedenen Gruppierungen (Juden, Politische, Zeugen Jehovas, Zigeuner, Zwangsarbeiter) wurden

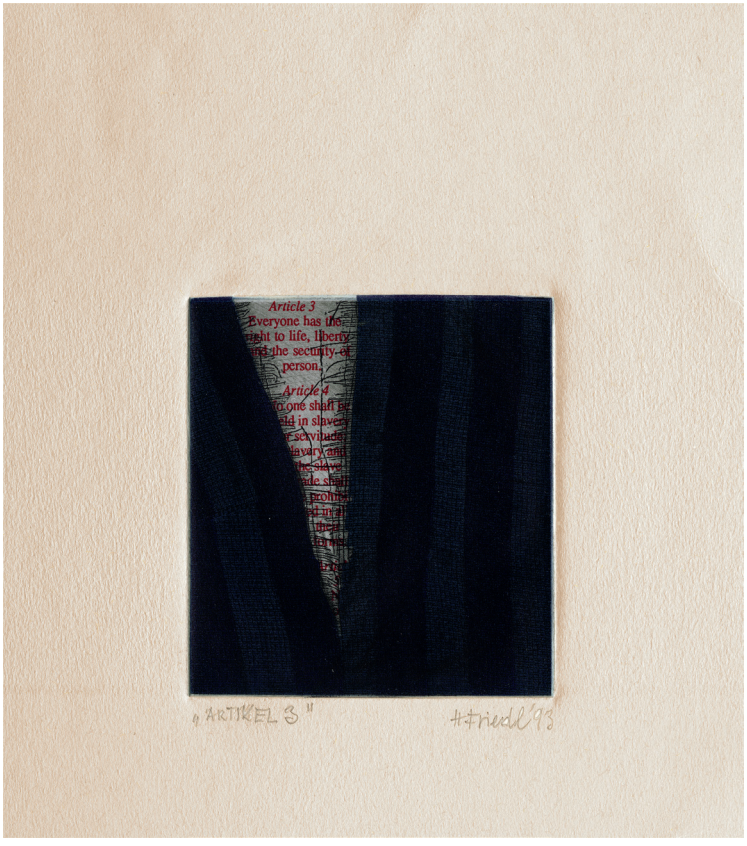


Abb. 5: Herbert Friedl, Menschenrechtsverletzung, 1998
© Bildrecht, Wien 2025

[7] Rituale des Deutschen Ordens. Für die Brüder und Schwestern vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem sowie für das Institut der Familiaren, herausgegeben von der Liturgiekommission des Deutschen Ordens im Auftrag des Hochmeisters (Wien 2010) 31, Nr. 80.

[8] Nekrologium.Martyrologium (wie Anm. 5) 18–19. Herbert Friedl, 1998, Gedenkkreuz mit weißem Winkel. Aquatintaradierung, 42,5 cm x 43 cm.

[9] Nekrologium. Martyrologium (wie Anm. 5), 238–239. Herbert Friedl, 1998, Menschenrechtsverletzung, Aquatintaradierung verbunden mit Chinesischer Collage, 9,5 x 9,5 cm. Am 10. Dezember 1948 genehmigte und verkündete die Generalversammlung der Vereinten Nationen in Paris die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Artikel 3: Jeder hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person. Artikel 4: Niemand darf in Sklaverei oder Leibeigenschaft gehalten werden; Sklaverei und Sklavenhandel sind in allen ihren Formen verboten.

[10] https://gedenkort-t4.eu/wissen/aktion-t4 [Zugriff: 28.10.2025].

auf ihrer Häftlingskleidung mit jeweils einem zugeordneten färbigen Winkel gekennzeichnet. Weiße Winkel gab es nicht. Der weiße Winkel auf diesem Kreuz steht nun dafür, dass alle Opfer, auch jene, die nicht eigens eingeordnet waren, sowie jene des Euthanasieprogramms im Gedenken eingeschlossen sind. Die Häftlingsnummer ist eine willkürliche Zahl, die Opferanzahl steht nicht wirklich fest, sie ist sehr groß und unterlag der Willkür der Peiniger. Beide Arbeiten drücken die Auffassung von Erinnerung, von Leidbewältigung und Vermeidung, von Leidwiederholung aus. Friedl zeigt keine Opfer, aber er verweist auf sie. „Das Vergessen des Bösen ist die Erlaubnis zu seiner Wiederholung", meint Friedl, und weiter: „Obwohl dieses Gedenkkreuz vordergründig unspektakulär wirkt, führt es in eine Tiefe hinein, die berührt. – Weiß und Schwarz erscheinen als Pole von Geburt und Tod, Freude und Trauer, zwischen denen sich das Leben bewegt. Für viele entflohene Häftlinge ein Weg vom Schwarz zum Nichts, für Wenige vom Schwarz zum Weiß – von der Aussichtslosigkeit zur Hoffnung."

Ein Druck – Tod des hl. Joseph (um 1725) von Johann Georg Schmidt (*1685, †1748), genannt „Wiener Schmidt" – beeindruckt wegen der dargestellten, besonderen Intimität des Sohnes mit seinem Nährvater.[11] Dieser befindet sich in der Priesterseminarkirche Linz (vormals Deutschordenskirche) und markiert im Buch den Übergang vom einführenden Teil zum eigentlichen kalendarischen Totengedenken. Ein alphabetisches Verzeichnis der Verstorbenen steht am Ende des Buches.

[11] Nekrologium.Martyrologium (wie Anm. 5) 46–48.

DAS TÄGLICHE TOTENGEDENKEN

Für einen Kalendertag ist jeweils eine Seite vorgesehen. Unter dem Tagesdatum sind das Todesjahr, der Name des bzw. der Verstorbenen und der Sterbeort angeführt. An manchen Tagen werden weitere wichtige Ereignisse aus der Geschichte des Ordens festgehalten, die für das Selbstverständnis der Gemeinschaft Bedeutung haben. Wenn Märtyrer:innen oder Glaubenszeug:innen an diesem Tag genannt werden, folgt auf der nächsten Seite die Kurzvita.

Das Nekrologium sieht mehrere Möglichkeiten für das tägliche Totengedenken in einer Hausgemeinschaft vor.

Dieses kann etwa in die Komplet oder in die Feier der Eucharistie eingebunden werden. Dazu eignet sich besonders die Vesper, da die letzte Fürbitte für die Verstorbenen vorgesehen ist. Es kann aber auch als besonderer Moment nach dem gemeinsamen Essen, in den Konventen des Ordens traditionellerweise nach dem Abendessen, stattfinden. Wo es als eigenständiges Element gefeiert wird, sind Eröffnung – Nennung der Verstorbenen – Psalm – Gebet – ggf. Ultima (Marianische Antiphon). Hervorzuheben ist ein eigener zweistimmiger Psalmton (Tonus Jacobi) und die eigens geschaffene Antiphon Eph 5,14 mit einer Melodie des Musikers Wolfgang Reisinger.

DIE BESONDEREN GEDENKTAGE MIT KURZVITA

Unter den vielen verstorbenen Brüdern (Ritterbrüder, Priester, Laienbrüder), geistlichen Schwestern sowie Familiar:innen und Wohltäter:innen des Ordens gibt es seit Beginn des 19. Jahrhunderts 33 Persönlichkeiten, von denen in einer Kurzvita berichtet wird. Nicht alle davon sind im eigentlichen Sinne Märtyrer:innen, wohl aber Zeugen des Glaubens und zugleich Opfer von Unmenschlichkeit, Hass und Menschenverachtung geworden. Solche Persönlichkeiten wurden in der Tradition der Kirche „Bekenner und Bekennerinnen" genannt. Ihnen wird über das Medium Nekrologium und tägliches Totengedenken ein Monument gesetzt, welches sie jährlich der gesamten Ordensgemeinschaft beim Gebet für die Verstorbenen neu in Erinnerung ruft. Die erstellte Kurzvita, die bei Tisch oder ggf. auch in der Lesehore vorgelesen werden kann, ermöglicht eine kompakte Vergegenwärtigung ihres Zeugnisses.

Als Beispiel einer solchen Darstellung wird der Tod von P. Gvido Krisch beschrieben, weil daraus ersichtlich wird, dass damit auch viele Informationen zu den Umständen und Hintergründen der Ermordung des Mitbruders festgehalten sind. So wird eine Lebensdarstellung auch zu einem zeitgeschichtlichen Dokument.



Abb. 6: P. Gvido Krisch OT
© Deutschordenszentralarchiv/ Ewald Volgger

P. GVIDO KRISCH OT

P. Gvido (Johann) Krisch wurde am 14. Mai 1883 in Rieg bei Gottschee (Kočevska Reka) in der Krain als Gottscheer

Deutscher geboren. Er absolvierte die Gymnasialstudien in Laibach und trat am 12. Oktober 1902 in das Noviziat ein, legte am 13. Oktober 1903 die einfachen, am 15. Oktober 1906 die feierlichen Gelübde ab. Am 15. Juli 1907 wurde er in Laibach zum Priester geweiht. Anschließend war er als Priester in Laibach tätig, dann als Kaplan in Tschernembl. Am 1. August 1918 wurde er aus gesundheitlichen Gründen durch das Priorat in Laibach in den Konvent Križanke zurückgerufen. Am 1. Januar 1932 wurde er in die Nervenanstalt von Novo Celje aufgenommen.

Nachdem die deutschen Truppen auch die slowenische Steiermark besetzten, erfolgten im Frühjahr 1941 sofort die Vorbereitungspläne für die Assimilierungsmaßnahmen, deren Ziel es war, eine gänzliche Germanisierung und Nazifizierung des Landes und aller seiner Bürger zu erreichen. Das slowenische Volk als ethnische Einheit sollte ausgelöscht werden. […] Das verwerfliche Ziel der Nationalsozialisten war die Bildung eines „rassenreinen", erbgesunden und leistungsfähigen deutschen „Volkskörpers". Man zielte darüber hinaus auf die völlige Ausschaltung der so genannten „Minderwertigen" und des „lebensunwerten Lebens" ab. Adolf Hitler gewährte Reichsleiter Bouhler und seinem Leibarzt Dr. Brandt mit dem „Gnadentoderlass", „dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann". Die Zentrale für die Organisation und Durchführung der NS-Euthanasie errichtete man in Berlin, Tiergartenstraße 4, daher auch „T4" genannt.

Im Frühjahr 1940 adaptierte man neben den ausgewählten Einrichtungen Grafeneck, Brandenburg, Pirna-Sonnenstein, Bernburg und Hadamar auch Schloss Hartheim in der Nähe von Linz in Oberösterreich zu einer Euthanasieanstalt und zur Durchführung der „Aktion T4". Die Bewohner und Bewohnerinnen sollten zu den ersten Opfern der Tötungsanstalt Hartheim werden. Der erste Transport von Mordopfern erreichte Hartheim am 20. Mai 1940. Am 9. Juni 1941 wurden aus der Nervenklinik in Novo Celje von deutschen Soldaten 357 Patienten in Bussen nach Spielberg bei Graz gebracht, von wo sie in Zügen weiter in die Nähe von Linz transportiert wurden, um schließlich

wiederum in Bussen ins Schloss Hartheim in Alkhoven bei Linz überstellt und dort gemäß dem Euthanasieprogramm und den nationalsozialistischen Theorien von der Rassenreinheit vernichtet zu werden. Es ist dokumentiert, dass auch P. Gvido Krisch diesem Transport nach Hartheim zum Opfer fiel. Er ist an den Tagen unmittelbar nach dem 9. Juni 1941 in der Gaskammer ermordet worden, seine Leiche wurde verbrannt. Am Gedenkort im Schloss Hartheim ist P. Gvido neben vielen anderen Namen angeführt. P. Gvido ist erwähnt im Verzeichnis der ermordeten Priester in Palme Mučeništva/Palme des Martyriums (Celje 1995) der slowenischen Kirche.[12]

[12] Nekrologium.Martyrologium (wie Anm. 5) 236f.

EIN FAST- UND ABSTINENZTAG IM GEDENKEN AN DIE GLAUBENSZEUGEN

Da kein eigener liturgischer Gedenktag für die Glaubenszeug:innen des Ordens möglich ist, wenngleich diese am jährlichen Totenanniversarium mitbedacht werden können, ist es der Ordensgemeinschaft ein Anliegen, dieser mit einem eigenen *Fast- und Abstinenztag im Gedenken an die Glaubenszeugen (Märtyrer:innen und Bekenner:innen) des Deutschen Ordens* zu gedenken. Dazu wurde der 26. Februar gewählt, weil am 25./26. Februar 1952 in Opava (Troppau/CZ) die Gerichtsverhandlung gegen neun Ordensschwestern und einen Familiarenpriester stattfand, die alle zu ungerechtfertigten Haftstrafen und dem Verlust der bürgerlichen Rechte verurteilte, woraufhin jahrelange Haft, Folter, Demütigungen und Psychoterror folgten. „Dieser Fast- und Abstinenztag soll die unermesslichen Leiden und den gewaltsamen Tod vieler Brüder, Schwestern und Familiaren unseres Ordens würdigen und durch Fasten und Gebet das Anliegen hochhalten, alles zu tun, damit Verbrechen gegen die Würde des Menschen und seine Freiheit vermieden und die Ausübung gesunder religiöser Überzeugungen gewährleistet seien", so lädt das Direktorium des Deutschen Ordens zur Gestaltung des Fasttages ein.

Die beiden Priester P. Benno Šetřil (†1944) und P. Emmerich Helfert (†1945), von den schlesischen Mitbrüdern, waren zum Militärdienst eingezogen worden und sind in Rumänien verschollen. Im Zuge des Forschungsprojektes ist es gelungen, über das Wehrmachtsarchiv Berlin auch zu diesen beiden Mitbrüdern Informationen zu finden und ihren

Abb. 7: P. Emmerich Helfert OT, † 1944 © Deutschordenszentralarchiv/Ewald Volgger



Verbleib zu vermerken. Auch diese als Sanitätsoffiziere tätigen Priester waren Opfer der Kriegsereignisse der totalitären Systeme geworden.

ERGEBNIS DES PROJEKTES

Im Zuge des Forschungsprojektes ist es gelungen, die bislang in der Ordensgemeinschaft vorhandenen Informationen zusammenzuführen und das Anliegen der Erinnerung zu gestalten. Die daraus entstandenen Kurzbiographien der Ordensmitglieder, deren Sterben als Martyrium bzw. besonderes Glaubenszeugnis gewertet werden kann, werden mit Interesse wahrgenommen. Mit dem Nekrologium.Martyrologium konnte über Ordensprovinzen hinweg wahrnehmbares Interesse am Schicksal der Ordensmitglieder generiert werden. Durch die besondere Gestaltung des Buches mit Ledereinband und Ordenskreuz, aber auch durch die darin eingebrachten künstlerischen Elemente sowie die gottesdienstliche Feiermöglichkeit ist ein bleibendes Werk der bewussten Erinnerungsstiftung geschaffen worden. Diese ist eingebunden in das tägliche Totengedenken, das in den Häusern des Ordens gepflegt wird. Im Gebetbuch des Deutschen Ordens wird eine eigene Andacht für die Zeugen und Zeuginnen des Glaubens geboten, was einerseits als Frucht aus diesem Projekt zu werten ist, andererseits aber ein fortwirkendes Gedächtnis ermöglicht. Der Fast- und Abstinenztag hat bei Vielen Anklang gefunden, wird aber auch von manchen als zu stark bzw. herausfordernd empfunden. In Slowenien läuft derzeit das Bemühen um die Seligsprechung von P. Ivan Salmič (*1914, †1943), einem im eigenen Dorf ermordeten Priester. Es wäre wünschenswert, wenn zu einer ausgewiesenen Märtyrergestalt die weiteren als „Gefährten" hinzugefügt werden könnten. Das Anliegen, das auch mit dem Festtag ausgesprochen wurde, konnte mit diesem Projekt Gestalt annehmen. Ein Ziel des Projektes war es, die Gefahren von Totalitarismen deutlich vor Augen zu führen.

Ewald Volgger OT studierte Philosophie und Theologie in Brixen, Wien, Oxford und Rom. Die Feierliche Profess erfolgte 1985, 1987 die Priesterweihe. Er ist seit 1993 Professor für Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie in Brixen bzw. in Linz (www.ku-linz.at). Von 2000–2015 war er Generalsekretär des Deutschen Ordens. Seit seinem Studium beschäftigt er sich mit Themen seiner Ordensgemeinschaft und ist Vorsitzender der Liturgiekommission und Moderator der Eigenrechtskommission des Ordens.
Kontakt:
ewald.volgger@deutscher-orden.at

AUF LANGE SICHT

Reflexionen zum Problem von Dauerausstellungen im klösterlichen Kontext

Andreas Gamerith

Vortrag gehalten am Vernetzungstreffen Kulturgüter am 25. März 2025 im Stift Admont.

Die Entscheidung fällt nicht leicht. Und alle musealen Institutionen sehen sich mit einem ähnlichen Problem konfrontiert: In welcher Form demonstriert man einerseits „Lebendigkeit" und regt zu wiederholten Besuchen an? Wie stellt man andererseits die wesentlichen Charaktere einer Institution/Sammlung vor und vermittelt dadurch ihre spezifischen Merkmale – ohne in den Geruch des Verstaubten, Schon-Gesehenen und Altbekannten zu geraten?

Während die Frage der Vitalität zumeist – und nicht immer vorteilhaft – mit dem Aktivismus von Sonderausstellungen beantwortet zu sein scheint, stellt die Suche nach einer Lösung für die Dauerausstellung grundlegendere Probleme. Denn der temporären Schau verzeiht man wohl eher inhaltliche oder ästhetische Schwachstellen; der „Kurzbesuch" fremder Spitzenwerke kaschiert vermeintliche Lücken im eigenen Bestand und lockt zur Gelegenheit, ein weitgereistes Original bestaunen zu können.

So fragwürdig diese (spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg gängige) Praxis der Sonderausstellungen an sich schon wäre, bedeutet sie für die Entwicklung stimmiger Dauerpräsentationen eine Gefährdung, indem das Spektakel häufig der nachhaltigen, freilich auch vermeintlich unspektakulären Auseinandersetzung mit den eigenen Beständen im wahrsten Sinne „die Show stiehlt" – finanziell und in Bezug auf die Aufmerksamkeit. Und besonders verzwickt gestaltet sich die Frage nach der Dauerpräsentation im Fall der Klöster und geistlichen Institutionen: Die prinzipielle Berührungsangst, durch ein permanentes Angebot an Exponaten und Schauräumen als Museum

abgetan zu werden, verstärkt die Sorge, als religiöse Instanz an Aktualität zu verlieren und durch die Öffnung die eigene Identität aufs Spiel zu setzen.



Abb. 1: Die historische Aufnahme der kleinen (verlorenen) Gemäldegalerie des Zwettler Zimmers in Stift Altenburg ist ein Beispiel für historische Präsentationsformen (Foto um 1911): Kunstwerk und Raum gehen eine ästhetische Symbiose ein; die einzelnen Objekte stehen in beziehungsvoller Spannung zueinander. © Stiftsarchiv Zwettl

Ein Blick in die Geschichte macht hingegen deutlich, dass diese Spannung von Verschlossenheit – *Claustrum* – und Öffnung schon sehr lange die Geschichte der Klöster begleitet. Sie erweist sich bei allen Risiken als Potenzial und nicht bloß als Preisgabe des eigenen Ideals. Der Blick zurück konfrontiert aber auch mit den Hintergründen von Erwartungen und Skepsis, die den Klöstern entgegengebracht werden. Seit Jahrhunderten.

DAS (BAROCKE) KLOSTER – EIN SCHAUOBJEKT?

Als man sich anno 1722 im Waldviertler Zisterzienserstift Zwettl zum Um- bzw. Neubau der Stiftskirche rüstete, war die Aufregung groß. Scheinbar aus einem Missverständnis heraus wurden Pläne des genialischen Barockarchitekten Giovanni Biagio Santini-Aichel (*1677, †1723) für das böhmische Kloster Plasy/Plass, die über die internationalen Kontakte des Zwettler Abtes Melchior von Zaunagg (*1667, †1747) nach Zwettl gelangt waren, mit hochfahrenden Vorhaben eines kompletten Stiftsneubaues in Verbindung gebracht. Anonym richtete daraufhin einer der Mönche an den Abt ein wutentbranntes Schreiben, in dem er ausführlich die negativen Auswirkungen einer solchen Großbaustelle schilderte – für die Innenwahrnehmung barocker Baulust und der Abneigung wider derselben ein überaus kostbares Dokument.

Unter Punkt 9 warnt das Pamphlet eindringlich vor dem Fehler, die bestehende „Pracht und Erscheinung" zu zerstören und die Traditionen des Ordens hinsichtlich des Kirchenbaues zu übergehen: *non ad pascendos seculari-*

um hominum oculos, qui quandoque non devotionis sed magis curiositatis gratiâ splendidas frequentare solent ecclesias./„Nicht zur Augenweide weltlicher Menschen, die weniger aus Andacht, denn aus Neugierde prächtige Kirchen zu besuchen pflegen." Eine harsche Kritik also am Kloster-Tourismus bereits zur Zeit des Barock?

Die in der Zwettler Quelle erkennbare Ablehnung gegenüber jenen Gästen, die abseits religiöser Bedürfnisse die Zurückgezogenheit geistlicher Häuser stören, darf nicht über den Umstand hinwegtäuschen, dass gerade die Stifte des Wiener Umlandes spätestens ab 1720 Strategien entwickelten, ihre Bibliotheken und Büchersammlungen als Mittel der Demonstration von der „Nützlichkeit der Orden" einzusetzen. Auch wenn sich die Struktur der Besucher hinsichtlich ihres gesellschaftlichen Standes, der Reisemotivationen etc. nicht generell erschließen lässt, zeigen die baulichen Interventionen im Bereich der Klosterbibliotheken deutlich die neue Forderung von Erreichbarkeit durch Außenstehende. In Gaming hatten sich die Kartäuser bereits 1722 entschieden, ihre Bibliothek zu verlegen, sodass Gäste sowohl den Büchersaal als auch das angrenzende *Musäum* bestaunen konnten. (Zudem hatten sie von einem Nebenraum aus die Möglichkeit, einen Blick auf das vorbildliche Leben von Kontemplation im Konvent zu werfen.) War im Stift Melk noch eine Änderung an den Plänen Jakob Prandtauers (*1660, †1726) notwendig gewesen, um mittels der Altane einen Besuch in der Klosterbibliothek ohne Verletzung der Klausur zu ermöglichen, errichtete Abt Melchior in Zwettl eine Bibliothek (bereits seine zweite!), die mittels Geheimtüre einen Besuch für Weltliche ermöglichte. Mag diese Geheimnistuerei auch aufgesetzt wirken und wie barocker Theaterdonner – die Dringlichkeit, die geistige Arbeit und Leistung der Mönche unter Beweis zu stellen, war bereits vor der Aufklärung offensichtlich virulent geworden. Egal, ob mittels Kupferstichansicht von arbeitenden Mönchen in der Bibliothek wie im Stift Göttweig oder durch separate Eingänge für Konvent und Gäste wie im Stift Seitenstetten (dort freilich erst in der zweiten Phase der Planung!) – die Bibliotheken, später gefolgt von den Museen, Bildergalerien oder wissenschaftlichen Kabinetten, schienen den geistlichen Häusern geeignet, Kritik am Klosterwesen aktiv zu entkräften.

GEGENBILD MAGNASCO: IMAGE DES KLOSTERLEBENS?

Der Vergleich mag problematisch sein, doch liefert der Genueser Malerstar Alessandro Magnasco (*1667, †1749), genannt Lissandrino, bemerkenswerte Hinweise für das „image" vom Klosterleben um 1700, wie es abseits der Klöster gewonnen werden konnte. Seine grotesken Schilderungen des *Religiösen* (die grimmig keinen Unterschied erkennen wollen zwischen fratzenhaften Mönchen, frommen Juden oder entrückten Quäkern) bedienen Klischees, die auf das zeitgenössische Publikum höchste Anziehung gehabt haben müssen. Die zahllosen Varianten seiner Kompositionen, vor allem aber der Umstand, dass diese anstößigen Bilder mit keinerlei Sanktion (seitens einer Zensur) belegt wurden, stellen das stumme Einverständnis mit den in ihnen konstatierten Schreckensbildern unter Beweis.

In den Gegenstücken der Stiftsgalerie von Seitenstetten „Bibliothek" und „Refektorium eines Kapuzinerklosters" entwirft der Maler ein erschütterndes Bild vom Leben hinter Klostermauern. Im Speisesaal scheint sich die „Welt", mit lebhaften Farben geschildert, nur vor den Fenstern abzuspielen: Die unheimliche Masse der Mönche, alle einander selbst physiognomisch ähnlich geworden, sind zu lehmigen Klumpen abgesunken, stumpf in ihre Mahlzeit vergraben. Im Schatten links vorne füttert ein Mönch verstohlen einen Hund – die einzige emotionale Regung im Raum. Das wie zufällig (und eben nur im Schatten) gezeigte Motiv fungiert allerdings im Bildkontext als Chiffre des Hauptproblems – denn das freundschaftliche Einvernehmen zwischen Hund und Mönch findet seine grässliche Paraphrase in der Mitte des Raumes. Hier sind Pönitenten (sind sie schuldig? sind sie unschuldig?) gezwungen, aus dem Hundenapf zu „fressen" – ohne Anteilnah-



Abb. 2: Alessandro Magnasco transportiert mit seinen Bildern fiktiver Klöster ein „image" geistlicher Häuser, das in mancherlei Hinsicht bis heute wirksam ist. Die Welt hinter Klostermauern gerät hier zu einem hermetisch abgeschlossenen Schreckensbild. Die Mönche werden zu Karikaturen einer derben, selbstbezogenen Lebensführung.
© Peter Böttcher – Allhartsberg

me, ohne Regung verfolgt der Obere von seinem Tisch aus die Verzweiflung der Gedemütigten. Der stumme Dialog zwischen dem Bestraften mit den ausgebreiteten Armen und dem Gekreuzigten an der Wand macht klar, dass sich hier letztendlich die Bestialität der Leidensgeschichte Jesu wiederholt: Das Kloster ist nicht der Ort, in dem die Seelen zu Frömmigkeit ermuntert werden, es ist der Ort, an dem sich die Leiden Gottes wiederholen und wiederholen.

Noch ein zweites Motiv durchbricht die entsetzliche Monotonie: der blasse Jüngling am Tisch der Oberen, der vielleicht soeben dem Konvent zur Erziehung anvertraut worden ist. Mit ihm findet sich das Himmelsblau der Welt draußen inmitten der lehmigen Töne wieder; und der Betrachter mag nur still hoffen, dass das lockige Knäblein nicht verdammt sein soll, zur Mönchsbestie zu degenerieren.

Das Gegenstück, die „Bibliothek", zeichnet ebenfalls kein freundliches Bild. Die Fensternischen, die im Refektorium lichte Ausblicke in die Welt verhießen, sind verrammelt mit Bücherregalen – wenngleich diese Wälzer in ihrer eintönigen Erscheinung und der schütteren Aufstellung ein trauriges Bild des vorhandenen Wissensschatzes entwerfen. Es wird hier auch nicht gelesen; es scheint, dass der Rhetor links (ein wahrer Mephistopheles!) diktiert: obskure Weisheiten, die – streng überwacht vom *Bibliothecarius* in der Mitte – von allen Anwesenden stumpfsinnig niedergeschrieben werden. Dabei herrscht keine Ordnung, es wird gelümmelt, und mechanisch wiederholt sich dieselbe abgedroschene Weisheit in den soeben hingekritzelten Manuskripten. Der misstrauische Blick des Aufsehers, den man ungeduldig am Pult zu klopfen hören meint, bildet das Zentrum dieses Ortes, der keinen Platz bietet für Weisheit und an dem Landkarten den Blick auf die Welt zu ersetzen haben. Das Kreuz über dem Greis ist (im Gegensatz zum Re-



Abb. 3: Refektorium (Speisesaal) und Bibliothek eines Klosters werden in den beiden Gemälden der Seitenstettener Stiftsgalerie in schaurigen Tönen beschrieben. Gerade die Verschlossenheit, Verbarrikadierung gegen die Außenwelt und der Eindruck von Unproduktivität sind bis heute Vorwürfe gegenüber klösterlichem Leben.
© Peter Böttcher – Allhartsberg

fektorium) leer; an die Stelle des Erlösers ist die Überwachungsmacht des finsteren Mönchs getreten. Gott sucht man hier vergeblich.

Lissandrino übertreibt natürlich hemmungslos. Sein Bild vom Sinistren, Finsteren, Weltverschlossenen, Rückwärtsgewandten, Ekeligen und Müßiggängerischen, Unnützen und Sinnentleerten treibt die Ablehnung gegenüber dem Klosterleben auf eine perfide Spitze. Doch was hat das alles mit dem Thema „Dauerausstellung" zu tun?

KLOSTERSAMMLUNGEN, DAUERHAFT PRÄSENTIERT

Letztendlich ist es in den vergangenen 300 Jahren nicht gelungen, diese Skepsis am Klosterwesen dauerhaft zu entkräften – gerade Zeiten religiöser Reserviertheit standen und stehen geistlichen Institutionen nicht selten ablehnend gegenüber. Die Leistungen der Orden in der Gesellschaft wurden und werden dabei reduziert auf den kulturellen Aspekt, wobei die Verantwortung und Verdienste um Kulturgüter entkräftet erscheinen durch Vorwürfe unrechtmäßiger bzw. feudaler Aneignung.

Die Gestaltung langfristiger Präsentationen in Klöstern muss deshalb – meiner Überzeugung nach – nicht nur musealen Maßstäben folgen, bei denen das Objekt ästhetisch „optimal" präsentiert werden soll, während Informationen, die über den historischen oder kunsthistorischen Wert hinausgehen, fehlen. Denn was die Sammlungsbestände der geistlichen Häuser auszeichnet ist *Persönlichkeit*. Und es waren zumeist ausgesprochen faszinierende Persönlichkeiten, die die Geschichte und gerade die Sammlungsgeschichte der geistlichen Häuser maßgeblich geformt haben. Und gerade die sympathischsten Bestände sind es, die der Leidenschaft und dem persönlichen Einsatz (und quasi nie den uneingeschränkten finanziellen Möglichkeiten!) von Sammlerindividuen der Vergangenheit zu verdanken sind.

Dieses Panorama – die Bandbreite an Interessen und Passionen, die in den Klostersammlungen ablesbar wird – sollte also im Hinblick auf eine „Dauerausstellung" im Fokus stehen; dass neben hehrer Kunst auch das Kuriose seinen Platz finden soll/muss, ist weniger dem billigen Effekt geschuldet als dem Bewusstsein um die schillernde

Vielfalt geistiger Auseinandersetzung im geschützten, geschlossenen Raum des Klosters.

Drei Beispiele für Präsentationsansätze sehr unterschiedlicher Sammlungsprofile (realisiert zwischen 2014 und 2023 für die Klöster Zwettl, Altenburg und Kremsmünster) sollen an dieser Stelle Optionen aufzeigen, wie Gästen der Charakter einer klösterlichen Sammlung nähergebracht werden kann – auch vor dem Hintergrund, deren immaterielle Qualitäten zum Ausdruck zu bringen.

DIE KUNSTKAMMER IM STIFT KREMSMÜNSTER



Abb. 4: In der Neuaufstellung der Kunstkammer im Stift Kremsmünster wurde bewusst auf eine Wiederverwendung der historischen Schaukästen verzichtet. Mit der Kombination von plastischen Objekten, virtuosem Kunsthandwerk und Zentralwerken der Gemäldegalerie soll den Gästen ein Panorama der Sammlung vermittelt werden.
© Andreas Gamerith

Zu den traditionsreichsten Klostersammlungen Österreichs zählt der Bestand an Kunstobjekten des oberösterreichischen Benediktinerstiftes Kremsmünster. Seit dem 17. Jahrhundert wurden hier Artefakte hinsichtlich ihrer künstlerischen Bedeutung gezielt erworben. Zusätzlich setzte das Kloster mit der Mitte des 18. Jahrhunderts errichteten Sternwarte einen vitalen Beitrag in puncto seiner Wissenschaftskultur. Obwohl sich historische Möbel der Kunstsammlung aus der Zeit ihrer Unterbringung im „Astronomischen Turm" erhalten haben, konnten diese aus baulichen Gründen nicht in die neue „Kunstkammer" übernommen werden – ein Umstand, der in Bezug auf die Präsentation nur bedingt als Nachteil zu werten war.

Ihre letzte Neuaufstellung hatte die „Kunstkammer" wie auch der gesamte Galeriebereich 1977 im Rahmen des 1200-jährigen Jubiläums von Kremsmünster erhalten. Damals wurde der Versuch unternommen, ein veritables „kunsthistorisches Museum" zu etablieren – ein Anspruch, dem schließlich auch gewisse Eigenheiten der Kremsmünsterer Sammlung geopfert wurden. Um ein homogenes Bild von „Kunst- und

Wunderkammer“ in der Tradition der Renaissance zu erzielen, wurden beim Bilderbestand vorrangig Gemälde ausgewählt, die kunsthistorischen Ansprüchen von Wert und Bedeutung nachkommen konnten. Die unzähligen religiösen Bilder wurden hingegen in ein Depot ausgelagert. Ihren Stellenwert als religiöse Galerie, deren Gemälde anhand von Kopien wertvoller Originale auch der Schulung und (Geschmacks-)Bildung dienten, büßte die Sammlung dadurch quasi völlig ein. Ebenfalls nicht ablesbar in der Fassung von 1977 war die bedeutungsvolle Sammlungsgeschichte des 19. Jahrhunderts: Nicht wenige der prominenten historischen Exponate (wie etwa Hans von Aachens (*1552, †1615) „Beweinung Christi“) kamen nämlich erst durch die Bemühungen kunstinteressierter Patres nach 1850 in die Sammlung. Die Vielzahl der dem Kloster gewidmeten Kunstobjekte aus dieser Zeit beweist die Verankerung und Wertschätzung des Klosters in seiner Umwelt.



Abb. 5: Die Kombination in den einzelnen „Zellen“ der modernen Vitrine erfolgte mitunter assoziativ – und medial nicht „sortenrein“: Warum nicht Gemälde von Vögeln (Jan van Kessel) kombinieren mit einem prachtvollen Straußeneipokal? Die unterschiedlichen Hintergrundfarben untermalen die optische Entdeckungsreise. © Andreas Gamerith

„Äußerlich“ wurde versucht, die Bedeutung und vor allem die Vielfalt der Kremsmünsterer Sammlung durch mehrere Gestaltungsmittel zu transportieren: Eine Ebene auf „Kinderhöhe“ zeigt bewusst den jüngsten Besucher:innen Objekte, die eher humorvoll oder kurios erscheinen. Dem Bedürfnis des „Entdeckens“ und „Angreifens“ (das auch Erwachsenen erhalten bleibt) wurde durch Laden und Türen im Sockelbereich Tribut gezollt; hier ist es ohne eigenes Zutun nicht möglich, das im Schrank Verborgene zu sehen. Unterschiedliche Hintergrundfarben in der analog zu einem Setzkasten konzipierten Vitrine sollen die Verschiedenheit der Artefakte unterstreichen, die Fertigung in Nussholz wird als Reverenz gegenüber den historischen Schaukästen verstanden. Sitzgelegenheiten mit guter Sichtmöglichkeit (keine Selbstverständlichkeit!) wurden bewusst in modernen Formen gewählt und dürfen als Geste der Aufmerksamkeit verstanden werden.

„Innerlich“ wurde der Versuch unternommen, den Objekten und ihrer „Ver-Sammlung“ eine Art geistliches Konzept zu geben, das die inhaltliche Bedeutung solcher Kunstobjekte für eine geistliche Gemeinschaft und deren Tradition ins Bewusstsein rückt. Ausgehend vom Bild des segnenden Salvator wird eine Vitrine unter das Motto „Weinen und Lachen“ (nach der antiken Ideenwelt von Heraklit und Demokrit) gestellt, während die andere vom Weltgerichts-Triptychon Rottenhammers (Johannes Rottenhammer d. Ä.; *1564, †1625) dominiert wird: „Wenn wir – vielleicht angeregt von den staunenswerten Dingen, die die Wunderkammer aufzuwarten hat – erkennen, woraus die Welt gemacht ist, aus Lachen und aus Weinen, erkennen wir vielleicht auch, wie wir aus dieser Welt ein Paradies schaffen können: durch Achtsamkeit gegenüber dem geringsten unserer Brüder, der geringsten unserer Schwestern, durch Freundschaft, durch Liebe.“



Abb. 6: Auch für Kurioses darf Platz sein! Immerhin sind es oft die ausgefallenen Stücke, welche die Faszination am Sammeln über die Jahrhunderte hinweg für Besucher:innen des 21. Jahrhunderts nachvollziehbar machen. Erläuterungen zu den Objekten erfolgen durch die Kunstvermittler:innen bzw. durch beiliegende Broschüren.
© Andreas Gamerith

DIE SAMMLUNG ARNOLD IM STIFT ALTENBURG

Im Jahr 2017 erhielt das Waldviertler Benediktinerstift Altenburg eine ausgesprochen großzügige Schenkung: Das Ehepaar Herta und Konrad Arnold überließ dem Kloster ihre in Jahrzehnten liebevoll zusammengestellte Sammlung an Barockgemälden, deren Schöpfer vorrangig aus einem süddeutschen und Tiroler Kontext stammten. Da das Stift im Zug der Wirren des Zweiten Weltkrieges den überwiegenden Teil seiner historischen Sammlungen verloren hatte (Schätzungen gehen von ca. 70 % des Inventars aus!), bedeutete diese Schenkung durch das Ehepaar Arnold das Schließen einer historischen Wunde. Der oft unterschätzten Bedeutung des Stiftes Altenburg, das unter Abt Placidus Much (*1685, †1756) zu einer der raffiniertesten „Bildermaschinen“ seiner Zeit ausgebaut wurde, kommt die didaktische Möglichkeit,

Skizzen und Entwürfe barocker Meister mit ihren monumentalen Deckengemälden zu konfrontieren, außerordentlich entgegen.

Für die Neuhängung des beträchtlichen Gemäldebestandes wurden zwei der ehemaligen Kaiserzimmer ausgesucht, die beidseitig das recht ungewöhnliche „Phaeton-Kabinett" flankieren. Zum Schutz der Wände, die wohl 1818 im Zug der Jubiläumsfeierlichkeiten des damaligen Abtes Berthold Reisinger (*1738, †1820) mit klassizistischen Wandmalereien geschmückt wurden (die man ihrerseits später vollständig übertünchte), wurde das System einer Wandvertäfelung gewählt. Die von schwarzen Holzleisten gerahmten Paneele aus blau bzw. grün geölten Weichholzschichtplatten sind eine Reverenz gegenüber historischen Hängesystemen, wie sie im Stift Altenburg fotografisch dokumentiert sind; mit einem Effekt, der an *Moiré*-Bespannungen erinnert, unterstreicht die Hängefläche die Kostbarkeit der Objekte und hebt das Kolorit der Gemälde. (Nota bene: Weiße Hintergründe würden die gealterten Farbwerte als stark gegilbt hervorheben.) Auf Beschriftungen wurde – wie auch im Stift Kremsmünster – verzichtet; Informationen werden durch frei zur Entnahme aufliegende Hängepläne vermittelt (die nebenbei und in kurzer Form generelle Fragen zur Barockmalerei behandeln: Wie schwer ist ein Gemälde? Warum sind Barockbilder so „dunkel"? Etc.). Bereitgestellte Zeichenblätter und Stifte ermutigen, wie auch an anderen Stellen im Stift Altenburg, zum „Sehen mit der Hand". Eine überaus bequeme Bank (zum wohligen Versinken) ist eine Einladung an die Gäste, sich auch abseits des Kunstgenusses Zeit in diesem wunderbaren Ambiente zu gönnen.

DAS SCHAUDEPOT IM STIFT ZWETTL

Bereits 2014 wurde mit Unterstützung des Museumsmanagements Niederösterreich die Idee eines „Schaudepots" im Stift Zwettl umgesetzt. Im lange Zeit vernachlässigten Oratorium der Stiftskirche, einer Raumfolge, die Kirche und Prälatur verbindet, wurden Objekte der barocken Kunstsammlung an ihren einstigen Präsentationsort rückgeführt; bereits beim Bau des Westteils der Klosterkirche in den 1720ern hatte sich hier die äbtliche (Privat-)

Sammlung befunden. Das Schaudepot befindet sich nicht im für die Gäste allgemein geöffneten Bereich, sondern ist im Rahmen von Spezialführungen zu besichtigen. In der Möblierung konnte teilweise auf die originalen Möbel zurückgegriffen werden, die allerdings durch Beleuchtung etc. modernen Erwartungen an museale Präsentationen angeglichen wurden.

Bei den Zwettler Exponaten war ein Problem in besonderer Weise herausfordernd. Abt Melchior von Zaunagg, der mit seiner Sammeltätigkeit den Grundstock der späteren Sammlungen anlegte, erwarb – oft auch gezielt – Kunstwerke, die das Thema des Schmerzes auf dem Feld religiöser Ikonografie behandelten. Sujets der *Mater dolorosa*, der *Sieben Schmerzen Mariens* oder des *Ecce homo* finden sich in auffälliger Häufigkeit, sind in ihrer barocken Explizität allerdings auch schwer verständlich: die Kombination von sakraler Thematik und Erfahrung körperlicher und seelischer Versehrtheit läuft Gefahr, bei zeitgenössischen Betrachter:innen mitunter Desinteresse bis Ablehnung hervorzurufen.

Als gestalterischer Vermittlungsversuch wurden kleine, mit Marmorpapier überzogene Paravents in den Schaukasten integriert, die den Objekten einen eigenen Raum

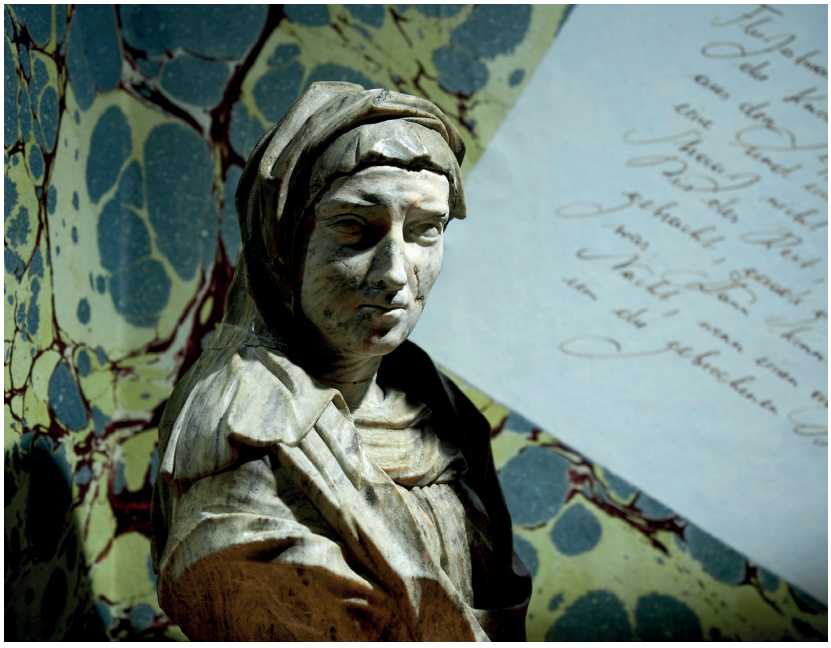


Abb. 7: Im Schaudepot des Stiftes Zwettl konnte zumindest einer der historischen Kästen wieder für die Präsentation von Kunstwerken genutzt werden. Bewusst wurde eine frontale Verglasung gewählt, die – wie hier beispielsweise durch kleine Paravents mit handgeschriebenen Gedichten – wider Erwarten die Plastizität steigert.
© Andreas Gamerith

eröffnen. Zusätzlich wurden Gedichte Rilkes in handschriftlicher Form auf diese Trennwände geklebt. Sie illustrieren weder den religiösen noch inhaltlichen Gehalt der Skulpturen im engeren Sinn, sondern bieten Anstoß zu freierer Assoziation: Was bedeutet Schmerz? Was bedeutet die Erfahrung von Tod, Verlust etc.?

RESÜMEE

Allen drei Formen von langfristigen Präsentationen im klösterlichen Kontext gemeinsam ist ein Anknüpfen an die Tradition monastischer Gastfreundschaft: Sitzgelegenheiten, um miteinander ins Gespräch zu kommen (über das Gesehene hinaus), Informationen, die teilweise auch zum späteren (Wieder-)Lesen mitgenommen werden können. Digitale Formen der Vermittlung wurden nicht einbezogen – in der Welt der Klöster und ihrer Traditionen stellt die persönliche und/oder analoge Vermittlung wohl die adäquateste Form der Kontaktaufnahme mit dem Gast dar.

Die wohlwollende Freundlichkeit gegenüber dem Gast, die sich in der persönlichen Begegnung (und sei es nur via Kunstvermittler:in als Stellvertreter:in der klösterlichen Gemeinschaft) bis hin zur eleganten, unaufdringlichen ästhetischen Gestaltung äußert, darf sich durchaus in der Tradition der klösterlichen Gastfreundschaft sehen, die der hl. Benedikt beschreibt, deren Antrieb „dienstbereite Liebe“ (officium caritatis, RB 53,3) sein soll. Und wer weiß, mit welchen Gedanken derjenige/diejenige das Kloster verlässt, der/die „der Augenweide wegen“ gekommen ist?

Andreas Gamerith ist promovierter Kunsthistoriker. Sein Studium absolvierte er in Wien und Rom. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, insbesondere mit dem Schwerpunkt auf der Malerei des Barock, gilt sein besonderes Interesse historischen Maltechniken. Im Zentrum seiner Arbeit steht die Symbiose aus historischem Bestand und zeitgenössischer künstlerischer Intervention. Gamerith ist als Bibliothekar und Archivar im Zisterzienserstift Zwettl und darüber hinaus als Ausstellungskurator in mehreren österreichischen Stiften tätig.
Kontakt: bibliothek@stift-zwettl.at

ZWISCHEN ANPASSUNG UND WIDERSTAND

Ordensarchive als Gedächtnis gegen das Vergessen

Karin Mayer

Dieser Beitrag gibt eine Zusammenfassung von Werkstattberichten wieder, die bei der Jahrestagung der ARGE Ordensarchive am 6. Mai 2025 in Linz gehalten wurden.

Die Geschichte von Ordensgemeinschaften im Nationalsozialismus wird bis heute in einem kontinuierlichen und facettenreichen Prozess aufgearbeitet. Die folgende Zusammenstellung enthält sechs Kurzberichte, die unterschiedliche Perspektiven und Zugänge zu diesem Thema eröffnen. Es handelt sich dabei um Einblicke in bereits vorliegende Forschungsarbeiten, Einzelbiografien, Mitteilungen über Initiativen aus den Ordensarchiven sowie Denkanstöße zu bislang unerforschten Aspekten.

Diese Beiträge spiegeln nicht nur den aktuellen Wissensstand wider, sondern machen auch sichtbar, wie unterschiedlich die persönlichen und institutionellen Zugänge zur historischen Aufarbeitung innerhalb der Ordensgemeinschaften sind. Manche Berichte basieren auf langjähriger Forschungsarbeit, andere auf ersten Annäherungen, Fragen oder Desideraten, die zukünftige Forschungen anstoßen könnten. Dabei zeigt sich deutlich: Zeitzeuginnen und -zeugen stehen nur noch vereinzelt zur Verfügung, und ihre Aussagen sind oftmals durch subjektive Wahrnehmungen und lebensgeschichtliche Prägungen beeinflusst.

Dennoch – oder gerade deshalb – sind alle hier versammelten Berichte wertvolle Mosaiksteine im größeren Bild der Ordens- und Kulturgeschichte. Die Einblicke in das Wirken der Orden während des NS-Regimes verdeutlichen auch deren Vielfalt und Komplexität. Gemeinsam ist allen Beiträgen der Charakter eines *work in progress* – einer suchenden, offenen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte – im Spannungsfeld zwischen Erinnerung, Forschung und Verantwortung.

KARMELITEN: DIE DOKTORARBEIT VON P. RAIMUND BRUDERHOFER OCD

Im Bericht von Historiker P. Peter Maria Pendl OCD wurde die Doktorarbeit von P. Raimund Bruderhofer OCD (*1944, †2011) vorgestellt, die sich der Geschichte der drei Karmelniederlassungen in Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus widmet.[1] Mit umfangreicher Archivarbeit untersuchte P. Raimund das Schicksal des Karmelitenklosters in Linz (Landstraße), des Karmelitinnenklosters in Linz (Langgasse) und des inzwischen aufgelassenen Karmelitinnenklosters in Gmunden.[2] Seine Forschung zeigt deutlich: Auch der Orden der Karmeliten blieb nicht verschont von der kirchenfeindlichen Haltung des NS-Regimes. Alle drei Klöster waren von Aufhebung bedroht, es kam jedoch „nur" zu weitreichenden Beschlagnahmungen und schweren Schäden. Im Brüderkonvent in Linz wurden bereits 1938 zahlreiche Räume durch NS-Dienststellen besetzt, unter anderem durch das Brückenamt und den Reichsluftschutz. Nach dem Krieg dauerte es bis 1963, ehe das Konventgebäude vollständig an den Orden zurückgegeben wurde. Auch die Linzer Karmelitinnen mussten die Einquartierung von Kommandostellen hinnehmen. Beide Klöster erlitten Bombentreffer, im zerstörten Luftschutzkeller des Karmelitinnenklosters kamen dadurch tragischerweise 40 Menschen ums Leben.[3]

Die seelsorgliche Tätigkeit der Karmeliten stand unter ständiger Beobachtung der Gestapo. Das Ordensjuvenat „Kollegium Teresianum" wurde aufgelöst, junge Berufungen blieben aus: Nur fünf von sechzehn Novizen und Klerikern erreichten das Ziel der Priesterweihe.

Das Einzelschicksal von P. Paulus Wörndl OCD (*1894, †1944) steht in der Doktorarbeit von P. Raimund exemplarisch für die Repression religiösen Lebens unter dem NS-Regime. Wörndl war Schüler im Internat der Ordensschule in Linz und hat dort wohl seine Berufung erlebt. 1914 legte er seine zeitlichen Gelübde ab, 1919 erfolgte die Priesterweihe. Ab 1925 war er in der neuen Niederlassung der Karmeliten in St. Pölten (NÖ) als engagierter Seelsorger und Jugendarbeiter tätig. Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten war er Ziel von Bespitzelungen. Mehrfach wurde er verhaftet und schließ-

[1] Raimund BRUDERHOFER, Die Niederlassungen des Karmelitenordens in Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus, Linz 1980. Im Anhang der Doktorarbeit befindet sich die Biografie von P. Paulus Wörndl OCD; sie wurde auch hier veröffentlicht: Rudolf ZINNHOBLER, Das Bistum im Dritten Reich, Linz 1979.

[2] https://www.ordensgemeinschaften.at/portal/ordenswiki/address/564.html [Zugriff: 26.07.2025].

[3] Durch einen Bombentreffer wurde die Klosterkirche komplett zerstört, deren Neuerrichtung in den 1960er Jahren erfolgte.

lich mit Gauverbot belegt. Zurück in Linz, hielt er Briefkontakt mit dem Widerstandskämpfer Friedrich Leinböck-Winter (*1920, †1943),[4] im Verlauf dessen er unter anderem schrieb: *Möge die Zeit nicht ferne sein, in der Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit triumphieren über die gemeine Lüge samt Anfang.*[5] Es folgte die Inhaftierung und Überstellung nach Berlin, begleitet von Hunger und schweren Misshandlungen. Der Vorwurf des Hochverrats führte zur Todesstrafe. Bis zuletzt bewahrte sich P. Paulus seine innere Stärke und seinen Glauben. In einem Abschiedsbrief an seine Mutter aus dem Zuchthaus Brandenburg schrieb er: *Alles wollen wir Gott anheimstellen, nichts geschieht ohne seinen Willen. Der Mensch des Gottvertrauens hat keine Angst um Gut und Leben, und das ist die Höhe, auf die uns Christus bringen will: das frohe Leben aus Gott.*[6] Das Todesurteil wurde am 26. Juni 1944 vollstreckt.

[4] https://www.doew.at/erinnern/fotos-und-dokumente/1938-1945/aufrechterhaltung-der-manneszucht/friedrich-leinboeck-winter-1920-1943 [Zugriff: 26.07.2025].

[5] BRUDERHOFER, Niederlassungen (wie Anm. 1), 217a–217b.

[6] BRUDERHOFER, Niederlassungen (wie Anm. 1), 221.



Abb. 1: Gedenktafel zu Paulus Wörndl, an der Pfarrkirche hl. Josef in St. Pölten © Wikimedia Commons (CC BY SA 4.0) /Anton kurt

FRANZISKANER IM DRITTEN REICH
Von Opfern und Sympathisanten

Die gegenwärtige Franziskanerprovinz Austria, die Klöster in Österreich und Südtirol umfasst, besteht in ihrer heutigen Form erst seit dem Jahr 2007.[7] Während der Zeit des Nationalsozialismus war diese in drei eigenständige Provinzen gegliedert: die Tiroler Franziskanerprovinz (Sitz in Innsbruck bzw. Hall), die Österreichische Franziskanerprovinz (Sitz in Wien) sowie die Bozener Franziskanerprovinz (Sitz in Bozen).

P. Oliver Ruggenthaler OFM berichtet, dass für die Tiroler Franziskanerprovinz ein wesentlicher Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Zeit durch die 1999 veröffentlichte Publikation des Historikers Richard Lipp vorliegt. Dieser verfasste den dritten Band der Geschichte der Tiroler Franziskanerprovinz (1938–1945) im Auftrag des damaligen Provinzials P. Wolfgang Heiß OFM (*1935, †2023).[8] Laut Lipp waren insgesamt etwa 120 Ordensmitglieder Repressalien ausgesetzt – von Diffamierung über Haft und KZ bis hin zu Tötung. Lipp stützte sich hauptsächlich auf die Hauschroniken[9] und Interviews mit Zeitzeugen. P. Oliver Ruggenthaler gibt zu bedenken, dass die Auskünfte der befragten Brüder häufig auf das Notwendigste beschränkt waren, sodass die Studie aus ordensinterner Perspektive

[7] Zur ordensgeschichtlichen Entwicklung siehe auch: https://franziskaner.at/ordensgeschichte/ [Zugriff: 30.09.2025].

[8] Richard LIPP, Die Jahre 1938 bis 1945, Geschichte der Tiroler Franziskanerprovinz, Bd. 3, hg. von P. Wolfgang HEIß OFM, Grünbach 1999.

[9] Die Hauschroniken sind sehr allgemein verfasst, auch unter dem Aspekt, dass diese beschlagnahmt werden konnten.

nicht als umfassend angesehen werden kann. Lipp kommt zu dem Schluss, dass es in der Tiroler Provinz während der NS-Zeit keine Mitbrüder gegeben habe, die als Mitläufer des Nationalsozialismus bezeichnet werden könnten. Zugleich konstatiert er auch das Fehlen eines aktiven Widerstandes – mit Ausnahme von P. Zyrill Fischer OFM (*1892, †1945).[10] P. Oliver schätzt diese Conclusio kritisch ein und plädiert für eine breitere Kontextualisierung, die auch die Jahre unter dem austrofaschistischen Regime Dollfuß' und die Zeit nach 1945 einbezieht. Darüber hinaus verweist er auf die sogenannten „Schattenchroniken" – private Aufzeichnungen einzelner Brüder, die bislang in der Forschung kaum berücksichtigt wurden.[11] So dokumentierte etwa P. Gerold Fussenegger OFM (*1901, †1965) detailliert die Ereignisse in der Stadt Schwaz (Tirol), ausdrücklich mit dem Ziel, die erlittenen Repressionen festzuhalten.

Auch die Nekrologe des 20. Jahrhunderts stellen eine bislang unzureichend ausgewertete Quelle dar. Aus ihnen gehen Opfer innerhalb des Ordens hervor – unter anderem durch Euthanasie im Institut Hartheim (OÖ) oder durch Inhaftierung im Konzentrationslager Dachau (DE). Allein die Tiroler Provinz verzeichnet rund 50 Gefallene und Vermisste. In der heutigen Zeit werden am 3. November, dem Gedenktag Allerheiligen/Allerseelen des seraphischen Ordens, ihre Namen traditionell verlesen – allerdings meist nur mit knappen Angaben zu Namen und Sterbeort (etwa Hartheim, Dachau, Berlin etc.). Eine tiefergehende Aufarbeitung erfolgte noch nicht und stellt ein Desiderat dar.

Für die Österreichische (Wiener) Franziskanerprovinz liegt eine Diplomarbeit von P. Gottfried Wegleitner OFM (*1972, †2018) aus dem Jahr 1998 vor.[12] Er beleuchtet darin den Nationalsozialismus durch die exemplarischen Rollen von P. Angelus Steinwender OFM (*1895, †1945) und P. Kapistran Pieller OFM (*1891, †1945). Beide waren im Widerstand zwar nicht aktiv, aber mitbeteiligt, indem sie unter anderem Papier für regimekritische Druckschriften zur Verfügung stellten und deren Herstellung im Kloster duldeten. Der Fall P. Zyrill Fischer OFM wurde von P. Stefan Kitzmüller OFM im Rahmen persönlicher Recherchen weiter untersucht. Gegenteilige Positionen finden

[10] Siehe dazu: Stefan KITZMÜLLER OFM, Widerstand im Wort. Der Franziskaner P. Zyrill Fischer und sein Kampf gegen den Nationalsozialismus, in: Jahresbericht Franziskanergymnasium Bozen, o. O. 2011/12, 1–26. Siehe auch: https://www.franziskanergymnasium.it/_Resources/Persistent/7822f72d6fad2acc9ff2a1ab77d6d38f0ce15103/JAHRESBERICHT20112012.pdf [Zugriff: 31.07.2025].

[11] Die „Schattenchroniken" sind überwiegend in altgriechischen Buchstaben geschrieben, zum Teil in Latein, zum Teil in Gabelsberger Kurzschrift.

[12] (P. Gottfried) Thomas WEGLEITNER, Franziskaner und Nationalsozialismus: zwei Beispiele bewußter Gegnerschaft zum NS-Regime. Diplomarbeit der fachtheologischen Studienrichtung, eingereicht an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, Wien 1998.

sich ebenfalls: P. Hartmann Staudacher OFM (*1901, †1975) stand seit der Mitte der 1930er Jahre der NSDAP nahe.

Für die Bozener Franziskanerprovinz fehlt bislang eine wissenschaftliche Aufarbeitung. Bekannt ist, dass das Franziskanergymnasium in Bozen während des Nationalsozialismus als „Bollwerk" des Deutschtums galt. Innerhalb der Provinz existierten ideologische Spannungen: Während einige Brüder Affinitäten zum nationalsozialistischen Deutschland hegten – im Sinne einer Revision der „Südtirolfrage"[13] – sympathisierten andere, etwa Brüder rätoromanischer Herkunft, mit dem italienischen Faschismus.

Ein besonders heikler Aspekt ist die vorübergehende Unterbringung des flüchtigen Adolf Eichmann (*1906, †1962)[14] im Jahr 1950 im Kloster Bozen, was auf ein, auch nach Ende des NS-Regimes weiterhin bestehendes, Netz an Kontakten hindeutet.

Die bisherigen Forschungen zu den drei Provinzen sind fragmentarisch und nicht miteinander verknüpft. Viele Quellen – etwa persönliche Aufzeichnungen, Chroniken einzelner Konvente, Nachlässe oder Nekrologe – sind bisher nicht systematisch erschlossen. Auch die Frage, wie unter anderem künstlerisch tätige Ordensmitglieder zur Sicherung von Klöstern und Konventen beigetragen haben, verdient Beachtung. Laut P. Oliver Ruggenthaler

[13] Die „Südtirolfrage" betrifft den politischen Konflikt um die Zugehörigkeit und Autonomie der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols, das 1919 von Österreich an Italien fiel.

[14] https://www.dhm.de/lemo/biografie/adolf-eichmann [Zugriff: 06.08.2025].



Abb. 2: Die Absiedelung des Salzburger Franziskanerklosters am 13.10.1938
© Stadtarchiv Salzburg/ Fotoarchiv Franz Krieger

sei die Zeit nun reif, um ein umfassenderes Forschungsprojekt zu beginnen, das die unterschiedlichen Erfahrungen und Haltungen der Franziskanerprovinzen in Österreich und Südtirol während der NS-Zeit und darüber hinaus vergleichend in den Blick nimmt.

URSULINEN: DIE GEHEIMSCHULE IM NATIONALSOZIALISTISCHEN WIEN

Mit dem „Anschluss" Österreichs an das Dritte Reich im Jahr 1938 wurde die Bildungsarbeit konfessioneller Einrichtungen radikal eingeschränkt.[15] Auch die traditionsreiche Mädchenschule der Ursulinen in der Johannesgasse, im ersten Wiener Gemeindebezirk, musste geschlossen werden. Die neuen Machthaber gestatteten keine eigenständige religiöse Bildung mehr, die Kontrolle über Erziehung und Unterricht sollte vollständig dem Staat unterliegen.

Die Historikerin und Archivarin Nora Pärr berichtet, dass sich die Ordensfrauen um Sr. Mater Lucia Vecerka OSU („Mater Hofrat"; *1882, †1971) still, aber entschlossen über dieses Verbot hinwegsetzten und im Verborgenen in einer Geheimschule weiter unterrichteten – trotz der unmittelbaren Nähe zur Luftwaffenfachschule, die im beschlagnahmten Kloster untergebracht war. Sr. Mater Lucia, promovierte Psychologin, Schülerin der Entwicklungspsychologin Charlotte Bühler (*1893, †1974), war eine moderne Pädagogin, die neue Ansätze der Mädchenbildung in Theorie und Praxis umzusetzen wusste. Sie war bis zum Jahr 1938 Direktorin des Ursulinenrealgymnasiums und der Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien. Nach der Schulschließung dokumentierte sie ihre Verzweiflung, aber auch ihren Entschluss für eine Geheimschule in ihren persönlichen Aufzeichnungen. Gemeinsam mit ihren Mitschwestern organisierte Mater Lucia heimlichen Unterricht – zunächst nur für ehemalige Schülerinnen, bald aber für eine heterogene Schüler:innenschar: Mädchen und Knaben, „Arier" und „Nicht-Arier", Kinder von NS-Parteimitgliedern, von KZ-Häftlingen, aus dem Adel sowie aus ärmsten Verhältnissen. Dieses breite Spektrum entsprach genau dem inklusiven Bildungsideal des Ursulinenordens, der seit der Gründung durch die hl. Angela Merici (*1471, †1540) im 16. Jahrhundert die Wür-

[15] Nora PÄRR–Christine MANN, 1660 Gesellschaft der heiligen Ursula. Die Ursulinen, in: Christine MANN–Erwin MANN (Hg.), Die Wiener konfessionellen Schulen und ihr Schicksal 1938–1945. Eine Bestandsaufnahme der katholischen, evangelischen und jüdischen Privatschulen, Wien 2021, 190–218.

de und Einzigartigkeit jedes Menschen in den Mittelpunkt stellt.

Der Unterricht der Geheimschule der Ursulinen fand in drei bis vier verbliebenen Räumen im Kloster statt, zusätzlich wurde eine Wohnung in der nahe gelegenen Annagasse genutzt. Dort versteckte eine ehemalige Schülerin des Ordens, Anna Mathä (*1906, †1991), bis Kriegsende drei jüdische Kinder. Auch sie hatte Psychologie studiert und stand offenbar im Austausch mit Mater Lucia.

Die Bedrohung war allgegenwärtig: Im selben Gebäude war eine Luftwaffenfachschule eingerichtet, der Großteil des Klosters vom Luftgaukommando Wien beschlagnahmt worden. Die Ordensfrauen lebten „Tür an Tür" mit Wehrmachtsoffizieren. Doch obwohl das Kommen und Gehen der Kinder nicht unbemerkt blieb, kam es nie zu einer Anzeige. In der Provinzchronik von 1943 heißt es: *Die Herren des Luftschutzkommandos wussten um diese Illegalität. Sie sahen die Mädchen und Buben ein und ausgehen und wussten darum. Doch niemals die Spur einer Anzeige.*[16] Für den verborgenen Unterricht wurden abwechselnde Eingänge genutzt (Kirche, Klosterpforte, Hintereingänge). Chroniken, Briefe, Rundschreiben und Tonaufnahmen dokumentieren diese Phase des stillen Widerstands.

Die Schriftstellerin Ilse Aichinger (*1921, †2016), selbst Schülerin der Geheimschule, verarbeitete ihre Erinnerungen literarisch in der Kurzgeschichte: „U.S. – Eine kleine Geschichte von der Treue".[17] Darin beschreibt sie die Atmosphäre der Klosterschule, die Faszination des verborgenen Unterrichts und die Sehnsucht der Kinder nach einer geistigen Welt jenseits der ideologischen Leere: *Und der dicke Schupo* [Schulpolizist] *hätte sich sicher gewundert, uns jede Woche leise und schnell durch das Klostertor schlüpfen zu sehen, denn aus seiner bisherigen Praxis war ihm wohl bekannt, daß Kinder heimlich Äpfel stehlen, doch daß man heimlich zur Religionsstunde geht, wäre ihm jedenfalls neu gewesen.*[18] Aichinger bringt damit den inneren Widerstand zum Ausdruck, der durch diese Bildungsarbeit genährt wurde: ein stilles, aber tiefgreifendes Infragestellen der herrschenden Verhältnisse.

Auch das Ursulinenkloster in Linz wurde während der NS-Zeit zweckentfremdet: als Gefängnis. In der Zelle der frü-

[16] Provinzchronik 1938–1947, Eintrag vom 18. und 30. September 1943, 113f.

[17] Der Text „Eine kleine Geschichte von der Treue" von Ilse Aichinger wurde im Jahr 1946 in der österreichischen Wochenzeitung „Die Furche" veröffentlicht. Er gilt als früher Höhepunkt der österreichischen Nachkriegsliteratur und ist Teil einer Sammlung von Texten der Autorin, in der sie ihre Erfahrungen und Gedanken zur Zeit des Nationalsozialismus und der Nachkriegsära verarbeitet. https://www.furche.at/feuilleton/ilse-aichinger-us-eine-kleine-geschichte-von-der-treue-3892940 [Zugriff: 02.08.2025].

[18] Siehe auch das digitale Ilse Aichinger Literaturverzeichnis: http://dial.aichingerhaus.at/ [Zugriff 02.08.2025].

heren Oberin war der selige Franz Jägerstätter (*1907, †1943) inhaftiert, bevor er wegen Wehrdienstverweigerung in Brandenburg (DE) hingerichtet wurde.

VORAUER MARIENSCHWESTERN:
Biografie und Seligsprechung von Sr. Maria Margareta Krückl

Sr. Clara Maria Neubauer CCIM, Archivarin der Vorauer Marienschwestern und seit 2022 Mitglied der Historischen Kommission im Seligsprechungsprozess sowohl von Ordensgründerin Mutter Barbara Sicharter (*1829, †1905) als auch von Sr. Maria Krückl (*1918, †1945) widmet sich seit vielen Jahren der historischen Aufarbeitung. In ihrem Werkstattbericht gewährt sie Einblick in die Quellenbestände zum Leben und Sterben von Sr. Maria Krückl und die erinnerungsgeschichtlichen Narrative.

Die zentralen biografischen Informationen zu Sr. Maria Krückl stützen sich im Wesentlichen auf die Erzählungen ihrer jüngeren Schwester Rosa Kern, die von Sr. Clara Maria ab 2004 in zahlreichen Interviews aufgezeichnet wurden. Frühe öffentliche Darstellungen des Lebens der bedeutenden Vorauer Marienschwester erschienen in



Abb. 3: Unterricht bei den Ursulinen: Sr. Mater Lucia mit Schülerinnen
© Ursulinen/Fotoarchiv Wien

den 1990er Jahren, darunter ein Beitrag im Umfeld des „Freundeskreises Maria Goretti" in München, der eine historisch wenig gesicherte Parallele zwischen Maria Goretti und Sr. Maria Krückl zog.[19] Weitere biografische Ansätze, darunter eine lokal aufgelegte Schrift der Gastwirtin Johanna Kristoferitsch (*1928, †2015) aus Wenigzell (Steiermark) sowie eine Veröffentlichung von Ferdinand Hutz (*1949, †2006)[20], legten erste Grundlagen für eine breitere öffentliche Wahrnehmung ihres Lebenszeugnisses.[21]

Sr. Maria Krückl, mit bürgerlichem Namen Margareta Krückl, wurde 1918 in Wenigzell in der Oststeiermark geboren. Sie wuchs in einer kinderreichen Familie auf, ihre Mutter starb früh an den Folgen einer Lungenerkrankung. Der Vater musste sich allein um Haushalt, Hof und die Erziehung der Kinder kümmern und heiratete später erneut. Die familiären Lebensumstände waren geprägt von harter Arbeit und katholischer Frömmigkeit. Schon in jungen Jahren war Margareta religiös engagiert, besuchte regelmäßig die Kirche und unterrichtete gemeinsam mit ihrer Schwester heimlich Kinder in der christlichen Lehre – trotz staatlichen Verbots. Ihre tiefe Religiosität und ihre soziale Verantwortung bildeten das Fundament ihrer späteren Berufung.

Dennoch rang sie fünf Jahre lang mit dem Entschluss ins Kloster einzutreten, da sie sich familiär verpflichtet fühlte. Erst im März 1944, mitten im Zweiten Weltkrieg, trat sie im Alter von 25 Jahren in die Kongregation der Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis in Vorau (Vorauer Marienschwestern) ein – ihre Anreise erfolgte mit einem Ochsengespann. Die Einkleidung musste aufgrund der Kriegsumstände im Verborgenen stattfinden. Sr. Maria Krückl arbeitete in der Spitalsküche und in der Landwirtschaft, sie galt im Konvent als fröhlich, hilfsbereit und pflichtbewusst.

Mit der Annäherung der Front im April 1945 spitzte sich die Situation in Vorau dramatisch zu. Die Region wurde zum unmittelbaren Kriegsgebiet erklärt, medizinisches Personal war kaum mehr vorhanden, einige Schwestern mussten ärztliche Aufgaben übernehmen. Aufgrund zunehmender Berichte über Gewaltverbrechen – insbesondere sexualisierte Gewalt durch Soldaten der Roten Ar-

[19] Freundeskreis Maria GORETTI (Hg.), Schwester Maria Margareta Krückl, in: FMG Information, Nr. 52, München 1994, 51.

[20] Ferdinand Hutz war Theologe und Historiker, zudem wirkte er als Archivar und Bibliothekar im Stift Vorau in der Steiermark.

[21] Ferdinand HUTZ, Maria Margareta Krückl. Ordensschwester der Kongregation von der Unbefleckten Empfängnis in Vorau, in: Blutzeugen des Glaubens, Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Bd. 2, Diözesen Graz-Seckau und Linz, Jan MIKRUT (Hg.), Linz 2015, 33–40.

mee – stellte die Ordensleitung den jungen Schwestern frei, sich in Sicherheit zu bringen. Sr. Maria entschied sich, ihrer Familie beizustehen und kehrte am 8. April 1945 nach der heiligen Messe (Weißer Sonntag) in ihr Elternhaus zurück. Dort angekommen, traf sie auf ihren Vater, der mit Stallarbeiten beschäftigt war, sowie auf ihre Stiefmutter, Geschwister, mehrere Nachbarsfrauen und -mädchen, die sich mit einem jungen Deserteur in einem Versteck unter der Tenne verborgen hielten. Sr. Maria entschied sich bewusst dagegen, sich zu verstecken. Sie wollte ihrem Vater helfen und sich um die im Haus untergebrachten Kinder und um die Versorgung des Viehs kümmern.

Ihre Entscheidung sollte tragische Folgen haben: Während der Stallarbeit wurde sie auf der Tenne von einem sowjetischen Soldaten überrascht und es kam zu einem längeren körperlichen Kampf. Sr. Maria wehrte sich heftig, dabei wurde sie durch Schüsse tödlich verletzt. Ihr Vater, der ihr zu Hilfe kommen wollte, wurde von anderen Soldaten gewaltsam mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen und erlitt mehrere Rippenbrüche. Als weitere Soldaten dazukamen und sahen, was geschehen war, flohen sie alle unmittelbar nach der Tat und kehrten nicht zurück. Bemerkenswert ist, dass Sr. Maria Krückl den Kampf stillschweigend ertrug, wohl um die unter dem Tennenboden versteckten Frauen und Mädchen nicht in Gefahr zu bringen.


In heldenhafter Verteidigung ihrer hl. Reinheit opferte ihr Leben

Maria Krückl

Novizin der Marienschwestern in Vorau

Geboren am 17. Juni 1918 in Wenigzell-Lafnitzegg, bei den Marienschwestern in Vorau eingetreten am 17. September 1944, während der Kriegshandlungen am 8. April 1945 von Wüstlingen in der Heimat ermordet.

„Sie glich der Sonne mildem Schein,
Nur flüchtig im Bestehen.
Und ging bald in den Himmel ein,
Um dort für uns zu flehen!"

„In Christus leuchtet uns die Hoffnung seliger Auferstehung. Wenn uns auch das sichere Todeslos bedrückt, die Verheißung künftiger Unsterblichkeit ist uns ein starker Trost. Denn Deinen Gläubigen, Herr, wird ja das Leben nicht geraubt, es wird ihnen neu gestaltet. Und wenn ihre irdische Wohnstatt in Staub zerfällt, steht ihnen die ewige Heimat im Himmel bereit."

Aus der Totenpräfation

Abb. 4: Totenbild von Sr. Maria Krückl
© Archiv Vorauer Marienschwestern

Dieses Geschehen bildet den zentralen Prüfstein im derzeit laufenden Seligsprechungsprozess, welcher der Frage nachgeht, ob Sr. Maria Krückl als Märtyrerin im christlichen Sinne verehrt werden kann. Ein Beitrag des ORF im Jahr 2015 zum 70. Todestag von Sr. Maria Krückl mit Zeitzeugin Rosa Kern brachte die Geschichte einem breiteren Publikum nahe. Zur Förderung der Verehrung wurden seitens des Ordens Gebets-

bilder, Informationsflyer und eine Kurzbiografie erstellt sowie ein Bilderzyklus bei der Künstlerin Karin Wimmer in Auftrag gegeben (2024). Am 1. April 2025 wurde der „Freundeskreis Mutter Barbara Sicharter und Sr. Maria Krückl" gegründet, der sich der geistlichen Begleitung der beiden Seligsprechungsverfahren und öffentlichen Vermittlung der Lebensbilder der Dienerinnen Gottes widmet. Der Seligsprechungsprozess befindet sich aktuell in der Prüfungsphase und stellt sich der zentralen Frage: Sr. Maria Krückl – eine Märtyrerin?

ZISTERZIENSERSTIFT WILHERING:
P. Sylvester Birngruber OCist

In seinem Werkstattbericht stellte Klaus Birngruber, Archivar im Zisterzienserstift Wilhering sowie im Diözesanarchiv Linz, eine bemerkenswerte Quelle aus dem Nachlass von P. Sylvester Birngruber OCist (*1914, †2006) vor.[22] Der Fund einer bislang unbekannten Gedenkschrift (vermutlich) aus dem Jahr 1948 ermöglicht neue Einblicke in das spirituelle Erleben des NS-Widerstands.

Geboren 1914 in Bad Leonfelden (OÖ), trat Sylvester Birngruber in das Zisterzienserstift Wilhering ein, wo er 1939 zum Priester geweiht wurde. Bereits im darauffolgenden Jahr wurde er aufgrund seiner Mitgliedschaft in der Großösterreichischen Freiheitsbewegung (GFÖB)[23] von den Nationalsozialisten verhaftet. Diese Organisation strebte eine Abspaltung Österreichs vom Deutschen Reich – unter Einbeziehung Bayerns – an. Die Gruppe agierte primär theoretisch ohne konkrete Sabotageakte und war über Wien organisiert. Der Mitbruder P. Gebhard Rath OCist (*1902, †1979) war einer der führenden Köpfe dieser Widerstandsgruppe. Weitere zahlreiche Patres des Zisterzienserstifts Wilhering wurden verhaftet, das Kloster beschlagnahmt und bis 1945 für NS-Zwecke genutzt. Auch Abt Bernhard Burgstaller OCist (*1886, †1941), der offenbar nichts vom Widerstand wusste, wurde als Oberer verhaftet und verstarb im Gefängnis. Von Mitbruder P. Konrad Just OCist (*1902, †1964) ist ein umfangreicher Haftbericht erhalten und publiziert.[24] Bereits in den 1970er Jahren wurden diese Fälle durch Diplomarbeiten in Wilhering früh aufgearbeitet und später durch Beiträge von Erika Weinzierl vertieft.[25]

[22] Die Namensgleichheit zwischen dem Archivar Klaus Birngruber und dem Zisterzienserpater Sylvester Birngruber beruht auf einem entfernten Verwandtschaftsverhältnis.

[23] https://www.ooegeschichte.at/archiv/epochen/nationalsozialismus/widerstand/widerstandsgruppen/grossoesterreichische-freiheitsbewegung [Zugriff: 28.09.2025].

[24] P. Konrad JUST, Meine Erlebnisse in den KZ-Lagern Dachau und Buchenwald, Stift Wilhering 2006.

[25] Erika WEINZIERL, Mönche gegen Hitler – am Beispiel des Zisterzienserstiftes Wilhering, in: Römische Historische Mitteilungen, Bd. 28, Wien 1987, 365–378.

P. Sylvester Birngruber musste nach seiner Inhaftierung fünf Jahre lang in verschiedenen Gefängnissen in Deutschland und Österreich verbringen. Gegen Ende des Krieges gelang ihm während eines Todesmarsches die Flucht. Die Erfahrung dieser Zeit hatte ihn tief geprägt – geistlich wie persönlich.

Nach dem Krieg studierte er in Wien (zwei Doktoratsstudien), war Lehrer am Stiftsgymnasium Wilhering, später Prior und zuletzt Spiritual bei den Marienschwestern in Linz, wo er im Jahr 2006 starb.

Nun ist erstmals ein zentrales Dokument seines Lebens und Glaubens bekannt geworden: eine vermutlich im Jahr 1948 maschinenschriftlich verfasste Gedenkschrift, die über Jahrzehnte in seinem Nachlass unbeachtet blieb.[26] Sie umfasst 48 Seiten (eine fehlt) und wurde offensichtlich überarbeitet – mit handschriftlichen Korrekturen und struktureller Gliederung. Das Dokument ist konzipiert wie eine Predigt, aufgebaut entlang eines Kreuzwegs mit der Auferstehung als Abschluss. Es handelt sich nicht um eine bloße Erinnerungsniederschrift, sondern um eine theologisch-philosophisch durchdrungene Reflexion, die auch autobiografische Erlebnisse enthält. Klaus Birngruber bezeichnet den Text als eine emotionale Anklageschrift – getragen von tiefer Gottesnähe und spiritueller Radikalität. P. Sylvester klagt nicht nur das NS-Regime an, sondern auch seine Zeitgenossen:

Viele von euch haben geglaubt, ihre Heimat verteidigen zu müssen – und sie sind im Heerlager des Teufels gestanden. Verzeiht mir, dass ich euch die bittere Wahrheit sage, aber einer muß sie euch doch einmal sagen.[27]

Er beschreibt die innerklösterliche Situation, insbesondere die ambivalente Stimmung während der NS-Zeit und das Verhalten bei Abstimmungen im Konvent. Ebenso finden sich detaillierte Schilderungen aus der Haft, etwa zur Gerichtsbarkeit, zum Sterben, zur Feier der Messe in den Gefängnissen und zu Gesprächen mit zum Tode verurteilten Mitgefangenen. Diese Zeugnisse werden durch Originalzitate lebendig gemacht. P. Sylvester bezeichnet sich selbst rückblickend als „Katakombenpriester", sprach aber erst 1990 öffentlich über diese Erlebnisse.

Literarisch erinnert der Text, so Klaus Birngruber, an Leopold Arthofers (*1899, †1977) Publikation *Als Priester*

[26] Stiftsarchiv Wilhering, Akten 38.A5, Mappe „Rückblick auf die Jahre im Gefängnis und den „Todesmarsch".

[27] Aus dem Vorwort der Gedenkschrift (S. 1).

im Konzentrationslager.[28] Aus psychologischer Sicht sei er als Form der Selbsttherapie zu lesen. Die Schrift reflektiert tiefgreifend das existentielle Ringen eines Christen unter totalitärer Bedrohung und zeigt einen Mann, der in größter Gefahr an seinem Glauben festhält, ihn theologisch deutet und damit verarbeitet.

Die Entdeckung der Gedenkschrift von P. Sylvester Birngruber ist ein herausragender Fund. Sie liefert nicht nur wertvolle historische Informationen, sondern dokumentiert auf einzigartige Weise den inneren Widerstand eines Theologen und Seelsorgers, dessen Glaube inmitten der Vernichtung bewahrt blieb.



Abb. 5: P. Sylvester Birngruber OCist als junger Mönch © Stiftsarchiv Wilhering/Akten 35.A1, Fotoalbum

NS-OPFER BEI DEN MARIANISTEN, JESUITEN UND SALVATORIANERN

Der Publizist Martin Kolozs, tätig in den Provinzarchiven der Salvatorianer und Marianisten, stellte seine aktuellen Forschungsarbeiten zur Erinnerungskultur und Märtyrerbiografik von drei Ordensgemeinschaften vor.

Ein zentrales Anliegen für ihn ist die breitere Bekanntmachung des seliggesprochenen P. Jakob Gapp SM (*1897, †1943). Der gebürtige Tiroler wurde als Marianist in den Osten Österreichs entsandt (Seligsprechung 1996). In Zusammenarbeit mit Erzbischof emeritus Alois Kothgasser wurde eine Publikation über P. Gapp realisiert, die über das Ordensleben hinaus Wirksamkeit zeigen soll.[29] Kolozs betonte dabei die Bedeutung der „Grenzüberschreitung" in der Kommunikation, um ein Netzwerk des Erinnerns aufbauen zu können. Regionale Initiativen und Rücksichtnahmen auf Familienangehörige sind integrale Bestandteile dieser Erinnerungsarbeit.

Neben den Marianisten beschäftigte sich Kolozs mit zwei bislang wenig bekannten NS-Opfern aus dem Orden der Jesuiten in Innsbruck: P. Johann Schwingshackl SJ (*1887, †1945) und P. Johann Steinmayr SJ (*1890, †1944), die im Orden als Märtyrer gelten, aber darüber hinaus kaum wahrgenommen wurden.[30] Im Auftrag des Ordens forschte Kolozs nicht nur in Archiven, sondern auch im familiären Umfeld der Betroffenen. Dabei stieß er auf Diskrepanzen zwischen Zeitzeugenberichten und Häftlingsdokumentationen: So konnte etwa nachgewiesen werden, dass eine Zeugenaussage, auf die seit jeher als erste

[28] Leopold ARTHOFER, Als Priester im Konzentrationslager, Meine Erlebnisse in Dachau, Graz–Wien 1947.

[29] Martin KOLOZS, Für Christus zu leiden ist eine Ehre – Lebensbild des seligen P. Jakob Gapp, Erzbischof emeritus Alois KOTHGASSER (Hg.), Innsbruck–Wien 2022.

[30] Vgl. Martin KOLOZS, Kreuzwege – Lebensbild der Jesuiten Johann Schwingshackl und Johann Steinmayr, Jesuitenkolleg Innsbruck (Hg.), Innsbruck–Wien 2024.

Quelle des Martyriums von P. Steinmayr hingewiesen wird, nachweislich erfunden ist – ein Detail, das durch falsche Überlieferungen bislang unpräzise dargestellt wurde.[31] Der Bericht unterstreicht die Notwendigkeit eines sorgfältigen, quellenkritischen Umgangs.



Abb. 6: P. Titus Helde SDS
© Archiv der österreichischen Pro-Provinz der Salvatorianer

Ein weiteres Beispiel für Erinnerungskultur im Wandel ist P. Titus Helde SDS (*1905, †1945), der nicht dem organisierten Widerstand angehörte, jedoch in den letzten Kriegstagen in Mistelbach (NÖ) erschossen wurde, als er sich schützend vor eine Gruppe Frauen stellte. Innerhalb des Ordens der Salvatorianer wird er als Märtyrer verehrt. P. Peter van Meijl SDS schrieb dazu in seiner Publikation im Jahr 2022: *Wir arbeiten für die Zukunft, unser Lehrmeister ist aber nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit – besonders in ihren bleibenden Größen* [..].[32]

Aktuell gibt es Bestrebungen, P. Titus Helde für einen Seligsprechungsprozess vorzuschlagen. Das Gedenken in Mistelbach geht mittlerweile über rein kirchliche Formen hinaus und reflektiert kollektives Erinnern im öffentlichen Raum.

Kolozs wies abschließend darauf hin, dass viele ältere Publikationen – etwa aus den 1970er und 1980er Jahren – nur eingeschränkten Zugang zu Archiven hatten. Erst heute wird es durch verstärktes Öffnen und Erschließen möglich, diese Biografien differenzierter und auf breiterer Quellenbasis zu erforschen. Das erfordere ein objektives und unvoreingenommenes Forschen, auch durch Personen außerhalb der Orden – eine Haltung, die er als besonders fruchtbar für die kirchliche Zeitgeschichte versteht.

Publikationen spielen in diesem Kontext eine zentrale Rolle. Sie dienen nicht nur der fachlichen Dokumentation und dem interdisziplinären Austausch, sondern ermöglichen auch die gesellschaftliche Vermittlung des klösterlichen Widerstands und der persönlichen Opfer. Gerade in einem breiteren Netzwerk von Kirche, Forschung und Öffentlichkeit sind wissenschaftlich fundierte Veröffentlichungen das entscheidende Medium, um historische Verantwortung sichtbar und erinnerbar zu machen.

[31] KOLOZS, Kreuzwege (wie Anm. 30), 108f (FN 209).

[32] Pater Peter VAN MEIJL, Erzähl mir die Geschichte von Pater Titus Helde (*1905–†1945), Provinzialat der österreichischen Pro-Provinz der Salvatorianer (Hg.), Wien 2011, 90.

FAZIT

Als Autorin dieses Beitrags war es mein Ziel, anhand ausgewählter Werkstattberichte Einblicke in die vielschichtige Aufarbeitung der NS-Zeit in Ordensgemeinschaften zu geben. Die vorgestellten Beispiele zeigen eindrucksvoll, wie unterschiedlich die Wege zur historischen Erinnerung verlaufen: Manche Beiträge basieren auf jahrzehntelanger Forschung, andere stehen am Anfang eines neuen Erkenntnisprozesses. Doch allen gemeinsam ist der Wunsch, sich der eigenen Vergangenheit offen, kritisch und verantwortungsvoll zu stellen.

Gerade die Vielfalt der Quellen – von persönlichen Zeugnissen über Ordenschroniken bis hin zu bislang unbeachteten Nachlässen – verleiht der Auseinandersetzung Tiefe und Authentizität. Es zeigt sich, dass die historische Wahrheit oft in den kleinen, unscheinbaren Dokumenten liegt – und dass Zeitgeschichte nicht nur eine Frage von Fakten, sondern auch von Haltungen, Mut und Erinnerungskultur ist.

Mit diesem Beitrag möchte ich nicht nur den aktuellen Forschungsstand abbilden, sondern auch ein Bewusstsein dafür schaffen, dass kirchliche Archive – besonders die der Orden – einen bedeutenden, oft noch unterschätzten Beitrag zur NS-Forschung leisten können. Die Auseinandersetzung mit dieser Zeit bleibt ein Prozess, der nicht nur Wissen generiert, sondern auch Identität stiftet und Verantwortung sichtbar macht.

Karin Mayer absolvierte eine Ausbildung zur Restauratorin und studierte Kunstgeschichte in Wien. Ihre berufliche Laufbahn führte sie zunächst an das Kunsthistorische Museum Wien, wo sie in der Ausstellungs- und Sammlungsbetreuung sowie der Bestandserhaltung tätig war. Eine Weiterbildung im Kulturmanagement eröffnete ihr neue Möglichkeiten für Projekte in der Kunst- und Kulturvermittlung. Nach ihrer Tätigkeit im Kunstreferat und Diözesankonservatorat in Linz wechselte sie 2016 zur Österreichischen Ordenskonferenz nach Wien. Seit 2018 leitet sie dort den Bereich Kultur und Dokumentation, in dem sie ihre fachlichen Schwerpunkte – von der Denkmalpflege bis zur Archivierung – inhaltlich wie strategisch einbringt.
Kontakt: karin.mayer@ordensgemeinschaften.at

ZEHN JAHRE MiRKO / MiKO

Eine Nachlese zur Würdigung

Martin Kolozs

Aus der Heiligen Schrift kennen wir den abgewandelten Spruch „Wer Gutes sät, wird Gutes ernten“[1], und in diesem Sinne können wir auch auf die äußerst gedeihliche Entwicklung der „Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden“ (MiKO) blicken, welche mittlerweile in zehn Ausgaben vorliegt.

Beginnend mit der Gründungsidee des Archivars und Bibliothekars des Schottenstifts in Wien, Maximilian Alexander Trofaier, der vorschlug die verschiedenen Vorträge der jährlichen Archivtagungen zu sammeln und in einem geeigneten Format zu veröffentlichen, und dem diesen Impuls aufgreifenden Engagement von Helga Penz, der langjährigen Leiterin des Referats für die Kulturgüter der Orden, starteten die „Mitteilungen des Referats für die Kulturgüter der Orden“ (MiRKO) – so der Titel der Reihe von 2016 bis 2019. Sie boten von Anfang an eine niederschwellige Möglichkeit zur Publikation für Ordensleute und deren Mitarbeiter:innen, nicht ohne dabei den verbindlichen Anspruch auf wissenschaftliche Verlässlichkeit zu erheben: „Wir möchten mit dieser Zeitschrift zum Diskurs über die Kulturgüterpflege und ordenshistorische Forschung in Österreichs Klöstern und Ordensgemeinschaften beitragen.“[2]

Mit der vierten Ausgabe der MiRKO von 2019 kam es dann zu einer inhaltlichen Weiterentwicklung unter der neuen Leiterin des nunmehrigen „Bereichs Kultur und Dokumentation“[3], Karin Mayer. So wurden mehr Beiträge und Texte aus verschiedenen Fachbereichen veröffentlicht – eine Praxis, die bis dato beibehalten wurde. Im Editorial von damals lesen wir dazu: „Die

[1] Vgl. (1) Altes Testament, Buch Hosea 10,12; (2) Neues Testament, Brief an die Galater 6,7 et al.

[2] MiRKO 1/2016, S. 1 (Editorial).

[3] Mit der Gründung der Österreichischen Ordenskonferenz Ende 2019, die aus der Zusammenlegung der „Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften Österreich“ und der „Vereinigung der Frauenorden Österreichs“ hervorging, folgten Strukturveränderungen.



Abb. 1: Cover der ersten MiRKO-Ausgabe im Jahr 2016 © ÖOK



Abb. 2: Redaktionsteam im Jahr 2019, von links nach rechts: Gerald Hirtner, Karin Mayer, Irene Kubiska-Scharl, Maximilian Alexander Trofaier © ÖOK

meisten Beiträge dieses Bandes, nämlich acht, stammen aus dem Bereich der Archive […]. Drei Beiträge […] kommen im weiteren Sinn aus dem Bereich der Bibliotheken, jeweils einer aus jenem der Musikarchive […] und der Kirchenpädagogik […]. Vier Beiträge […] beschäftigen sich mit allgemeinen Fragen des Kulturerbes der Orden und der Ordensgeschichte, seine Abrundung erfährt der Band durch einen hausgeschichtlichen Aufsatz […] sowie einen ordenshistorischen Tatsachenbericht […]. Der nicht immer gleichen methodischen Gestaltung der einzelnen Veranstaltungen geschuldet ist die formale Bandbreite der dieses Jahr recht unterschiedlichen Beiträge. Kurze Erfahrungsberichte und Impulse sollen nun einmal ebenso ihren Platz im Journal haben wie die ‚klassischen' Artikel mit Fußnotenapparat. Wir hoffen, dass diese scheinbare Inhomogenität tatsächlich als eine Stärke der MiRKO wahrgenommen wird."[4]

[4] MiRKO 4/2019, S. 1 (Editorial).

Neben der inhaltlichen ist auch eine grafische Neuerung ab der vierten Ausgabe der MiRKO zu beobachten: das Reihen-Signet verändert sich auffällig von einem eher sachlich gehaltenen zu einem ästhetisch ansprechenden Logo, das viel gelungener, weil viel deutlicher als sein Vorgänger die lebendige Vielfalt der dargebotenen Texte zum Ausdruck bringt. – Hingegen bleibt die ursprüngliche Covergestaltung mit der Zweiteilung in ein Bild- und

ein Textsegment, wobei das oben gesetzte Umschlagfoto von Ausgabe zu Ausgabe wechselte, erhalten. Damit konnte ein hoher Wiedererkennungswert der MiRKO bzw. der MiKO über die Jahre hinweg etabliert werden.

Wie groß der Stellenwert des verschriftlichten Wortes und damit der MiKO ist, zeigte sich am eindrücklichsten in den Jahren der COVID-19-Pandemie, als das öffentliche Leben, unter anderem während der langwierigen Lockdowns, zum Erliegen kam. In dieser Zeit konnte die im März 2020 verschobene Jahrestagung der Ordensarchive Österreichs im Oktober des Jahres online nachgeholt werden, wodurch viele interessante Beiträge und wissenswerte Forschungsergebnisse wohl größtenteils unbeachtet geblieben wären, gäbe es nicht die MiKO, die zur ergiebigen Nachlese einlud, sowohl in gedruckter Form als auch in bewährter Weise als E-Journal.[5]

Im Jahr 2020 kam es infolge der Strukturveränderungen in der Ordenskonferenz zur Umbenennung des bisherigen „Referats für die Kulturgüter der Orden" in den „Bereich Kultur und Dokumentation". Darauf kam es auch zur Umbenennung der „Mitteilungen des Referats für die Kulturgüter der Orden" (MiRKO) in „Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden" (MiKO) und damit zu dem Namen der Reihe, unter dem sie bis heute bekannt und geschätzt ist.[6]

An dieser Stelle ist der Redaktion und ihren Mitgliedern, die im Laufe des ersten Jahrzehnts zwar wechselten, sich aber allesamt dem gleichen hohen publizistischen Niveau verpflichtet fühl(t)en, vorzüglich zu danken; namentlich waren/sind das: Susanne Barabas (2021–2024), Iris Forster/Fichtinger (2021–2025), Gerald Hirtner (2016–2024), Irene Kubiska-Scharl (2019–dato), Veronika Leopold (seit 2025), Karin Mayer (2019–dato), Helga Penz (2016–2018), Irene Rabl (2016–2018, 2020–2021), Elisabeth Sebanz (seit 2025) und Maximilian Alexander Trofaier (2016–2022). Zusammen mit zahlreichen Autor:innen und Fachleuten aus den unterschiedlichen Orden und Kongregationen, wie zum Beispiel den Benediktinern, dem Deutschen Orden, den Don Bosco Schwestern, den Franziskanern, Herz-Jesu-Missionaren, Jesuiten, Kapuzinern, Karmeliten, der Legion Mariens, den Missionarinnen Christi, Missionsschwestern vom heiligen Petrus Claver,

[5] MiKO 5/2020, S. 1 (Editorial).

[6] Ebd.

Salvatorianern, Steyler Missionaren, Töchtern der göttlichen Liebe, Ursulinen und Zisterziensern, aber auch aus Diözesen und fachverwandten Institutionen, haben sie durchschnittlich zwölf Artikel pro Ausgabe (1/2016–10/2025) zu Themen wie monastische Geschichte, Lebensweise und Spiritualität, Kirchenmusik, Baugeschichte, Bibliotheks- und Archivwesen, Wirtschaftsgeschichte, Opferschutz, Biografien, Jubiläen, Interviews, Methoden der Vermittlung und Fortbildung, Kirchenpädagogik, Provinzentwicklung, klösterliches Kulturerbe usw. präsentiert: „Rückschau halten, Innehalten, um dann wieder fokussiert nach vorne zu blicken. So könnte das allumspannende Thema dieser [aller] MiKO-Ausgabe[n] heißen. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte bedeutet eine umfangreiche Recherche und wird in den meisten Fällen zu einer Entdeckungsreise […]. Die historische Ausarbeitung verschiedener Bereiche ist identitätsstiftend, schafft Bewusstsein und eröffnet neue Sichtweisen.“[7]



Abb. 3: Cover der MiKO-Ausgabe 2020 nach Strukturveränderungen der Ordenskonferenz und folgend neuer Reihentitel © ÖOK

Das gilt allerdings nicht nur für das wissenschaftliche Arbeiten, sondern auch für das Lesen der MiKO, die ihren allerwichtigsten Beitrag weniger im Sammeln, als mehr im Veröffentlichen der Beiträge hat. So wird das dargebotene Wissen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht und das ansonsten als versteckt befundene Ordensleben mit seiner Bedeutung für die Gesellschaft sichtbarer.

Es ist daher den „Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden“ und seinen Verantwortlichen nicht nur für die vergangenen zehn Jahre und ihre beispielhaft geleistete (Pionier-)Arbeit zu danken, sondern es ist den MiKO auch zu wünschen, dass ihre publizistische Tätigkeit noch lange andauert. Denn, so hat es mein Landsmann, der Schriftsteller und Naturwissenschaftler Adolf Pichler (*1819, †1900), einmal gesagt: „Die Forschung ist immer auf dem Weg, nie am Ziel.“ Weshalb es auch zum Zehn-Jahre-Jubiläum der MiKO nicht bloß „Vergelts Gott!“, sondern auch und vor allem „Weiter so!“ und „Vorwärts!“ heißen soll.

[7] MiKO 9/2024, S. 1 (Editorial).

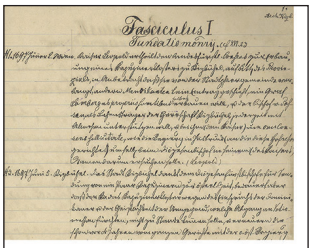
Martin Kolozs, geboren 1978 in Graz, aufgewachsen in Innsbruck, hier Schule und Studium der Theologischen Fakultät, lebt in Wien; tätig als freier katholischer Publizist und wissenschaftlicher Mitarbeiter unter anderem im Archiv der Salvatorianer (Wien) sowie im Archiv der Marianisten (Tragwein, OÖ); zahlreiche Veröffentlichungen zur Diözesan- und Ordensgeschichte sowie im Bereich der Widerstandsforschung.
Kontakt:
martin.kolozs@salvatorianer.at

BISHER ERSCHIENEN:



1/2016

Mitteilungen des
Referats für die
Kulturgüter der Orden



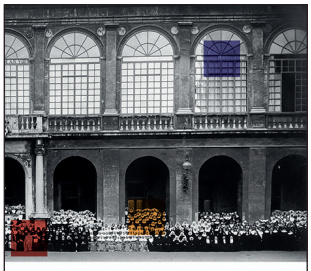
2/2017

Mitteilungen des
Referats für die
Kulturgüter der Orden



3/2018

Mitteilungen des
Referats für die
Kulturgüter der Orden



4 (2019)

Mitteilungen des
Referats für Kulturgüter



5 (2020)

Mitteilungen zu den
Kulturgütern der Orden



6 (2021)

Mitteilungen zu den
Kulturgütern der Orden



7 (2022)

Mitteilungen zu den
Kulturgütern der Orden



8 (2023)

Mitteilungen zu den
Kulturgütern der Orden



9 (2024)

Mitteilungen zu den
Kulturgütern der Orden


© ÖOK/emw


© ÖOK/km


© ÖOK/km


© ÖOK/km

JAHRESPROGRAMM 2026

26. Jänner 2026

Forschen willkommen!
Zugänge zum Archiv gestalten
STUDIENTAG ARCHIVE
Salzburg, Kardinal-Schwarzenberg-Haus

4. Februar 2026

Einführung in die Kunstdatenbank
SCHULUNG
Wien, Büro der Österreichischen Ordenskonferenz

12.–13. März 2026

Brücken bauen – Chancen durch Netzwerke und Kooperationen
JAHRESTAGUNG DER KIRCHLICHEN BIBLIOTHEKEN
Benediktinerstift Lambach (OÖ)

4.–6. Mai 2026
Zwischen Spiritualität und Schriftgut: Arbeiten im Ordensarchiv
JAHRESTAGUNG DER ARGE ORDENSARCHIVE
Benediktinerstift Göttweig (NÖ)

18.–20. Mai 2026

Notfallplanung in kirchlichen Museen
JAHRESTAGUNG DER ARGE KIRCHLICHER MUSEEN UND SCHATZKAMMERN
Zisterzienserstift Heiligenkreuz (NÖ) und Wien

18.–19. Juni 2026

Rose – Taube – Weintraube: Symbolik und ihre Aussage
JAHRESTAGUNG DER ARGE KULTURVERMITTLUNG
Graz (Stmk)

25. November 2026

KULTURTAG IM RAHMEN DER ORDENSTAGUNGEN
Wien, Kardinal König Haus

https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur

Änderungen vorbehalten

